Zc. III. ~~13/8~~ 40. b.

Ep.
0 54/2

Briefe Wilhelm von Humboldt's.

Zweiter Theil.

Briefe

von

Wilhelm von Humboldt

an eine Freundin.

Zweiter Theil.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1847.

Staats
Bibliothek
Bamberg

Vorbericht.

Die Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin fallen von selbst in zwei Theile. Der zweite Theil umfaßt die letzten Lebensjahre, das Alter des Verfassers. Sie sind in den Jahren 1829 bis 1835 geschrieben, und sind alle und noch der letzte Brief kurz vor dessen Ende, eigenhändig geschrieben.

Nach Frau von Humboldt's Tode beseelte ein ganz anderer Geist ihren jetzt auch schon verklärten Gatten. Gewiß blieb sein Leben und Wirken, im Allgemeinen, gleich wohlwollend, seine Theilnahme für Alle die ihm nahe und werth waren, trostreich und voll Güte und Liebe, aber der Geist der Freude war entflohen, war der Erde abgewendet. Vom Leben forderte er nichts mehr, es konnte ihm nichts mehr gewähren, was für ihn Werth hatte, als Stille und Einsamkeit um ungestört in der Vergangenheit, in wehmüthigen Erinnerungen, in höheren Betrachtungen, in seinen Studien zu leben. Nie ist vielleicht eine Frau tiefer, edler, zärtlicher betrauert, nie aber wohl auch eine Frau einer solchen verklärenden Trauer würdiger gewesen. Das sprechen alle Sonette, alle Briefe aus, die in jenen Jahren geschrieben sind. Der Leser, in dessen Erinnerung der Verfasser fortlebt, wird mit Ehrfurcht demselben, im leidenden, aber schönen würdigen Alter folgen, wie er ihm in den Jahren des männlich-kräftigen Wirkens mit Verehrung folgte.

Außer diesem kurzen Vorwort, darf die Herausgeberin dem zweiten Theile wenig hinzufügen. Sie hat sich schwer entschlossen zu der Mittheilung der Briefe nach ihrem Ableben, noch schwerer den überzeugenden Vorstellungen nachgegeben, daß es noch bei ihrem Leben geschehe. Da aber der Entschluß endlich gefaßt ist, so hegt sie die freudige Zuversicht, daß das Buch viele Freunde finden wird.

So gehe denn heraus aus Deiner vieljährigen geheiligten Verborgenheit, Du lieber, trostreicher Gefährte in dunkeln Tagen, und sei Vielen zur Freude, zur Erhebung und zum Trost, wie Du es mir einst warest.

Die Herausgeberin bittet Alle die sich ihrer Arbeit freuen, um Nachsicht für das wenige Eigene was sie hinzuthun mußte, und um gütiges Wohlwollen für einen noch übrigen kleinen Lebensrest *).

*) Die edle Frau ist nach kurzen Leiden verschieden.

Inhalt des ersten Theils.

Seite

Vorbericht vom 18. October 1814 VI

An den Freiherrn von Humboldt XXVII

Erster Brief. Wien, den 3. November 1814.

Aus Wien vom Kongreß 1

Zweiter Brief. Wien, den 18. December 1814.

Aus Wien vom Kongreß 7

Dritter Brief. Burgörner, April 1822.

Erinnerung 10

Vierter Brief.

Erneuerte Erinnerung 11

Fünfter Brief. Burgörner, den 3. Mai 1822.

Beginn der Korrespondenz 12

Sechster Brief. Burgörner, Ende Mai 1822.

Wohlwollende Gesinnungen 15

Siebenter Brief. Burgörner 1822.

Ein Wunsch. Einwendungen. (Anmerkungen u. Zusätze.).. 18

Achter Brief. Burgörner 1822.

Beantwortung derselben. Erster Versuch. Der Mensch, das Wichtigste für den Menschen 20

Neunter Brief. Tegel, den 10. Juli 1822.

Tegel. Hang zur Einsamkeit und deren Werth Verschiedene Ansicht verschiedener Gegenstände. Ausgezogene Gedanken. Erlaubniß die Briefe zu bewahren. Selbstcharakteristik. Ausgezogene Gedanken 25

Zehnter Brief. Burgörner, Juli 1822.

Zurückkommen auf Lektüre. Behandeln der Menschen nach ihrem Charakter. Wiederholtes Gutheißen des Hanges zur Einsamkeit. Ausgezogene Gedanken 31

Seite

Elfter Brief. Berlin, den 2. December 1822.
Familiennachrichten 36

Zwölfter Brief. Berlin, den 27. December 1822.
Würdigung treuer Gesinnungen und Zusagen unwandelbarer Theilnahme. Eigentliches Gelehrtenleben. Studien. Eintheilung der Zeit 42

Dreizehnter Brief. Berlin, den 14. Februar 1823.
Klagen über Stillschweigen. Alexanders von Humboldt Besuch und Abreise nach Paris 47

Vierzehnter Brief. Berlin, den 14. März 1823.
Gabe zu trösten und zu erheben. Theilnahme an einer Unannehmlichkeit 48

Funfzehnter Brief. Berlin, den 30. März 1823.
Verweise. Milde, sanft, gütig und liebreich 52

Sechszehnter Brief. Berlin, den 12. April 1823.
Freude über gute Nachrichten 57

Siebzehnter Brief. Berlin, den 25. April 1823.
Abneigung gegen das Stadtleben. Freude am freien Himmel, an der Natur. Abtheilungen des Lebens, Jugend, Reife, Alter. Anblick des Himmels. Geisterartiges. Geisterreich. Erhebende Voraussetzung 58

Achtzehnter Brief. Tegel, den 15. Mai 1823.
Geistige Kraft, sich mitten unter Menschen zu isoliren und in ganz verschiedenen Ideen zugleich zu leben. Vertrauliche Beziehungen auf den Austritt aus dem Ministerium. Anerkennung des seltenen Glücks bei herannahendem Alter vollkommener Freiheit zu genießen 63

Neunzehnter Brief. Tegel, den 26. Mai 1823.
Pfingstfest, geistige und irdische Bedeutung. Schmerz, Milde, Nachsicht, Duldung, Theilnahme für Frauen. Andere Foderungen an den Mann. Ausgezogene Gedanken. Freundschaft höherer Naturen 68

Zwanzigster Brief. Ottmachau, den 12. Juli 1823.
Ottmachau. Güter in Schlesien. Glück, Sehnsucht, Selbstbeurtheilung 74

Einundzwanzigster Brief. Tegel, den 11. August 1823.
Rückkunft nach Tegel 77

Zweiundzwanzigster Brief. Den 10. September 1823.
Eine sonderbare, unerklärt gebliebene Spukgeschichte. Dohm und seine Frau 81

Seite

Dreiundzwanzigster Brief. Tegel, den 28. September 1823.
Antwort auf erbetenen Rath. Ein Gesuch 87

Vierundzwanzigster Brief. Berlin, den 18. Oktober 1823.
Eigene Art der Ansicht. Bemerkungen über biographische Mittheilungen 89

Fünfundzwanzigster Brief. Berlin, den 3. November 1823.
Fortsetzung 92

Sechsundzwanzigster Brief. Burgörner, den 29. November 1823.
Fortsetzung 93

Siebenundzwanzigster Brief. Berlin, den 22. Januar 1824.
Glückwünsche beim Jahreswechsel. Liebreicher Tadel, Mißbilligung, Zurechtweisung. Vorschläge zu biographischen Mittheilungen 97

Achtundzwanzigster Brief.
Erklärung einiger Bibelstellen 102

Neunundzwanzigster Brief.
Fortsetzung 106

Dreißigster Brief. Berlin, den 12. März 1824.
Warnungen vor beunruhigenden Vorstellungen. Wiederkehr des Frühjahrs 110

Einunddreißigster Brief. Im April 1824.
Höherer Segen. Glück. Sorge für die Herausgeberin ... 113

Zweiunddreißigster Brief. Im Mai.
Baum, Lustschloß des Grafen Wilhelm zur Lippe-Bückeburg. Phantasiegebilde, oder Gemüthsbilder in ihrem Einfluß auf das innere Leben 116

Dreiunddreißigster Brief. Tegel, den 15. Juni 1824.
Achtung für ein angestrengtes Arbeitsleben. Last und Pein unbedeutender Besuche 120

Vierunddreißigster Brief. Herrnstadt, den 9. Juli 1824.
Ein Brief auf der Reise. Erste Lobrede auf das Alter, das sich leider ganz anders gestaltete, als es hier vorausgesetzt wird. Blick auf das Leben 123

Fünfunddreißigster Brief. Tegel, den 12. September 1824.
Rückkunft in Tegel. Beschreibung. Große Freude an Schönheit der Bäume. Bäume, Symbole der Sehnsucht. Studien. Schöner Uebergang vom Studium des Alterthums zur Bibel. Ehrfurchtsvolles Urtheil über die Schriften des alten wie des neuen Testaments 129

Seite
Sechsunddreißigster Brief. Burgörner, den 13. November 1824.
Theilnahme am innern und äußern Leben. Eltern und Kinder. Lob und Tadel. Ausgezogene Gedanken 134
Siebenunddreißigster Brief. Berlin, December 1824.
Schluß des Jahres. Zusage unwandelbarer Freundschaft .. 141
Achtunddreißigster Brief. Berlin, den 31. Januar 1825.
Kranksein. Gelassenheit und Würde. Die Zeit, ihre große Wichtigkeit. Freude an Ausdauer und Fleiß 143
Neununddreißigster Brief. Berlin, den 8. Februar 1825.
Dunkle Stellen 148
Vierzigster Brief. Berlin, den 12. Februar 1825.
Eigenthümliche Geistesrichtung. Studien. Biographie.... 150
Einundvierzigster Brief. Berlin, den 8. März 1825.
Gleichheit des Alters. Freundschaft und Liebe........... 153
Zweiundvierzigster Brief. Berlin, den 22. März 1825.
Freude an der Natur. Eintheilung der Zeit 157
Dreiundvierzigster Brief. Berlin, den 6. April 1825.
Noch etwas Biographie. Erinnerung d. Jahre 1788, 89, 90 u. 91 162
Vierundvierzigster Brief. Tegel, den 1. Mai 1825.
Fortsetzung. Campe. Reise nach Paris, in die Schweiz u. s. w. Leidenschaftliche Neigung, interessante Menschen näher zu kennen. Empfindungen beim Erwachen der Natur 166
Fünfundvierzigster Brief. Tegel, den 15. Mai 1825.
Leben in Ideen das reichste und beste.................. 170
Sechsundvierzigster Brief. Berlin, den 21. Mai 1825.
Das Pfingstfest. Werth aller Feste. Ausgezogene Gedanken 173
Siebenundvierzigster Brief. Tegel, den 16. Juli 1825.
Klare Ansicht eines seltenen Verhältnisses. Wunsch, Mißverständnisse zu beseitigen. Niemand außer sich bedürfen — wie das gemeint sei 178
Achtundvierzigster Brief. Burgörner, den 18. August 1825.
Leben in der Provinz. Freude an einem einfachen Leben. Hang zur Vertiefung. Wohlthätiger Einfluß dieser Neigung. Erklärung derselben. Übergang aus dieser Ideenwelt in ein höheres Leben. Erneuerte Versicherung der Theilnahme. Konsequenz. Nachdenken über sich selbst............... 183
Neunundvierzigster Brief. Burgörner, den 6. September 1825.
Gesundheitszustand. Zwei Gebiete, in denen sich der Mensch bewegt: das der Abhängigkeit und das der Freiheit. Schiller. Körperliche Leiden 190

Seite

Funfzigster Brief. Burgörner, den 26. September 1825.
Ermunterungen, Ermahnungen, Erhebungen. Ideen. Klare, erleuchtende Erklärungen 194

Einundfunfzigster Brief.
Kurzer Brief voll Güte 199

Zweiundfunfzigster Brief. Tegel, den 17. Oktober 1825.
Sternenhimmel, hohe Freude gewährend. Familienleben in Burgörner 202

Dreiundfunfzigster Brief. Berlin, den 30. Oktober 1825.
Die Kupferstiche von Tegel 208

Vierundfunfzigster Brief. Berlin, den 8. November 1825.
Beschreibung des Äußern und Innern des Schlosses. Walter Scott 209

Fünfundfunfzigster Brief. Berlin, den 1. December 1825.
Biographie, ein neues Heft; gütiges Interesse an der Charakterentwickelung eines jungen Mädchens, das noch nicht ganz aus der Kindheit herausgetreten war 214

Sechsundfunfzigster Brief. Berlin, den 25. December 1825.
Schnelligkeit der Zeit. Abgeschlossene Rechnung mit dem Leben. Leben, Tod, Fortdauer 218

Siebenundfunfzigster Brief. Berlin, den 14. Februar 1826.
Ruhe und Heiterkeit. Cadet de Vaux'sche Heilmethode. Berufen des Glücks 222

Achtundfunfzigster Brief. Berlin, den 13. März 1826.
Rathschläge und Versicherungen der Theilnahme 227

Neunundfunfzigster Brief. Ottmachau, den 10. April 1826.
Kurze Beschreibung der Reise. Der junge Rosen, ein Liebling Wilhelms von Humboldt. Höflichkeit 232

Sechzigster Brief. Glogau, den 9. Mai 1826.
Rückreise. Beschreibung derselben. Zeitungen, entbehrlich. Weltgeschichtliche Begebenheiten im Großen und Allgemeinen und wieder im Individuellen. Übergehen vom Irdischen zum Überirdischen. Wiedersehen, Wiederfinden unserer Geliebten; Unentbehrlichkeit dieser Hoffnung, dieses Glaubens. Freude an Kirchhöfen. Sehr schöne in Königsberg 236

Einundsechzigster Brief. Berlin.
Zurück in Berlin und sehr beschäftigt. Tiefe Sehnsucht nach einem höheren, schöneren Zustand, als er uns hier verliehen ist. Ueber Einseitigkeit. Laster und Gesinnung 241

Seite

Zweiundsechzigster Brief. Tegel, den 10. September 1826.
Empfang eines neuen biographischen Heftes. Höhere Ansicht, höhere Zwecke schmerzlicher Verhängnisse. Einiges aus dem Geisterreich 246

Dreiundsechzigster Brief. Tegel, im Oktober 1826.
Wunderbare seltene Geisteskraft. Noch etwas ins Geisterreich Gehörendes. Erhebende und trostreiche Erklärungen. Tiefe Ehrfurcht für die Güte und Weisheit der Gottheit.. 251

Vierundsechzigster Brief. Berlin, den 8. November 1826.
Tröstlich und wohlthuend ist die Vorstellung über uns wachender Schutzgeister. Bibel, altes und neues Testament. Vertiefen in den Anblick des Sternenhimmels. Unsterblichkeit, Tod, freudiges Erwarten desselben. Freudigkeit und Hoffnung im Tode und der Erwartung des folgenden schönern Lebens 256

Fünfundsechzigster Brief. Tegel, den 6. December 1826.
Segnungen des Christenthums 261

Sechsundsechzigster Brief. Rudolstadt den 2. Januar 1827.
Rudolstadt. Schönheit der Gegend. Schönes Bild der geistreichen, liebenswürdigen Fürstin 264

Siebenundsechzigster Brief. Berlin, den 28. Januar 1827.
Gedanken und Ideen über verschiedene Gegenstände. Religiöse Ansichten, trostvoll 269

Achtundsechzigster Brief. Tegel, den 18. März 1827.
Offenbach. Frau von Laroche 275

Neunundsechzigster Brief. Berlin, den 10. April 1827.
Wehmuth und Heiterkeit. Erinnerung an Offenbach 277

Siebzigster Brief. Berlin, den 2. Mai 1827.
Korrespondenz, was dazu erfordert wird und worin der Genuß und die Freude daran besteht. Wenig Menschen haben Sinn dafür. Fest- und Ruhetage. Erklärung des Friedens, den die Welt nicht giebt 280

Einundsiebzigster Brief. Tegel, den 23. Mai 1827.
Wiederholte Freude an Bäumen, immer neu und voll reicher Ideen. Zurückkommen auf die Korrespondenz und Vorschlag 287

Zweiundsiebzigster Brief. Tegel, den 12. Juni 1827.
Naturerscheinungen; von allen die furchtbarste, der Sturm. Ankündigung einer großen Reise nach Bad Gastein. Salzburg mit seinen schönen Gebirgen; in Deutschland wohl die schönste Gegend. Tod durch Blitz, als Antwort auf eine Briefstelle 294

Seite

Dreiundsiebzigster Brief. Landshut, den 19. Juli 1827.
Reisen störend in Geschäften. Stilles Denken lieben Frauen mehr als Männer. Die Arbeiten der Frauen lassen das stille Sein der Seele, das Leben in Gedanken und Empfindungen zu. Die Beschäftigungen der Männer schließen es aus. Darum sind meist Frauen interessanter als Männer. München, Baireuth. Schönes Land, reich an Merkwürdigkeiten aller Art 303

Vierundsiebzigster Brief. Bad Gastein, den 5. August 1827.
Reisebeschreibung. Gastein, der Wasserfall und die überaus reizende Lage dieses Bades. München. Große Kunstschätze daselbst 308

Fünfundsiebzigster Brief. Bad Gastein, den 21. August 1827.
Familie St. Rückkehr nach Berlin und Tegel 313

Sechsundsiebzigster Brief. Tegel, den 5. September 1827.
Beschreibung sehr schöner Gegenden, Salzburg, Baireuth und auch noch über Gastein. Über die Eindrücke der Natur und Gegenden 317

Siebenundsiebzigster Brief. Tegel, den 21. September 1827.
Theilnahme an dem Wiedersehen der Familie St 322

Achtundsiebzigster Brief. Tegel, den 8. Oktober 1827.
Südliches und nördliches Klima (Wiederholungen, aber nur um zu höheren Ideen überzugehen: Erstarren im Tode, Auferstehn zu neuem Leben, Sterben und zu neuem Dasein erwachen) 326

Neunundsiebzigster Brief. Tegel, den 26. Oktober 1827.
Der 18. Oktober 329

Achtzigster Brief. Im December 1827.
Sternhimmel. Stimmung beim Anblick des Wassers. Theilnehmendes Verweilen bei einer traurigen Stimmung. Glaube. Seelenfriede 331

Einundachtzigster Brief. Berlin, im Januar 1828.
Sonderbare Einbildungen eines großen Mannes, daran geknüpfte hohe und erhebende Ideen. Großer Reiseplan. Feststellung des Briefwechsels. Sternhimmel. Größe der Natur, des Schöpfers und dessen Güte, diese vor allen von der trostvollen Seite betrachtet 337

Zweiundachtzigster Brief. Berlin, den 21. März 1828.
Aenderung der Reiseroute 344

Seite

Dreiundachtzigster Brief. Unterwegs.
Wiedersehen! 345
Vierundachtzigster Brief. Paris, den 23. April 1828.
Erinnerung daran. Frankfurt, Frankreich, Reisen in Frankreich, nicht vergnüglich. Ankunft in Paris. Reise und Reiseerzählung 346
Fünfundachtzigster Brief. London, den 20. Mai 1828.
Überfahrt von Calais nach London. Sonnenaufgang auf dem Meer betrachtet. Eindruck der großen Stadt. Lebensweise in London 352
Sechsundachtzigster Brief. London, im Juni 1828.
Mannichfaltiges Interesse, sowohl in Kunst und Wissenschaft, als in Gelehrsamkeit. Abreise von London. Ende des Parlaments. Englischer Gottesdienst, nicht erbaulich. Quäker, Mrs. Fry. Besuch des Hauptgefängnisses 356
Siebenundachtzigster Brief. Salzburg, den 14. August 1828.
Rückkehr nach Deutschland. Reise von London nach Gastein, über Elsaß, Schwaben und Baiern. Der König. Urtheil über ihn, Würdigung seines hohen Werths. Kunstschätze.. 362
Achtundachtzigster Brief.
Werth eines ruhigschönen Stilllebens. Es geht aus dem Innern hervor. Bemerkung über diesen Gegenstand. Noch ein Blick auf Gastein 366
Neunundachtzigster Brief. Tegel, den 16. October 1828.
Schloß Thurnau. Betrachtung des gestirnten Himmels ... 371
Neunzigster Brief. Berlin, den 16. Nov. u. 16. Dec. 1828.
Theilnahme an schwerer Stimmung. Ansicht des Todes. Beruhigender Zuspruch. Schwermüthige düstre Ahndung beim Schluß des Jahrs, der Frau v. Humboldt drohende tödtliche Krankheit 383

Inhalt des zweiten Theils.

Vorbericht. Seite

Erster Brief. Berlin, 1829.

Schmerzliche Stimmung. Nahes Ende der Frau von Humboldt 1

Zweiter Brief. Berlin, den 31. März 1829.

Frau von Humboldt's Tod; Begräbniß in Tegel 2

Dritter Brief. Berlin, den 18. Mai 1829.

Neuer Verlust durch den Tod eines Freundes 4

Vierter Brief. Tegel, den 12. Juni 1829.

Natur, Tod, Unglück, Trostlosigkeit, Trost. Leben mit einem großen Schmerz. Wehmüthige Zufriedenheit. Philosophische und religiöse Berufung zu neuer Thätigkeit. Ansicht großer Naturbegebenheiten 9

Fünfter Brief. Tegel, den 6. Juli 1829.

Erkrankung und Genesung eines Enkels. Wehmüthige Erinnerung an verlorne Kinder. Ableben der Frau Theresa Huber 15

Sechster Brief.

Würdigung der edeln Frau. Forster und Huber. Kraft des menschlichen Gemüths. Nahe Abreise nach Gastein 18

Siebenter Brief. Bad Gastein, den 20. August 1829.

Aus Gastein, voll hohen Inhalts 23

Achter Brief. Regensburg, den 10. Septbr. 1829.

Augenleiden. Resignation. Todesfall auf der Reise. Ein Aufsatz in der Horen, von Alexander von Humboldt....... 30

Neunter Brief. Tegel, den 30 Septbr. 1829.

Ruhe und Ergebung. Wehmüthige, auf Blindheit sich beziehende Gesinnungen. Der Rhodische Genius, von Alexander von Humboldt. Wetterlaunen. Gleichmuth in Krankheit. Frau von Humboldt's Grabmal 35

Zehnter Brief. Tegel, den 24. December 1829.

Betrachtende Ruhe. Sonnenuntergang. Tod. Künftiges

Seite
Leben. Wirken so lange man kann. Einsamkeit. Studien. Theilnahme. Wechsel des Jahrs 43
Elfter Brief. Tegel, den 26. Januar 1830.
Uebergang vom irdischen Kummer zu tiefem Schmerz, der erst im eignen Grabe endet. Pflicht auch im größten Schmerz zu wirken und zu handeln. Dies der Probierstein unsrer Empfindungen und der Aechtheit derselben. Lauterkeit der Gefühle für Verstorbene. Höher ist noch die Empfindung des Schmerzes, wenn sie sich über das Irdische zu Göttlichem erhebt, dann entfremdet sie der Erde nicht 48
Zwölfter Brief. Tegel, den 5. und 17. März 1830.
Sorge beim Ausbleiben der Briefe, Beruhigung nach Empfang derselben. Freude an wiederkehrender Heiterkeit. Bitte und Ermahnung sie zu befriedigen. Ueberall Rückblick auf die Verklärte in hoher Verehrung; überall Beziehung auf den unersetzlichen Verlust in höchster Würdigung. Schmerz, Trost in Erinnerung 53
Dreizehnter Brief. Tegel, den 6. bis 9. Mai 1830.
Nächtliches Dunkel. Uebergang zu Licht und höheren Ansichten. Rührende, zärtliche Beziehung, hier wie überall, auf der große Verlust. Ermahnung zur entschwundnen Heiterkeit 59
Vierzehnter Brief. Tegel, den 29. Mai 1830.
G. Jacobi. Offene Kirchen, tröstlich und erhebend. Fernow. Göthe's Briefe über Italien. Reise nach Schlesien und nach Gastein 63
Fünfzehnter Brief. Ottmachau, den 22. Juni 1830.
Wien. Linz. Gewitter. Tod 67
Sechzehnter Brief. Gastein, den 17. Juli 1830.
Gesundheit. Vornamen, Vorliebe dabei. Gastein. Sehnsucht nach Ruhe. Erklärung derselben und leise Hinweisung auf äußeres wie inneres Glück 73
Siebzehnter Brief. Tegel, den 12. August 1830.
Zurückkunft nach Tegel, den schönen, lieben Wohnsitz, der alles umfaßte womit die unendliche Sehnsucht beschäftigt war. Freude an den Studien 78
Achtzehnter Brief. Tegel, den 7. September 1830.
Stimmung und Lebensweise. Sternenhimmel. Eine Hypothese von Kant, in jener Zeit beruhigend und tröstlich. Fürsorglichkeit. Die politischen Ereignisse von 1830 84

Seite

Neunzehnter Brief. Tegel, den 6. October 1830.
Das Leben, ein Fortschreiten zu einer höheren Stufe. Fr. Leopold Stolberg, seine Geschichte der Religion Jesu Christi 91

Zwanzigster Brief. Tegel, den 6. November 1830.
Art und Weise mit Seele und Freude eine wissenschaftliche Beschäftigung vorzunehmen 96

Einundzwanzigster Brief. Tegel, den 4. December 1830.
Stolberg, sein Uebertritt zur kathol. Religion. Ein Buch als Andenken. Palästina. Carl Ritter, schönes Lob desselben 101

Zweiundzwanzigster Brief. Tegel, den 4. Januar 1831.
Wie Wilhelm v. Humboldt den Jahreswechsel begann. Ideen. Jugend, Alter; schöne Seiten von beiden. Palästina und das Alterthum. Immer derselbe Geist, dasselbe Bemühn, das Gebeugte zu erheben, das Schwache zu ermuthigen. Wohlwollen, leiser Tadel und Zurechtweisung. Ansicht der Weltereignisse im Allgemeinen, und derer von 1831 im Besondern 107

Dreiundzwanzigster Brief. Tegel, den 5. u. 8. Februar 1831.
Gesundheits-Nachrichten. Immer größere Schwierigkeit des Schreibens. Gellert. Würdigende Erinnerung an den lieben frommen Mann „ohne alle Poesie". Heiligung nach Gellert, doch schön! 112

Vierundzwanzigster Brief. Tegel, den 6. April 1831.
Stillschweigen. Vermuthungen. Sonnenuntergang. Phantasiegebilde 121

Fünfundzwanzigster Brief. Tegel, den 6. Mai 1831.
Zeitereignisse. Krieg, Polen. Schiller's Leben von Frau von Wolzogen. Was ist Poesie? Klopstock, Gellert 126

Sechsundzwanzigster Brief. Tegel, den 3. Juni 1831.
Tröstliche Theilnahme an einem Trauerfall. Wehmüthige Erinnerung an einem eignen Verlust in Rom 129

Siebenundzwanzigster Brief. Aschersleben, den 2. Juli 1839.
Erinnerungen an Vergangenheit. Geringer Werth des Lebens. Verlust und Gewinn des Alters. Campe. Verschiedene Sphären der Menschen. Ein irdischer und ein höherer Kreis. Der letzte ist Eigenthum des Alters. Erklärung 134

Seite

Achtundzwanzigster Brief. Nordernei, den 26. Juli 1831.
Das Seebad und Nordernei. Das Meer. Erhabenheit des Gegenstandes. Lebhafte Beschreibung des Anblicks und von Nordernei selbst. Gesundheits-Nachrichten 139

Neunundzwanzigster Brief. Tegel, den 1. Januar 1832.
Lebensansichten in verschiedenen Zeiten und Lagen. Zusammenhang des irdischen und überirdischen Daseins. Theilnahme an einem neuen Trauerfall 143

Dreißigster Brief. Tegel, den 2. Februar 1832.
Wohlthätiger Einfluß tröstenden Zuspruchs geliebter Personen. Woher diese Wirkung komme. Groß- und edelherzigen Aeußerungen über diesen Gegenstand, und eben so freisinnige Würdigung der Menschen. Gewinn dieser berichtigten Urtheilsart für die Lebensverhältnisse, vorzüglich für die innigsten. Trauer. Mißfallen an kalter frömmelnder Ergebung 147

Einunddreißigster Brief. Tegel, den 7. März 1832.
Ueber Duelle. Etwas Astronomie. Selbstkenntniß. Erhebung unserer Gesinnungen. Erweiterung der inneren Bestrebungen ist eben sowohl die Aufgabe, die der Mensch zu lösen hat, als die Reinheit seiner Handlungen. Sittliche Schönheit beweist, daß der Seele ein Bild unendlicher Größe, Güte und Schönheit vorschwebt, das zwar unerreichbar ist, aber stets zur Nacheiferung begeistert. In den Kreis von Begriffen, den einer besitzt, gehört nicht grade Bücherbildung, aber Klarheit, Bestimmtheit und Deutlichkeit ist erforderlich. Mißverhältniß des Denkens zum Wissen. Bei Männern fällt es weniger auf. Bei Frauen ist es unangenehm 153

Zweiunddreißigster Brief. Tegel, den 5. Mai 1832.
An einen unbedeutenden Todesfall geknüpfte trostreiche und erhebende Ideen. Etwas Astronomie. Briefwechsel mit Schiller 158

Dreiunddreißigster Brief. Tegel, den 4. Juni 1832.
Abermalige Reise nach Nordernei im Gefühl zunehmender Schwäche. Gelassenes Ertragen derselben. Uebergang zu ernsteren Ansichten über Leben und Tod und Reife zum Tode, diese sieht der Mensch nicht ein und kann sie nicht berechnen 165

Vierunddreißigster Brief. Tegel, den 26. Juni 1832.
Das Wichtigste im Leben. Gesundheitsnachrichten die täuschen sollten, aber nicht täuschten! 170

Seite

Fünfunddreißigster Brief. Nordernei, den 2. August 1832.
Ankunft in Nordernei. Ueber die Wirkung des Bades und dortige Verbesserungen. Vorbereitung auf das gefürchtete Kommende. Ueber den Briefwechsel mit Schiller. Hohe Bescheidenheit, ja, Unterordnung unter Schiller. Frau von Stael und eine ihrer Paradoxen. Großes Lob der Frau von Stael. Freude an jungen glücklichen, zeitgemäßen Ehen. Uebergang zum Alter. Nicht freudenarm, doch nicht absprechend über Andre 173

Sechsunddreißigster Brief. Tegel, den 3. September 1832.
Rückkehr nach Tegel. Wiederaufnahme der Studien; Gelassenheit, Geduld, kein Verdienst! Alles nichts dem Reichbegabten voll hoher Selbstbeherrschung. Zwiefache Art des Alters. Liebenswürdiger Frohsinn und Geselligkeit, oder mehr Ernst, und Ruhe und Tiefe........................ 179

Siebenunddreißigster Brief. Tegel, den 4. October 1832.
Cholera. Besorgniß bei ihrer Erscheinung in K. Ausgezogene Gedanken. Lieblingsideen. Sonnenuntergang....... 184

Achtunddreißigster Brief. Tegel, December 1832.
Freude an vertrauten Mittheilungen. Einzelne Gedanken. Sein Haus bestellen, im Aeußern und Innern. Zurückkommen auf Geduld. Gar kein Verdienst! Campe. Doppelte Wünsche beim Schluß des Jahres 188

Neununddreißigster Brief. Tegel, den 5. Januar 1833.
Beginn des Jahrs, bei prächtigen Sternnächten. Größere Schönheit der Nächte in Italien........................ 191

Vierzigster Brief. Tegel, den 9. Februar 1833.
Werth eines Briefwechsels, der das äußre Leben wenig berührt. Zugleich auch Freude an vertraulichen Mittheilungen. Sein Haus bestellen im Aeußeren und Inneren; Erklärung. Viel edlerer, höherer Art ist das innere geistige............. 194

Einundvierzigster Brief. Tegel, den 8. März 1833.
Ideen. Das Höchste. Erklärung 199

Zweiundvierzigster Brief. Tegel, den 7. April 1833.
Tagebücher, verbrannt!! Gedächtniß. Declamiren. Wie viel dazu gehört. Zufriedenheit mit ergebener Stimmung. Freundliche Ermahnung zu noch höherer Ergebung............. 204

Dreiundvierzigster Brief. Tegel, den 28. April 1833.
Fürst Radzivill und dessen Familie. Gall............ ... 210

Seite

Vierundvierzigster Brief. Tegel, den 14. Juni 1833.
Wiederholte theilnehmende Besorgniß. Weibliche Arbeit. Seelenvolles Lob derselben. Einfluß derselben auf Gemüth und Geist der Frauen 214

Fünfundvierzigster Brief. Berlin, den 1. Juli 1833.
Homöopathie 218

Sechsundvierzigster Brief. Norderney, den 13. Juli 1833.
Hamburg und der hohe Wohlstand der dort herrscht. Klopstock. Sein Grab. Dessen zweite Ehe. Widerwille gegen zweite Ehen. Leben in Norderney. Erinnerungen. Ideen und Wissenschaften. Etwas über Göthe's nachgelassene Werke 220

Siebenundvierzigster Brief. Norderney, den 2. August 1833.
Erfreuliche Wirkung des Seebades. Gewalt der Seele über kranke Zustände. Frau von Stael. Frau von Laroche. Großes Lob der Erstern, Gerechtigkeit gegen die Letztere .. 224

Achtundvierzigster Brief. Tegel, den 6. Oktober 1833.
Ueber Göthe und Herder. Beurtheilung Herder's. Würdigung seiner Schriften. Auf welche Art man Schriften nahen und sie lesen soll. Milder Tadel des vorsätzlichen Lesens 229

Neunundvierzigster Brief. Tegel, den 4. bis 8. November 1834.
Doppelte Sphäre in unserer Seele. Montserrat 234

Funfzigster Brief. Tegel, den 16. November bis 7. Dec. 833.
Mehr noch über die Art wie man Bücher liest. Bunsen. Paul Gerhard. Was ein geistlich Lied eigentlich sein soll. Sorgfältige Auswahl und Bearbeitung der Lieder. Vorzug der älteren Lieder vor den neueren. Es herrscht jetzt mehr als früher, tiefer, religiöser Sinn. Weltereignisse. Sträfliches, doch kein unbedingtes Absprechen. Ehmals größere Frivolität, die alle Moralität untergräbt und keine Tiefe aufkommen läßt. Einfluß der Witterung auf viele Menschen. Lächerliches Beispiel 238

Einundfunfzigster Brief. Tegel, d. 20. Dec. 1833. b. 7. Jan. 34.
Italien. Reise und Aufenthalt dort ein sehr hoher Genuß. Reisebücher als Begleiter. Stolberg vorzüglich, auch Friederike Brun. Erwiederung auf Resignation fernere Briefe bei ungeheurer Anstrengung im Schreiben, die in der Schrift auf's schmerzlichste zu erkennen war. Beim Beginn des Jahrs. Es sollte Trost sein und war es auch 245

Seite

Zweiundfunfzigster Brief. Tegel, den 12. Januar 1834.
Noch etwas über Paul Gerhard's Lieder. Ueber Bibel. Herder. Viel und wenig lesen. Woher die größere oder geringere Lesesucht stamme. Was ist Glück? Frauen finden stilles Glück eher als Männer. Zurückkommen auf die Fortdauer des Briefwechsels, leider nicht unbedingt! 251

Dreiundfunfzigster Brief. Tegel, Februar 1834.
Februar; der Komet von 1835. Das Vorahnden eines nahen Zustandes, der über alles vielleicht Aufschluß giebt. Das Vorahnden geht durch alle Gedanken wehmüthig und erhebend. Noch Erinnerungen an Göthe. Schleiermacher. Sein Tod ein großer Verlust 256

Vierundfunfzigster Brief. Tegel, den 14. März b. 9. April 1834.
Stolberg. Seine italienische Reise und sein Katholicismus. Schönheit und Pracht der Kirchen in Italien. Offene Kirchen den ganzen Tag. Einfluß derselben auf das Gemüth Noch ein klares würdiges Urtheil über Paul Gerhardt's Lieder. Werth eines Predigers, worin er besteht.......... 260

Fünfundfunfzigster Brief. Tegel, den 15. April bis 8. Mai 1834.
Ganz veränderte Handschrift! Sehr ernste Betrachtung über den Einfluß des Alters auf Geist und Charakter. Lieblingsideen.. 264

Sechsundfunfzigster Brief. Tegel, d. 16. Mai 18. u. 28. Juli 1834.
Freude an der Natur, immer neu. Blick auf eine künftige Welt, veranlaßt durch Paulus. Die allerdings vielfachen und großen Beschwerden des Alters sind nur in Geduld zu ertragen, und auch die erhebenden Seiten nicht zu übersehen...................................... 268

Siebenundfunfzigster Brief. Tegel, August u. September 1834.
Selbstkenntniß.. 273

Achtundfunfzigster Brief. Tegel, im März 1834.
Freude über beruhigende Nachrichten.................. 276

Neunundfunfzigster Brief. Tegel, Novbr. b. 3. Decbr. 1834.
Lob der Heiterkeit. Noch etwas über Göthe's nachgelassene Werke. Frau von Varnhagen......................... 279

Sechzigster Brief. Tegel, Decbr. 1834. bis 2. Jan. 1835.
Ermahnung. Abschlagen einer Bitte. Frau von Varnhagen. Selbstkenntniß und Selbsttäuschung... 283

Einundsechzigster Brief. Tegel, Februar bis 3. März 1835.
Begriff und Wesen der Heiterkeit 291

Seite
Zweiundsechzigster Brief. Tegel, im März 1835.
Göthe's nachgelassene Werke. Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde.. 295
Dreiundsechzigster Brief. Tegel, Februar bis 3. März 1835. 296

Anmerkungen und Zusätze................ 297

Briefe Wilhelm von Humboldt's.

Erster Brief.

Berlin, 1829.

Ihr Brief hat mich in einer Zeit gefunden, die ich zu den traurigsten meines Lebens rechnen kann. Mit meiner Frau, deren leidenden, sehr kranken Zustand Sie kennen und theilnehmend mitfühlen, geht es zwar etwas leidlicher, allein der Zustand ist von einem Tage zum andern immer mehr von der Art, daß er über den endlichen Ausgang keinen Zweifel übrig läßt. Zugleich schwebt noch jetzt in wahrer Todesgefahr an einem schlagartigen Nervenfieber der Geheimerath Rust, der Eigenthümer des Hauses, das wir bewohnen, unser Arzt, und zugleich ein Mann, mit dem wir seit langen Jahren in der engsten, freundschaftlichen Verbindung stehen. Erst seit heute früh scheint einige Hoffnung für seine Erhaltung aufzudämmern. Es wäre ein Verlust für viele Hunderte, da er nicht bloß einer der hier am meisten thätigen und beschäftigten Aerzte ist, sondern auch um die Einrichtung der hiesigen Krankenhäuser und ärztlichen Anstalten die größten Verdienste hatte, und gerade im Augenblick seiner Erkrankung noch mit wichtigen, eben erst angelegten Planen dafür beschäftigt war.

In solchen Momenten, die zu den ernstesten des Lebens gehören, bedarf man es, sich in sich zurückzuziehen, und die Fassung da zu suchen, wo die Quelle aller Stärke und aller innern Ausgleichung mit dem Schicksal ist.

Zweiter Brief.

Berlin, den 31. März 1829.

Ich kann Ihnen, liebe Charlotte, heute nur wenige Zeilen schreiben. Ich habe den tiefen Schmerz erfahren, dem ich, wie Ihnen mein letzter Brief sagte, entgegen sah. Meine Frau ist am 26. d. M. früh gestorben und gestern in Tegel beerdigt worden. Sie hatte ein viermonatliches Krankenlager erduldet und viel gelitten, wenn sie auch von heftigen Schmerzen ziemlich befreit blieb. Ihr klarer, heiterer, dem Tode und dem Leben eigentlich gleich zugekehrter Sinn war ihr unverrückt geblieben. Ihre letzten Stunden waren ruhig, sanft und durchaus schmerzlos. Sie behielt bis zum letzten Athemzug ihre volle Besinnung, und sprach noch wenige Augenblicke vor ihrem Verscheiden mit fester, unbewegter Stimme mit uns, ihren beiden ältern Töchtern und mir. Ihre Worte waren eben so einfach, als der Ton ruhig, in dem sie sie sprach. Je näher der Augenblick des Todes kam, je ruhiger und friedlicher wurden ihre Züge. Auch nicht das leiseste Zucken der Lippen entstellte sie. Ihr Tod war ein allmähliges Uebergehen in einen tiefen Schlaf.

Später.

Ich habe einen ganz unerwarteten, neuen und sehr bittern Verlust erlitten. Ein sehr genauer Freund von uns,

der alle Abende seit Jahren, wenn wir in der Stadt waren, bei uns zubrachte, und auf dem Lande oft bei uns war, ist nach einer sehr kurzen Krankheit gestorben. Er hatte noch mit mir am Grabe meiner Frau gestanden, und gestern war ich bei seinem Leichenbegängnisse. Sein Verlust betrübt mich sehr und ich werde ihn schmerzlich vermissen.

Dritter Brief.

Berlin, den 18. Mai 1829.

Unsere Briefe, liebe Charlotte, haben sich gekreuzt. Mein Brief wird Ihnen gezeigt haben, daß ich Ihrem Wunsch, Nachricht von mir zu erhalten, zuvorgekommen bin. Und weil Sie es gern sehen, sage ich Ihnen zuerst, daß meine Gesundheit ganz gut ist. Im höheren Alter, wie ich mich darin befinde, hat man immer hie und da eine kleine Unbequemlichkeit und nach langen Wintern leicht Rheumatismen. An solchen Kleinigkeiten leide ich natürlich auch bisweilen, allein das geht vorüber. Wenn meine Briefe nichts von Krankheit sagen, können Sie mit Sicherheit annehmen, daß ich gesund bin. Von meinem Befinden, und überhaupt von mir zu reden, ist mir im hohen Grade zuwider. Mich freuet eine liebevolle Theilnahme, wenn ich, wie bei Ihnen, liebe Charlotte, überzeugt bin, daß sie aus aufrichtiger und wahrhaft theilnehmender Brust, aus innig theilnehmendem Herzen entspringt. Aber sie würde mir peinlich werden, wenn ich sie gewissermaßen in Anspruch nehmen, sie an einzelnen Beispielen wahrnehmen müßte. Sie ist mir ein schöner Genuß, wenn ich sie mir überhaupt als in den Gesinnungen liegend denke, die Sie mir seit so langer Zeit mit so großer Treue schenken, und auf deren Beständigkeit ich immer mit Sicherheit rechnen kann.

Ich schrieb Ihnen neulich von dem Tode eines vertrauten Freundes, in dem ich sehr viel verloren habe. Jetzt

blühen nun schon Frühlingsblumen auf seinem Grabe, wie auf dem meiner Frau. So geht die Natur ihren ewigen Gang fort, und kümmert sich nicht um den in ihrer Mitte vergänglichen Menschen. Mag auch das Schmerzhafteste und Zerreißendste begegnen, mag es sogar eine unmittelbare Folge ihrer eignen, gewöhnlichen Umwandlungen oder ihrer außerordentlichen Revolutionen sein, sie verfolgt ihre Bahn mit eiserner Gleichgültigkeit, mit scheinbarer Gefühllosigkeit.

Diese Erscheinung hat, wenn man eben vom Schmerz über ein schon geschehenes Unglück, oder von Furcht vor einem drohenden ergriffen ist, etwas wieder schmerzlich Ergreifendes, die innere Trauer Vermehrendes, etwas, das schaudern und starren macht. Aber so wie der Blick sich weiter wendet, so wie die Seele sich zu allgemeinen Betrachtungen sammelt, so wie also der Mensch zu der Besonnenheit und Ergebung zurückkehrt, die seiner wahrhaft würdig sind, dann ist gerade dieser ewige, wie an ihr. Gesetz gefesselte Gang der Natur etwas unendlich Tröstendes und Beruhigendes. Es giebt dann doch auch hier schon etwas Festes, „einen ruhenden Pol in der Flucht der Erscheinungen", wie es einmal in einem Schillerschen Gedichte sehr schön heißt. Der Mensch gehört zu einer großen, nie durch Einzelnes gestörten noch störbaren Ordnung der Dinge, und da diese gewiß zu etwas Höherem und endlich zu einem Endpunkte führt, in dem alle Zweifel sich lösen, alle Schwierigkeiten sich ausgleichen, alle früher oft verwirrt und im Widerspruch klingenden Töne sich in Einen mächtigen Einklang vereinigen, so muß auch er mit eben dieser Ordnung zu dem gleichen Punkte gelangen. Der Charakter, den die Natur an sich trägt, ist auch immer ein so zarter, kein auch die feinste Empfindung verletzender. Die Heiterkeit, die Freude, der Glanz, den sie über sich

verbreitet, die Pracht und Herrlichkeit, in die sie sich kleidet, haben nie etwas Anmaßendes oder Zurückstoßendes. Wer auch noch so tief in Kummer oder Gram versenkt ist, überläßt sich doch gern den Gefühlen, welche die tausendfältigen Blüthen des sich verjüngenden Jahres, das fröhliche Zwitschern der Vögel, das prachtvolle Glänzen aller Gegenstände im vollen Strahlen der immer mehr Stärke gewinnenden Sonne erwecken. Der Schmerz nimmt die Farbe der Wehmuth an, in welcher eine gewisse Süßigkeit und Heiterkeit selbst ihm gar nicht fremd sind. Sieht man endlich die Natur nicht wirklich als das All, als das die Geister- und Körperwelt vereinigende Ganze an, nimmt man sie nur als den Inbegriff der dem Schöpfer dienenden Materie und ihrer Kräfte, so gehört nicht der Mensch, sondern nur der Staub seiner irdischen Hülle ihr an. Er selbst, sein höheres und eigenthümliches Wesen, tritt aus ihren Schranken heraus und gesellt sich einer höhern Ordnung der Dinge bei. Sie sehen hieraus ohngefähr, wie mich der zwar langsam erscheinende aber schöne Frühling ergreift, wie ich ihn genieße, wie er sich mit meinen innersten Empfindungen mischt. Es giebt Ihnen zugleich ein Bild meines Innern selbst. Mein Leben kann keine wahrhaft freudigen Eindrücke, nur wehmüthige und traurige in diesem Augenblick erfahren, und wenn ich in diesem Augenblick sage, so thue ich das nur, weil ich nie gern etwas von der Zukunft sage, weil ich von aller Affektation immer frei gewesen bin, und, wenn eine wahrhaft fröhliche Stimmung in mich zurückkehrte, ich es gar kein Hehl haben würde zu sagen, und kein Bedenken mich ihr zu überlassen. Eigentlich glaube ich aber allerdings, daß meine jetzige Stimmung auch meine künftige sein wird. Ich habe nie begriffen, wie die Zeit einen Schmerz um einen Verlust

soll verringern können. Das Entbehren dauert durch alle Zeit fort, und die Linderung könnte nur darin liegen, daß sich die Erinnerung an den Verlust schwächte, oder man sich gar im Gefühl des Alleinstehens enger an ein anderes Wesen anschlösse, was hoffe ich, mir ewig fern bleiben wird, wie es jeder edeln Seele fern bleibt. Es ist mir aber auch sehr recht, daß es in mir bleibe so wie es ist. Ich habe für mich nie das Glück in freudigen, das Unglück nie in schmerzhaften Empfindungen gesucht, das was die Menschen gewöhnlich Glück oder Unglück nennen, nie so angesehen, als hätte ich ein Recht zu klagen, wenn statt des Genusses des ersteren das letztere mich beträfe. Ich bin eine lange Reihe von Jahren an der Seite meiner Frau unendlich glücklich gewesen, größtentheils allein und ganz durch sie, und wenigstens so, daß sie und der Gedanke an sie sich in alles das mischte, was mich wahrhaft beglückte. Dies ganze Glück hat der Gang der Natur, die Fügung des Himmels mir entzogen, und auf immer und ohne Möglichkeit der Rückkehr mir entzogen. Aber die Erinnerung an die Verstorbene, das was sie und das Leben mit ihr in mir gereift hat, kann mir kein Schicksal, ohne mich selbst zu zerstören, entreißen. Es giebt glücklicherweise etwas, das der Mensch festhalten kann, wenn er will, und über das kein Schicksal eine Macht hat. Kann ich mit dieser Erinnerung ungestört in Abgeschiedenheit und Einsamkeit fortleben, so klage ich nicht und bin nicht unglücklich. Denn man kann großen und tiefen Schmerz haben und sich doch darum nicht unglücklich fühlen, da man diesen Schmerz so mit dem eigensten Wesen verbunden empfindet, daß man ihn nicht trennen möchte von sich, sondern gerade indem man ihn innerlich nährt und hegt, seine wahre Bestimmung erfüllt. Die Vergangenheit und die

Erinnerung haben eine unendliche Kraft, und wenn auch schmerzliche Sehnsucht daraus quillt, sich ihnen hinzugeben, so liegt darin doch ein unaussprechlich süßer Genuß. Man schließt sich in Gedanken mit dem Gegenstande ab, den man geliebt hat, und der nicht mehr ist, man kann sich in Freiheit und Ruhe überall nach außen hinwenden, hülfreich und thätig sein, aber für sich fodert man nichts, da man alles hat, alles in sich schließt, was die Brust noch zu fühlen vermag. Wenn man das verliert, was einem eigentlich das Prinzip des gedankenreichsten und schönsten Theils seiner selbst gewesen ist, so geht immer für einen eine neue Epoche des Lebens an. Das bis dahin Gelebte ist geschlossen, man kann es als ein Ganzes überschauen, in seinem Gemüth durch Erinnerung festhalten und mit ihm fortleben, Wünsche aber für die Zukunft hat man nicht mehr, und da man durch diese Erinnerung eine beständige geistige Nähe gewissermaßen genießt, in allen seinen Kräften sich gehoben empfindet, behält auch das Leben, das ja die Bedingung aller dieser Empfindungen ist, noch seinen Reiz. Ich empfinde keine Freude der Natur schwächer als sonst, nur die Menschen meide ich, weil die Einsamkeit mir inneres Bedürfniß ist.

Vierter Brief.

Tegel, den 12. Juni 1829.

Ich danke Ihnen sehr, liebe Freundin, für Ihren letzten Brief, den ich mit großem und gewohntem Antheil gelesen habe. Ich danke Ihnen besonders für das, was Sie in Rücksicht auf mich und meine Gefühle sagen. — — — —

Ich weiß, daß mein Schmerz der Ihrige ist, auch wenn Sie sich scheuen, ihn zu berühren. Diese zarte Scheu hat etwas Heiliges in sich und ist allen tiefen Gemüthern eigen. — — Sie sehen aus meinen Briefen, daß ich ruhig und besonnen bin. Ich lebe, und das kann nur mit jedem Jahr ausschließlicher zunehmen, im Andenken der Vergangenheit, mit dem Glück, das die Gegenwart nicht mehr giebt. In diesem Andenken bin ich reich, und in sofern zufrieden, als ich fühle, daß dies gerade das Glück ist, das dieser Periode meines Lebens entspricht. Außer diesem Andenken suche ich nichts, sehe mich nicht in diesem Leben nach Ersatz, Trost, Beruhigung um. Ich fordere nichts und bedarf von dieser Seite nichts. Gegen meine Kinder bin ich wie sonst. Es hat sich nichts in meinen Gefühlen für sie geändert, als daß ich Mitleid mit ihrem Schmerz über den gleichen Verlust empfinde. Mich enger an sie anschließen, mehr für sie sorgen, kann ich nicht, da ich das immer so viel gethan, als ich vermochte. Alle übrigen Verhältnisse bleiben mir gerade dasselbe, was sie mir gewesen sind, und ich bin gewiß nicht weniger theilnehmend,

hülfreich, aufgelegt mit Rath und That beizustehen als früher. So, liebe Charlotte, müssen Sie sich mein Inneres denken, und Sie sehen, daß Sie auf keine Weise besorgt um mich zu sein brauchen. Was ich erfahren, liegt im natürlichen Laufe der Dinge. Die zusammen die Lebensbahn gehen, müssen sich an einem Punkte scheiden, es ist glücklicher, wenn die Zwischenzeit sehr kurz ist, in der sie einander folgen. Allein aller Verlust von Jahren ist kurz gegen die Ewigkeit. In mir geht jetzt nichts anderes vor, als daß mein Inneres sich ungekünstelt, unabsichtlich, ohne durch Vorsätze oder Maximen geleitet zu sein, bloß sich seinem Gefühl überlassend, mit der Lebens- oder Schicksalsperiode, wie Sie es nennen wollen, ins Gleichgewicht setze, in die ich unglücklicherweise früher getreten bin, als es der gewöhnliche Gang des Lebens erwarten ließ. An einem solchen Gleichgewicht darf es dem Menschen, meiner Empfindung nach, nie fehlen, das Streben danach sollte ihm wenigstens immer eigen sein. Es ist dies gar keine Klugheitsregel, kein Bemühen, sich heftige Empfindungen zu ersparen. Das Setzen ins Gleichgewicht wird oft nur dadurch erreicht, daß man viel Schmerz, physischen und moralischen, in sein Dasein mit aufnimmt, aber es besteht darin die wahre Demüthigung unter die Fügung des Geschickes, die ich in mir immer als die erste und höchste Pflicht des Menschen betrachte. Gehe ich nun in meine gegenwärtige Lebensepoche zurück, so kann in ihr ein gewisses Anschließen an Personen und an die Welt nicht mehr liegen, aber das wohlthätig aus sich Hinausgehen, die Geneigtheit Antheil zu nehmen und in jeder möglichen Art zu geben, sind gewissermaßen in dem Grade größer, als man minder geneigt zum Empfangen, wenigstens die Seele gar nicht gerade darauf gerichtet ist. Mein hiesiger

Aufenthalt sagt mir überhaupt und gerade jetzt mehr zu, als ich es auszusprechen vermag. Dennoch bin ich fast in jeder Woche in dieser letzten Zeit, wo ich am liebsten vollkommene Freiheit und Einsamkeit genossen hätte, ein auch zwei Tage in der Stadt gewesen. Es ist sonderbar, daß ich gerade in dieser Zeit wieder habe müssen in Geschäfte treten, ohne es ablehnen zu können. Sie sind zwar glücklicherweise wenig bedeutend, nehmen mir aber doch viel Zeit weg, nöthigen mich zu Entfernungen von hier, und bringen mich mit mehr Menschen in Berührung, als mir gerade jetzt lieb ist. Es ist nämlich hier in Berlin ein neues Museum erbauet, in dem alle Kunstsammlungen und Kunstwerke, welche der König besitzt, aufgestellt werden sollen. Hierzu ist eine Kommission von Künstlern ernannt und mir die Leitung derselben anvertrauet worden. Das Geschäft ist in sich leicht und interessant, und die Menschen, mit denen ich in die nächsten Berührungen komme, gehörten schon immer zum Kreise meines Umgangs. Auf diese Weise stört mich dies neue Verhältniß weniger, als sonst der Fall gewesen sein würde.

Sie erwähnen in Ihrem Briefe der Ueberschwemmungen und der Unglücklichen, welche durch Wassersnoth gelitten haben. Die Unterstützungen, welche man für sie zusammengebracht und ihnen gegeben hat, sind sehr bedeutend gewesen. Sehr viel hat auch die Regierung gethan. Der wahren Noth ist freilich also geholfen und geschehen, was nur immer in solchen Fällen geschehen kann. Immer bleiben natürlich eine große Menge, die nicht eigentlich arm oder verarmt, an solchen Unterstützungen nicht theilnehmen können oder wollen, und doch in ihrem ganzen Vermögen und Gewerbsbetriebe sehr zurückgekommen sind. Diese gerade dürften fast die Beklagungswerthesten sein, es ist aber aller-

dings darin nichts zu thun, wie sich denn überhaupt alle geistige und körperliche Noth wohl erleichtern, aber nie ganz heben läßt. Ein Theil muß immer ertragen werden, und diese Nothwendigkeit ist eigentlich das Schmerzlichste für den, der gern Hülfe gewährt.

Bei Wassersnoth, bei Erdbeben, wie jetzt in den südlichen Provinzen Spaniens, ist es eine wunderbare Betrachtung, daß gewisse bestimmte Erdflecke und also gewisse bestimmte Menschenmassen immer und unveränderlich der Rückkehr der Unglücksfälle ausgesetzt sind, deren wirkliches Einbrechen jeden einen solchen Aufenthalt augenblicklich fliehen macht. Man pflegt das ewige Wiederanbauen der Gegenden dieser Art als einen Leichtsinn oder eine Vermessenheit der Menschen zu tadeln. Aber gewiß mit Unrecht. Es ist auf der einen Seite das Gefühl, daß man auf jedem Flecke des Erdbodens in der Hand einer höhern Macht steht, und die Sicherheit, die gleichsam eine physische und mathematische wäre, nicht haben soll und in keinem Theil der Erde hat. Die Erfahrung bestätigt auch dies Gefühl. In den Theilen Spaniens, die jetzt so schrecklich gelitten haben, sind bisher, so weit wir die Geschichte kennen, gar keine Erdbeben gewesen, man hat nicht einmal in der Bildung und Beschaffenheit der Berge und des Bodens dort Spuren bemerkt, welche irgend solche Gefahren fürchten ließen. Man müßte nirgend wohnen, wenn man jede und alle solche vermeiden wollte. Ereignisse dieser Art sind Winke des Himmels, daß der Mensch überhaupt nicht zu fest und sicher auf der Erde Wurzel fassen soll. Es ist nur auf andre Art bloß die Wiederholung der Lehre des Paulus, die Sie sehr richtig und schön in Ihrem Briefe anführen: leben wir allein für dieses Leben, so sind wir die elendesten aller erschaffenen Wesen. Auf der andern

Seite stammt aber auch das Wiederaufbauen von durch Wasser und Erdstöße verödeten Gegenden das sich Wiederansiedeln auf Punkten, welche die Grabstätten von Menschen und Menschenwerken geworden sind, aus einem schönen, sehr lobenswürdigen und wahrhaft frommen Vertrauen auf die Güte der Vorsehung, daß sie der Wuth der Elemente Einhalt thun, ihnen nicht gestatten wird, immer die Sicherheit und Ruhe der Menschen zu bedrohen und zu untergraben. Wirklich bemerkt man doch auch, daß die Revolutionen der Erdkörper abgenommen haben, daß die Umgestaltungen in grauer Vorzeit gewaltsamer gewesen sind, daß die Natur jetzt dem Menschen gleichsam freundlicher begegnet, und ihm nicht so in allen ihren Schrecknissen nur als wilde und ungezügelte Macht erscheint. Selbst die Erfahrung, die Geschichte, die Ueberlieferung, die Deutung der in der todten Natur als Kennzeichen des Geschehenen liegenden Spuren der Begebenheiten und Umwälzungen bestätigen und begründen dies Vertrauen. Kommt nun zu demselben die Anwendung aller Mittel hinzu, durch welche der Mensch sich gegen die Natur und ihre Macht sichern kann, so ist jenes Wiederanbauen einer denselben Gefahren ausgesetzten Landstriche von allem Vorwurf gerechtfertigt.

Es freuet mich sehr, daß Sie nicht aufhören, sich mit den Sternen gern und anhaltend zu beschäftigen. Der Himmel und der Eindruck, den er auf das Gemüth durch seinen bloßen Anblick macht, ist so verschieden von der Erde in allen Gefühlen und Vorstellungen, daß, wer nur an der Natur des Erdbodens Gefallen findet, die Hälfte, und gerade die wichtigste Hälfte der ganzen Naturansicht entbehrt. Ich sage darum nicht, daß sich der Schöpfer größer, wunderbarer, weiser oder gütiger am Firmament offenbart, als auf der Oberfläche der Erde. Seine Macht, Weisheit

und Güte leuchten aus jedem Wesen ebenso, als aus dem größten Weltkörper hervor. Allein der Himmel erweckt unmittelbar im Gemüth reinere, erhabenere, tiefer eindringende und uneigennützigere, weniger sinnliche Gefühle. Ich selbst kann leider wenig nach den Sternen aufsehen, da mein Gesicht zu schwach ist, in diesen hellen Sommernächten andere als die größten Sterne zu erkennen. *)

Da Sie die Bestimmung eines Tages wünschen, so bitte ich Sie, Ihren nächsten Brief am 23. d. M. abzuschicken. Leben Sie recht wohl. Ich bleibe mit der unveränderlichsten Theilnahme und Freundschaft der Ihrige H.

*) Jene Naturereignisse, wie die daran gereiheten, welche diese Bemerkungen veranlaßten, sind lange in die Vergangenheit zurückgetreten, haben andern und selbst wichtigern Platz gemacht, und könnten so an sich vielleicht ohne Interesse sein. Aber sie charakterisiren einen großen und edeln Charakter, sprechen schmucklos-einfach die Milde und Menschenliebe eines himmlischen Gemüths aus, das Alle, die ihm näher standen, nur unauflöslich ihm aneignen konnte.

Fünfter Brief.

Tegel, den 6. Julius 1829.

Seit ich Ihnen das letzte Mal schrieb, liebe Charlotte, bin ich nicht ohne beunruhigende und schmerzliche Ereignisse geblieben. Mein kleiner Enkel, der Sohn meines ältesten Sohnes, der mit seiner Mutter seit einigen Monaten hier ist, war mehrere Tage höchst gefährlich krank, so daß wir an seinem Aufkommen verzweifelten. Es ist ein sechsjähriger, blonder, überaus lebhafter Knabe, der aber aus allen diesen Ursachen — denn man soll dies nach dem Urtheil erfahrner Aerzte am häufigsten bei blonden Kindern wahrnehmen — und vermuthlich auch aus hinzukommender eigenthümlicher Konformation des Kopfs, unglücklicherweise Anlage hat, an Gehirnentzündungen zu leiden, oder wenigstens Gefahr zu laufen, solche zu bekommen. Bisher war es glücklicherweise bei letzterer geblieben. Allein diesmal entwickelte sich die Krankheit hier in ihrer höchsten Gefährlichkeit. Die angewendeten Mittel haben jedoch, Gott sei Dank! die Gefahr abgewendet und die baldige und gänzliche Heilung herbeigeführt. Drei bis vier Tage waren für uns Alle sehr ängstlich. Der Verlust dieses Kindes wäre unendlich traurig gewesen. Ich setze das nicht allein und nicht einmal vorzüglich darein, daß keine andern Geschwister von ihm da sind, und er das einzige Kind meines Sohnes gewesen und geblieben ist, sondern mehr in den vorzugsweise liebenswürdigen Charakter und aufgeweckten

Geist des Knaben. Ich weiß aus eigner schmerzlicher Erfahrung, daß der Verlust eines Kindes immer, auch wenn man mehrere andere hat und behält, das Herz gleich tief erschüttert und bange ergreift. Das verlorene scheint immer das einzige gewesen zu sein. Aber vielleicht nicht der Grad, doch die Art des Schmerzes wird durch die Geistes- und Sinnesart des Dahingeschiedenen allerdings modificirt. Einen Schmerz andrer Art habe ich durch das Ableben der verstorbenen Huber gehabt. Sie haben vielleicht ihren Tod in den Zeitungen gelesen, und gewiß auch mit Theilnahme, da ja mehrmals in unsern Briefen die Rede von ihr war, und Sie sich für sie lebhaft interessirten. In der Allgemeinen Zeitung stand es gewiß, ich weiß aber nicht ob die Nachricht, die allerdings nicht von allgemeinem Interesse war, in andere Zeitungen übergegangen ist. Ich kannte sie, mit wenigen Wochen Unterschied, gerade so lange wie Sie, war von Göttingen aus zweimal bei ihr und bei ihrem damaligen Manne — Forster — in Mainz, und wohnte in ihrem Hause. Wir waren seitdem beständig in Briefwechsel, wenn es auch Zeiten gab, wo wir uns seltner, und andre, wo wir uns wieder häufiger schrieben. Ueber zwei Jahre war dieser Briefwechsel nie unterbrochen. Nach beinahe 40 Jahren traf ich sie, als ich mit meiner seligen Frau zum erstenmal nach Gastein reiste, in Baireuth, wo sie eine Tochter verheirathet hatte. Sie war gegen mich und in sich, den äußeren natürlich sehr sichtbaren Einfluß abgerechnet, ganz wie in der früheren Zeit. Noch über den Tod meiner Frau schrieb sie mir einen sehr schönen Brief. Ich glaubte nicht, daß es der letzte wäre, den ich empfangen sollte. Sie hat eigentlich einen sehr glücklichen Tod gehabt. Sie liebte das Leben, in dem sie auch, obgleich sie in einigen Perioden sich durch viele Mühselig-

keiten und wahren Mangel mit großem Muth durchkämpfen mußte, im Ganzen glücklich war, wenigstens nie über das Gegentheil klagte. Aber sie hatte zugleich, wenn das Schicksal einmal unabänderlich war, auch eine große Freudigkeit zum Tode, und hat es, wie mir einer ihrer Schwiegersöhne schreibt, in den letzten Stunden bewiesen. Sie war nur wenige Tage krank, und hatte sich ihr Uebel durch eine Erkältung zugezogen, da sie sich immer wenig schonte, obgleich sie sehr bejahrt war, um mehrere Jahre mehr als ich. Etwa 24 Stunden vor ihrem Tode hat sie ihr herannahendes Ende, über das auch die Aerzte nicht mehr zweifelhaft waren, gefühlt, aber mit steigender Heiterkeit, einer vollkommenen Ruhe und der Klarheit des Geistes, die ihr immer eigen war, mit den Umstehenden über sich, die Ihrigen und die Zukunft, über diese Erde hinaus gesprochen, bis nach und nach die Kräfte gesunken sind und sie sanft einschlummerte. Sie war von Geisteskräften gewiß eine der vorzüglichsten Frauen der Zeit. Sie wußte auch sehr viel, hatte unendlich viel in allen neueren Sprachen gelesen, und besaß einen sehr hohen Grad von intellektueller Bildung. Allein, das alles wurde überstrahlt, geordnet und befruchtet durch die innere, angeborne Geisteskraft, die keine Erziehung noch Bildung hervorbringen kann, und durch die Fülle einer reichen, ewig gestaltenden, schöpferischen Phantasie. Dabei hatte sie in ihrem Hauswesen, mit ihren Kindern, wie sie noch klein waren, die liebenswürdigste weibliche Einfachheit, und eine sichtbare ihr, ohne daß sie Verdienst in ihr war oder schien, angeborne Reinheit und Lauterkeit der Gesinnung; bis an ihr Ende hat sie mit merkwürdiger Thätigkeit und einer rastlosen Anstrengung gearbeitet. Denn sie lebte doch eigentlich nur von den Früchten ihrer Arbeit.

Sechster Brief.

Es ist mir sehr angenehm, daß Sie mir sagen, daß Sie auf mittelbare Weise viel von der Huber'schen Familie erfahren haben und sich für sie lebhaft interessiren. Ich erinnere mich nicht, daß mir die verstorbene Huber je von der St....schen Familie gesprochen hätte, oder dieser Name überhaupt in ihren Briefen an mich vorgekommen wäre. Allein es war auch nie ihre Art, in ihren Briefen viel zu erzählen, oder ein genaues Bild ihres Lebens zu geben. Es freuet mich aber, daß Sie sich so lebhaft für sie interessiren, ohne sie gekannt zu haben, es ist dies ein Beweis, daß sie in der St....schen Familie richtig beurtheilt und geliebt wurde. Es war das wirklich nicht so leicht. Sie hatte eine solche Eigenthümlichkeit, die schwer richtig beurtheilt wird. Nun kamen ungewöhnliche Schicksale hinzu, für die kein alltäglicher Maßstab paßte. Es würde zu weitläufig sein, darauf einzeln einzugehen. Das alles deckt nun das Grab, und was Verstorbene betrifft, verschließt man besser in die Stille der eignen Brust. Daß eine der St....schen Töchter, und gerade die, von der Sie mir so viel Liebenswürdiges, Seelenvolles, Anmuthiges erzählt haben, und die Ihnen so nahe steht und so viele Freude in Ihr Leben bringt, durch die Liebe, die gegenseitig zwischen Ihnen Beiden stattfindet, daß diese den Namen Therese von ihr empfangen hat und führt, freuet mich sehr, und

auch daß ihre Eltern beide mit der Huber'schen Familie, wie sie in Stuttgart lebten, innig verbunden waren. Ich habe Forster und Huber beide gekannt; für alles Reelle des Lebens würde ich Huber vorgezogen haben. Beide standen in Tiefe und Umfang des Geistes und in Größe des Charakters der Frau nach. Aeußerlich aber war Forster liebenswürdiger als Huber, er hatte mehr Phantasie, ein scheinbares Feuer der Empfindung und einen glänzenderen Ausdruck im Reden und Schreiben. In der Zeit, in der ich ihn kannte, und wo ich selbst sehr jung war, hatte ich eine sehr große Meinung von ihm, nachher habe ich aber wohl eingesehen, daß er wirklich, auch als Gelehrter und Schriftsteller, einen bedeutenderen Namen hatte, als wozu sein Geist und seine Kenntnisse eigentlich berechtigten. Um tiefer Empfindung fähig zu sein, dachte er viel zu viel an sich, und der Rückblick auf sich leuchtete überall durch. Das hinderte aber nicht, daß er nicht sehr edler Aufopferungen fähig sein konnte. Nur in den Augen des Dritten, den nicht für ein ihm gebrachtes Opfer Dankbarkeit anders urtheilen ließ, hatte er nach dem Ausdruck der Schrift meistentheils seinen Lohn dahin. Denn er gefiel sich in der Aufopferung, und sie nährte sein Selbstgefühl. Er ist in Paris gestorben, schwerlich später als 1795, denn 1797 kam ich nach Paris, und da war er gewiß schon zwei Jahre todt. Es war wohl ein Glück für ihn zu nennen, daß er nicht länger lebte. Er hätte keinem glücklichen Schicksale entgegen gesehen. Auch war sein Wesen und seine sehr große Liebenswürdigkeit von der Art, daß beide der Jugend bedurften und das Alter nicht ertragen haben würden. Es war für ihn zu bedauern, daß er zu früh geheirathet, ja daß er es überhaupt gethan hatte. Er gerieth dadurch in die Verle-

genheit, daß er um eine Familie zu ernähren, zu viel für den Verdienst schreiben mußte, wodurch sein eignes Studium litt, und mit der Zeit auch sein Ruf gelitten haben würde. Er hat keinen Sohn hinterlassen. — Der Schwiegersohn der verstorbenen Huber, bei der ich sie zuletzt gesehen habe, ist allerdings ein Sohn von Herder, er ist jetzt in Augsburg angestellt, wo auch seine Schwiegermutter gestorben ist.

Daß ein Unglück das andere, aber auch ein Glück das andere nach sich zieht, ist zu einer sprichwörtlichen Redensart geworden, so daß ihm wohl eine gewisse Wahrheit zum Grunde liegen muß, wenigstens eine hinreichende, um die Erscheinung zu einer Volkserfahrung in Masse zu machen. Eine genaue Untersuchung hält die Sache schwerlich aus. Gewiß kommen Glück und Unglück eben so oft einzeln. Durch ein sehr und tief das Gemüth ergreifendes Schicksal wird nur die Aufmerksamkeit mehr auf ähnliche Ereignisse gespannt, was ich für einen Hauptgrund halte. Wäre es anders und jene Gesellung gleicher und gleicher Schicksale wirklich in der Natur und der Natur der Sache gegründet, so müßte eine geheime Verbindung zwischen der innern menschlichen Gemüthsstimmung und dem äußern menschlichen Geschicke bestehen und obwalten, eine schmerzliche Stimmung ein schmerzliches Geschick, eine freudige ein freudiges herbeiführen. In sofern ein weltlicher, menschlich zu begreifender, wenn auch in allen seinen einzelnen Fäden nicht zu erklärender Zusammenhang zwischen jenem Innern und Aeußern möglich ist, glaube ich vollkommen daran, daß so eins das andere herbei führt. Allein wo das nach menschlicher Art zu reden nicht einzusehen ist, da zweifle

ich, daß der Schmerz wie durch eine geheimnißvolle Kraft, gleichsam wie ein geistiger Magnet, Stoff neuer Schmerzen an sich ziehe. Auch zerfällt die Sache in sich, da ja sonst auf ein einmal eingetretenes Unglück kaum je eine freudige Begebenheit folgen könnte, was doch durch die Erfahrung widerlegt wird. In gutgearteten Seelen ist ein wahrer Schmerz, was auch seine Ursache sein möge, immer ewig, und wenn man behauptet, daß die Zeit oder andere Umstände ihn minderten, so sind das Worte, die nur für die schwächliche Empfindung Geltung haben, die der gehörigen Kraft das einmal Empfundene dauernd festzuhalten ermangelt. Die glücklichsten Begebenheiten ändern darin nichts. Auch können in dem wunderbaren menschlichen Gemüth Schmerz und Empfindung eines in anderer Hinsicht glücklichen Daseins gleichzeitig neben einander fortleben. Der Schmerz um verlorene Kinder in glücklich lange nachher fortgeführten Ehen ist ein lebendiges, sich oft erneuerndes Beispiel davon. Auch muß es so sein. Der Mensch muß beständig sein und das Schicksal wechselnd erscheinen. Denn in sich hat auch das Schicksal seine, wenn gleich von uns nicht eingesehene und nicht erkannte Beständigkeit.

Ich werde in wenig Tagen nach Gastein gehen und erst wieder in der letzten Hälfte des Monats September hier sein können. Ich bin keinesweges krank, befinde mich eher so wohl, daß durchaus keine Badereise nothwendig ist. Allein für sehr nützlich hält mein Arzt mir dennoch die Kur und besteht auf die Reise, weil ich mich doch gewissermaßen an das Bad gewöhnt habe. Auch ist es so stär-

kend, daß es immer nur wohlthätig wirken kann. Ich entferne mich ungern von hier, gehe aber gern in die schöne, einsame Berggegend von Gastein, die ich immer und vom ersten Tage an, daß ich sie kenne, geliebt habe. Ich muß Sie, liebe Charlotte, bitten, Ihren nächsten Brief den 4. August nach Bad Gastein über Salzburg zu adressiren, nicht frei zu machen, und der Vorsicht wegen auf die linke Seite des Couverts zu schreiben: daß, wenn ich noch nicht angekommen sein sollte, er bis zu meiner Ankunft aufgehoben werde. Nachher bitte ich Sie wieder unter der gleichen Adresse, auch unfrankirt, den 25. August zu schreiben, den Brief aber keinen Tag später abgehen zu lassen, weil der Postenlauf dorthin sehr langsam ist. Der Arzt, von dem ich Ihnen im Winter schrieb, daß er lebensgefährlich krank sei und an dessen Aufkommen man vollkommen verzweifelte, ist glücklich wieder hergestellt worden. Es ist der auch im Auslande bekannte Geheimerath Rust, von dem Sie wahrscheinlich gehört haben werden, er war und ist unser Freund und Hausarzt, und geht gerade auch in diesem Jahre nach Gastein, braucht aber erst ein anderes Bad, kommt einige Tage nach mir an, und setzt hernach seine Reise weiter fort, da ich unmittelbar, und sobald ich kann, hierher zurückkehre.

Leben Sie recht wohl und nehmen Sie die herzliche Versicherung meiner aufrichtigen und lebhaftesten Theilnahme und Freundschaft an. Ihr H.

Siebenter Brief.

Bad Gastein, den 20. August 1829.

Ich bin überzeugt, daß Sie mir, nach Ihrer gewöhnlichen Güte und Freundschaft, und nach Ihrer so oft erprobten Pünktlichkeit, genau an dem Tage geschrieben haben, an dem ich Sie bat, Ihren Brief auf die Post zu geben. Dennoch habe ich noch keinen erhalten. Es liegt dies an dem so sehr langsamen Postenlauf. Bis Salzburg gehen die Briefe vermuthlich ohne so großen Aufenthalt, und bringen nur die der Weite des Wegs angemessene Zeit zu. Allein von da geht die Post nur zweimal wöchentlich hierher. Hat nun ein Brief das Unglück, gerade den Tag nach dem Abgange anzukommen, so bleibt er unbarmherzigerweise liegen. Es hat mir sehr leid gethan zu denken, daß Sie auf diese Weise sehr lange ohne Brief von mir sein werden. Mein letzter war, so viel ich mich erinnere, vom 29. Julius, er muß also in den ersten Tagen dieses Monats in Ihren Händen gewesen sein. Der heutige aber kann erst kurz vor dem Ende Augusts Sie erreichen.

Ich bin seit Sonntag den 16. d. M. wieder in den bekannten Bergen und bewohne dieselben Zimmer, als in den vorigen Jahren. Es ist mir das ganz besonders lieb, und eine angenehme Ueberraschung, welche mir der Zufall bereitet hat. Denn wirklich ist es nur ein Werk des Zufalls. Ich hatte, noch mit meiner seligen Frau zusammen, für

dies Jahr andere Zimmer bestellt, die den Vorzug hatten, der Morgensonne zu genießen, die besten in dem kleinen Schlosse waren, das sonst nur überall den Namen eines Wohnhauses führen würde, und die gewöhnlich vom Erzherzog Johann, der sich nun aber ein eigenes Haus erbauet hat, bewohnt werden. In diese glaubte ich zu ziehen, und es that mir schon sehr leid, nun alle anschaulichen Andenken, das die alten hervorrufen mußten, zu entbehren. Bei meiner Ankunft hier aber fand ich, daß aus Vergessen oder Versehen eine Verwechselung vorgegangen war, man die von uns bestellten Zimmer Anderen gegeben und mir unsre alten aufbewahrt hatte. Man machte mir viele Entschuldigungen darüber, aber es bedurfte dieser nicht, die Sache war mir so bei weitem lieber. Das Wetter war seit meiner Ankunft hier sehr günstig, nur einen Tag regnete es unterbrochen mehrmals. Auf den noch gar nicht weit entfernten, nur etwas höhern Bergen liegt freilich Schnee. Aber er glänzt freundlich im warmen Sonnenschein, und es hat auch etwas Erfreuliches, den Wechsel des Jahres so mit einem Blick zu übersehen. Die Sonne ist, wo sie trifft, sehr heiß und ordentlich brennend, da die Strahlen auch von den Felsen zurückprallen. Aber vor der Hitze darf man hier niemals bange sein. Die ganze Gegend ist schattig, die vielen großen und kleinen Wasserfälle wehen einem überall eine frische Kühlung zu, und man muß die Sonne, und wenn es nur irgend kühl ist, die warmen Stellen mit Mühe aufsuchen. Hat man aber eine gewisse, doch nur sehr mäßige Höhe erreicht, so befindet man sich in einem ganz ebenen, freien, sonnenbeschienenen, nur von sehr hohen Bergen umgebenen Thale. Dies ist mein gewöhnlicher Nachmittags-Spaziergang. Kurz vor Tisch pflege ich, doch nur bei heiterm und freundlichem Wetter, einen

kürzeren auf die Gloriette zu machen. Ich habe Ihnen so oft von Gastein aus geschrieben, daß ich dieses Orts gewiß schon gedacht und Ihnen die Lage geschildert habe. Ich will Sie daher nicht mit einer Wiederholung ermüden. Es ist dort eine höchst überraschende, theatralische, decorationsartig malerische Aussicht, die aber des hellen Glanzes der Sonnenstrahlen auf den schneeweißen Wasserfall bedarf. Bei dunklem Wetter ist es ohne Anmuth.

Ich bin in acht Tagen, also da die Entfernung doch von 110 Meilen ist, nicht gerade langsam hierher gereist.

Eine solche Reise hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Lesen eines geschichtlichen Buchs. Wie in diesem eine Reihe von Zeiten, so durchläuft man reisend eine Reihe von Gegenden. In Absicht auf den Menschen, der doch in aller Weltbetrachtung immer der wichtigste, am meisten den Ernst und die Anstrengung der Beobachtung in Anspruch nehmende Gegenstand ist, trifft bei beiden Fällen der Umstand ein, daß der Einzelne in einer gewissen Masse verschwindet, die individuelle Existenz keinen Werth zu haben scheint gegen die Bestimmung des größeren und kleineren Ganzen, zu dem sie gehört. Dagegen fühlt nun doch der Betrachter, der Lesende oder Reisende, ganz vorzugsweise sein Ich. Er kann auch mit größter Anspruchlosigkeit es sich nicht ableugnen, daß dies für ihn der Mittelpunkt aller Bestrebungen sein muß. Ich meine nicht, um sich äußere Güter, Genuß und Glück zu verschaffen, aber womit gerade oft das freiwillige Aufgeben alles Genusses und Glücks verbunden sein kann, um das Heil seiner Seele zu besorgen. Ich bediene mich mit Absicht dieses Ausdrucks, um keine Art auszuschließen, die der Mensch bei seiner geistigen Veredlung wählen kann. Denn er kann durch immer reichere und reinere Entwickelung seiner Ideen,

durch immer angestrengtere Bearbeitung seines Charakters, sich zu einer höhern Stufe der Geistigkeit erheben, oder zu der gleichen auf dem kürzeren Wege stiller Gottseligkeit gelangen.

Wenn man die Welt weltlich betrachtet, so tritt vor zwei sich aufdrängenden gewaltigen Massen das Individuum ganz in den Schatten zurück, oder wird vielmehr in einen großen Strom fortgerissen. Dieser Eindruck entsteht nämlich, wenn man den Zusammenhang der Weltbegebenheiten, und wenn man den Wechsel des sich auf der Erde ewig erneuernden Lebens ins Auge faßt. Was ist der Einzelne in dem Strome der Weltbegebenheiten? Er verschwindet darin nicht bloß, wie ein Atom gegen eine unermeßliche, alles mit sich fortreißende Kraft, sondern auch in einem höheren, edleren Sinne. Denn dieser Strom wälzt sich doch nicht, einem blinden Zufall hingegeben, gedankenlos fort, er eilt doch einem Ziele zu, und sein Gang wird von allmächtiger und allweiser Hand geführt. Allein der Einzelne erlebt das Ziel nicht, das erreicht werden soll, er genießt, wie ihn der Zufall, worunter ich nur hier eine in ihren Gründen nicht erforschbare Fügung verstehe, in die Welt wirft, einen größern oder kleinern Theil des schon in der That erreichten Zweckes, wird dem noch zu erreichenden oft hingeopfert, und muß das ihm dabei angewiesene Werk oft plötzlich und in der Mitte der Arbeit verlassen. Er ist also nur Werkzeug, und scheint nicht einmal ein wichtiges, da, wenn der Lauf der Natur ihn hinwegrafft, er immer auf der Stelle ersetzt wird, weil es ganz widersinnig zu denken wäre, daß die große Absicht der Gottheit mit den Weltbegebenheiten durch Schicksale schwacher Einzelner auch nur um eine Minute könnte verspätet werden. In den Weltbegebenheiten handelt es sich um ein

Ziel, es wird eine Idee verfolgt, man kann es sich wenigstens, ja man muß es sich so denken. Im Laufe der körperlichen Natur ist das anders. Man kann da nichts anders sagen, als daß Kräfte entstehen und so lange auslaufen, als ihr Vermögen dauert. So lange man bei Einzelnen stehen bleibt, scheint darin ein Mensch gar sehr von andern verschieden, verschieden an Thätigkeit, Gesundheit und Lebensdauer. Sieht man aber auf eine Masse von Geschlechtern, so gleicht sich das alles aus. In jedem Jahrhundert erneuert sich das Menschengeschlecht etwa dreimal, von jedem Lebensalter stirbt in einer gewissen Reihe von Jahren eine gleiche Zahl. Kurz, es ist deutlich zu sehen, daß die nur auf die Masse, auf das ganze Geschlecht, nicht auf den Einzelnen berechnete Einrichtung vorherrscht. Wie man sich auch sagen und wie fest und tief man empfinden mag, daß darin einzig und ausschließlich allweise und allgütige Leitung waltet, so widerstrebt doch nichts so sehr der Empfindung des Einzelnen, zumal wenn sie eben schmerzlich bewegt ist, als dies gleichsam rücksichtslose Zurückwerfen des fühlenden Individuums auf eine nur wie Naturleben betrachtete Masse. Darum fand man es so empörend, wie einmal kurz nach der französischen Revolution kalt berechnet wurde, daß die Zahl aller vor den Gerichtshöfen gefallenen Opfern nur immer einen ganz geringen Theil der Bevölkerung Frankreichs ausmache. Dazu kommt noch, daß in dieser Betrachtung der Mensch sich mit allen übrigen Leben nur den am meisten untergeordneten vermischt. Dies Geschlecht vergeht und erneuert sich nicht anders als die Geschlechter der Thiere und Pflanzen, die ihn umgeben. Diese Betrachtungen, die ich die weltlichen nannte, verschlingen also das individuelle Dasein, und da man ihnen innere Wahrheit nicht absprechen kann,

so würden sie das Gemüth in öde und hülflose Trauer versenken, wenn nicht die innere Ueberzeugung tröstlich aufrichtete, daß Gott beides, den Lauf der Begebenheiten und den der Natur, immer so richtet, daß die Existenz überirdischer Zukunft mitgerechnet, das Glück und das Dasein des Einzelnen darin nicht nur nicht untergeht, sondern im Gegentheil wächst und gedeiht. Die wahre Beruhigung, der wahre Trost, oder vielmehr das Gefühl, daß man gar keines Trostes bedarf, entstehen erst, wenn man die weltlichen Betrachtungen ganz verläßt und zur Beschauung der Natur und der Welt von der Seite des Schöpfers übergeht. Der Schöpfer konnte den Menschen nur zu seinem individuellen Glück ins Leben setzen, er konnte ihn weder dem blinden Wechsel eines nach allgemeinen Gesetzen fortschreitenden Lebensorganismus hingeben, noch einem idealischen Zwecke eines lange vor ihm entstandenen, und weit über ihn hinaus fortdauernden Ganzen opfern, dessen Grenzen und Gestalt er niemals zu überschauen im Stande ist. Jeder einzelne, zum Eintritt ins Leben Geschaffene sollte glücklich sein, glücklich nämlich in dem tiefern und geistigen Sinn, wo das Glück ein inneres Glück, gegründet auf Pflichterfüllung und Liebe ist. In diesem Sinne regiert und liebt die Gottheit ihn und würdigt ihn ihrer Obhut. In ihm, in dem Einzelnen liegt der Zweck und die ganze Wichtigkeit des Lebens, und mit diesem Zwecke wird der Lauf der Natur und der Begebenheiten in Einklang gebracht. Nirgends ist diese Vatersorge Gottes für jedes einzelne Glück so schön, so wahrhaft beruhigend ausgedrückt, als im Christenthum und im Neuen Testament. Es enthält die einfachsten, aber auch rührendsten und das Herz am tiefsten ergreifenden Aeußerungen darüber.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, mir jetzt nicht eher wieder zu schreiben, als ich es Ihnen anzeigen werde. Es könnte nichts helfen, wenn ein Brief von Ihnen während meiner Abwesenheit in Tegel ankäme.

Leben Sie herzlich wohl, ich bleibe mit unveränderter Freundschaft und Theilnahme der Ihrige H.

Achter Brief.

Regensburg, den 10. September 1829.

Sie sehen, liebe Charlotte, schon an der Ueberschrift dieses Briefes, daß ich auf der Rückreise von Gastein begriffen bin, und ein bedeutendes Stück des Weges zurückgelegt habe. Ich reise aber sehr langsam und mache sehr kleine Tagereisen, weil es mein Grundsatz ist, daß man unmittelbar nach einer Badekur sich besonders in Acht nehmen muß, um nicht muthwillig wieder die gute Wirkung zu zerstören. Man kann sich viel eher anstrengen, wenn man erst in das Bad reist. Das Bad muß dann auch das wieder gut machen, — ich glaube, daß ich noch im Reste des Jahres eine heilsame Nachwirkung davon erfahren werde.

Im höchsten Grade hat es mich geschmerzt, liebe Charlotte, aus Ihrem Briefe zu ersehen, daß Sie von einer plötzlichen Augenschwäche befallen worden sind, und diese mit Schmerzen verbunden ist. Beinahe möchte ich aber das Letzte tröstlich nennen. So viel ich weiß, sind Schmerzen immer nur mit vorübergehenden Augenkrankheiten verbunden, niemals mit denen, die zu den beiden gefährlichsten, dem grauen und schwarzen Staar führen. Sie haben sehr recht zu sagen, daß ein dauerndes oder oft wiederkehrendes Augenübel für Sie trauriger und beklagenswürdiger sein müsse, als für viele Andere. Ich halte aber das Ihrige glücklicherweise für ganz vorübergehend. Sie haben, so viel ich weiß, nie an den Augen gelitten, mir nie darüber

geklagt. Die wahrhaft schlimmen Augenübel pflegen sich lange vorher in schwächeren Graden anzukündigen, oder kommen, wenn sie plötzlich einbrechen, unmittelbar nach heftigen Krankheiten, Masern, Nervenfiebern u. s. w., was auch nicht Ihr Fall gewesen ist. Ihre Bemerkung scheint mir richtig, daß Ihr Uebel durch eine Eigenthümlichkeit in der diesjährigen Witterung herbeigeführt worden ist, und dann ist zu hoffen, daß es eben so vorüber gehen werde. Mit meinen Augen steht es schlimmer und besser, als mit den Ihrigen. Schmerzen habe ich gar nicht, bisher niemals, ich mag sie anstrengen oder nicht. Ueberhaupt habe ich von dem, was man Anstrengung bei Augen nennt, keinen rechten Begriff. Die meinigen sind nicht um ein Haar besser, wenn ich auch wie in Gastein wochenlang nicht viel lese und schreibe, es namentlich nie bei Licht thue, und sie werden nicht schlimmer, wenn ich viel und auch bei Licht arbeite. Mit der Zeit wird sich das vielleicht ändern, aber bis jetzt ist es so, wie ich Ihnen da sage. Allein auf dem rechten Auge habe ich einen schon sehr ausgebildeten grauen Staar. Es leistet mir beim Lesen oder Schreiben gar keine Hülfe mehr, und wenn das andere eben so wäre, so könnte mir mein Gesicht zu nichts mehr dienen, als ganz nahe Gegenstände allenfalls zu erkennen. Dies Uebel ist seit vielen Jahren langsam entstanden, nimmt aber seit einigen schneller zu. Was ich mit dem Gesicht ausrichte, thue ich mit dem linken Auge, aber auch das ist schwach und wird es immer mehr. Ich kann auf die Dauer nichts ohne Brille weder lesen noch schreiben, und die Brille, die mir sonst sehr scharf schien, reicht jetzt kaum mehr hin. Wenn ich, wie ich weder wünsche noch glaube, noch lange, ich meine noch acht oder zehn Jahre, leben sollte, so darf ich mir kaum schmeicheln, daß mich meine Augen bis zum

Grabe begleiten werden. Eher ist es möglich, daß ich sie oder doch eins durch eine Operation wieder erhalte. Ich habe mich sehr oft mit dem Gedanken beschäftigt, daß ich blind werden und bleiben könnte. Denn die Operation gelingt nicht immer. Ich glaube jetzt in mir so vorbereitet zu sein, daß mich dies Ereigniß nicht außer Fassung bringen würde. Ich würde es, glaube ich mit der Ergebung ertragen, mit der der Mensch alles Menschliche dulden muß. Ich würde so viel von meiner Thätigkeit retten, als ich nicht schlechterdings aufgeben müßte, und wenn der Mensch thätig sein kann, ist um sein Glück schon geringere Sorge. Aber die Vorstellung eines Unglücks ist noch immer etwas ganz anderes, als das Unglück selbst, wenn es mit der furchtbaren Gewißheit seiner Gegenwart eintritt, und für das größte Unglück, das mich an meiner Person treffen könnte, halte ich Blindheit allerdings. Es ist aber sehr möglich, daß alle jetzige Fassung und Vorbereitung mächtig erschüttert werden, und mich ganz verlassen könnte, wenn es käme, daß einmal der Tag erschiene, der mir kein Licht mehr brächte. Man muß auf nichts so wenig vertrauen, und an nichts so unablässig arbeiten, als an seiner Seelenstärke und seiner Selbstbeherrschung, die beide die einzigen sichern Grundlagen des irdischen Glücks sind. Der Himmel scheint aber den Blinden zum Ersatz eine eigne Fassung und milde Duldsamkeit in die Seele zu flößen. Das sehe ich an einer Person in Berlin, die ich absichtlich deshalb von Zeit zu Zeit besuche. Es ist eine Frau von Stande von einigen Jahren mehr als ich. Sie ist seit sechs bis acht Jahren auf beiden Augen unheilbar am schwarzen Staar blind, aber ohne Schmerzen und ohne Entstellung an den Augen. Sie war ehemals reich und ihr Mann hatte einen angesehenen Posten. Sie hat aber so gut als

alles verloren, und es bleibt ihr jetzt mit Mühe so viel, als hinreicht die dürftigste Existenz zu sichern. Sie geht nie aus ihrer Stube, seit sie blind ist, und kommt also nie an die Luft. Kaum drei oder vier Leute besuchen sie, und das nur sehr selten. Ein Dienstmädchen, die ihre ganze Aufwartung ausmacht, ist zugleich ihre Vorleserin, und findet ein vorzügliches Vergnügen an diesem Geschäft. In dieser Lage und bei dieser Lebensweise versichert die Frau, die jedem, der sie sieht, höchst beklagenswürdig scheinen muß, daß sie sich innerlich ruhig, heiter und glücklich fühlt, und diese Periode ihres Lebens vielen früheren vorzieht. Sie ist mir wegen dieser wahren und ganz unaffektirten Zufriedenheit mit einem, aller gewöhnlichen Beurtheilung nach, traurigen Schicksal, im höchsten Grade merkwürdig. *)

In Regensburg habe ich im Wirthshause, wo ich wohnte, einen unglücklichen Fall erlebt. Man sagte mir, wie ich ankam, daß ein Fräulein von Hügel sehr gefährlich im Hause krank läge, und am Morgen, wie ich um acht Uhr aufstand, war sie todt. Sie war um sechs gestorben. Sie war die Tochter des Baron Hügel, der kaiserl. Gesandter am Reichstage war, der aber schon vor Jahren gestorben

*) Diese Bemerkungen über nahende Blindheit dürften manchem Leser wol unnöthig und überflüssig erscheinen, da lange schon ein höherer, himmlischer Geist und helles himmlisches Licht die schwachen Augen umstrahlt, um welche ich so schmerzlich bekümmert war und so unablässig bangte. Denen, die das Glück hatten, dem Vollendeten näher zu stehen, und in allem, was er war, that und dachte, ein Vorbild zu erblicken, wird es anders erscheinen, und nur für diese sind diese Auszüge aus seinen gefühlvollen, geistreichen Briefen.

ist. Sie mochte einige dreißig Jahre alt sein. Ich hatte sie in Wien gekannt, sie war schön, höchst liebenswürdig, und hatte eine sehr schöne Stimme, so wie überhaupt ein großes musikalisches Talent. Sie war mit ihrer Mutter, ihrer jüngeren Schwester und einem Bruder, der Rittmeister in österreichischen Diensten ist, in Karlsbad gewesen, und starb nun hier auf der Rückreise. Ein solcher Tod muß wirklich etwas sehr Bitteres haben.

Daß Sie die „Ansichten" meines Bruders mit Freuden gelesen, und sie Ihnen ein hoher Genuß waren, wie Sie sagen, wundert mich nicht. Sie haben den Zweck allgemein zu interessiren und haben ihn auch erreicht.

Ich hatte diesen Brief in Regensburg angefangen, und endige ihn heute, den 19. September, in Tegel. Es wollte sich unterwegs nicht die Zeit dazu finden. Ich zog auch in Erwägung, daß der Brief doch, wenn ich ihn auch auf der Reise schlösse, mehrere Tage auf der Post zubringen müßte, und daß es sogar besser wäre, wenn Sie ihn erst erhielten, wenn Ihr Augenübel ganz und gar vorüber wäre. Daß dies nun jetzt der Fall sein soll, wünsche ich nicht nur von ganzem Herzen, sondern hoffe es auch gewiß. — Ich bitte Sie, mir so bald zu schreiben, als Sie können. Ich bestimme keinen Tag, weil mir der nächste der liebste ist, und weil Sie, wenn auch, wie ich hoffe, die Krankheit Ihrer Augen vorüber ist, Sie sie dennoch noch sorgfältig werden schonen müssen, und sich also nicht an einen gewissen Tag binden können. Mit unveränderlicher und herzlicher Freundschaft der Ihrige H.

Neunter Brief.

Tegel, den 30. September 1829.

Ich habe vor ein paar Tagen, liebe Charlotte, Ihren am 25. September beendigten Brief empfangen, und sage Ihnen meinen herzlichen Dank dafür. Es hat mich sehr gefreuet zu sehen, daß es mit Ihren Augen bedeutend besser geht, und daß Sie einfache Mittel gefunden haben, die Ihnen wohlthätig sind. Ich halte sehr viel von dergleichen vernünftig und sorgfältig angewendeten Mitteln. Ihr nächster Brief bringt mir hoffentlich die Nachricht, daß Sie ganz wieder hergestellt sind. Meinetwegen bitte ich Sie recht sehr, nicht besorgt zu sein. Ich selbst bin es nicht. Was in der Natur der Dinge liegt und das Schicksal herbei führt, darüber wäre es thöricht und unmännlich zugleich, seine Ruhe und sein inneres Gleichgewicht zu verlieren. So lange ich meine natürlichen Seelenkräfte behalte, wird mir das nicht begegnen. Ich werde einsehen, daß körperliche Organe durch den Gebrauch schwächer werden und andern Zufällen unterworfen sind, und es wird mir nicht einkommen zu erwarten, daß die Vorsehung diesen natürlichen Lauf der Dinge für mich hemmen sollte. Wäre es einmal anders in mir, so wäre das ein trauriges Zeichen, daß mir nicht die Kraft mehr beiwohnte, die jeder vernünftige Mann besitzen muß. Mein Augenübel ist früh und durch einen Zufall entstanden, wie ich noch sehr jung war. Sein Sie übrigens, liebe Charlotte, um mich nicht

bekümmert. Wäre es auch schlimm mit meinen Augen, so würde mir darum nicht fehlen, was der Mensch innerlich braucht, um zufrieden und ruhig zu sein. Der Mensch hängt darin, nach Gottes weiser Einrichtung, glücklicherweise von sich und nicht von seinem äußern Schicksal ab. Es ist aber auch nicht so übel mit meinem Gesicht. Nur Geschriebenes zu lesen, greift die Augen eigentlich an, und das kommt mir so viel nicht vor. Bei Gedrucktem fühle ich keine Unbequemlichkeit, vor sehr kleinem und schlechtem Druck nehme ich mich in Acht. Das eigne Schreiben thut mir gar nichts. Da man weiß, was man schreiben will, und die große Gewohnheit besitzt, braucht man beim Schreiben weniger genau hinzusehen.

Sie bemerken sehr richtig, daß man viele Fälle hat, wo ein anfangender grauer Staar auf einem gewissen Punkt stehen bleibt, ohne je zu eigentlicher Blindheit zu führen, und das ist schon eine große Wohlthat. Denn man muß in diesen immer sehr traurigen Zuständen doch noch immer unterscheiden, was es mehr und was es weniger ist, und die eigentliche Blindheit enthält eigentlich ein doppeltes Leiden, erstlich, daß man unfähig wird, eine Menge von Dingen zu thun, zu denen das Gesicht unentbehrlich ist, und dann, daß man des Lichtes beraubt, in Finsterniß versetzt ist. Dies Letzte halte ich bei weitem für das Schlimmste. Denn die bloße Empfindung des Lichts, auch von dem Wahrnehmen aller Gegenstände gänzlich abstrahirt, hat etwas unendlich Wohlthätiges und Erfreuliches, und gehört in vieler Beziehung auch zu dem heitern und fruchtbringenden inneren geistigen Leben. Das Licht ist wenigstens unter allen uns bekannten Materien die am wenigsten körperliche. Es hängt, ohne daß man selbst sagen kann, wie das zugeht, mit dem Leben selbst zusammen,

und Leben, Licht und Luft sind wie verwandte, immer zusammen gedachte, das irdische Dasein erst recht möglich machende Dinge. Wunderbar ist es auch, daß die Finsterniß selbst den Reiz, den sie offenbar hat, verlieren muß, wenn sie zur beständigen Begleiterin des Lebens wird. Jedoch ist es nicht zu leugnen, daß die Finsterniß eine süße Ruhe gegen das Licht des Tages gewährt. Allein die angenehme Empfindung beruht nur darauf, daß der Tag vorangegangen ist, und daß man sicher ist, daß er nachfolgen wird. Nur der Wechsel ist wohlthätig. Unaufhörliches Tageslicht ermüdet. Das fühlt man schon, wenn man im Sommer nördliche Länder bereist, wo die Dämmerung die ganze Nacht hindurch währt. Ich wenigstens habe das nie angenehm gefunden. Allein, die ewige Finsterniß muß etwas viel Traurigeres haben, als daß man den Begriff durch bloße Ermüdung erschöpfend ausdrücken könnte. Es ist wohl eine Stille, aber auch eine zurückstoßende Oede. Man wird durch den Mangel äußerer Zerstreuung in sich zurückgedrängt, und kann doch viel weniger durch sich selbst handeln und thätig sein. Weit das Unangenehmste würde für mich das Aufhören der Mittheilung durch Briefe sein, die nicht bloß und lediglich Geschäfte beträfen. Denn wer könnte es aushalten, Andern vertrauliche Briefe zu diktiren, oder sich vorlesen zu lassen? Der Briefwechsel besteht, seinem Wesen nach, ganz und gar auf gänzlich unmittelbarer Mittheilung, und ich würde jeden gleich abschneiden, wenn ich, was ich nicht hoffe, jemals das Unglück hätte wirklich zu erblinden. Ueberhaupt ist es wunderbar, daß, meinem jetzigen Gefühl nach, ein solcher Zustand mich mehr von der Gesellschaft Anderer abziehen, als ihr zuführen würde. Ich kann es mir selbst nicht ganz erklären, da es natürlich scheint, die Zeit alsdann doppelt

gern mit Gespräch auszufüllen. Es kommt vielleicht daher, daß ich, ohne selbst sagen zu können warum, sehr ungern mit Blinden zusammen bin. Da ich fühle, daß dies eine gewissermaßen ungerechte Empfindung ist, so überwinde ich mich da, wo die Gelegenheit vorkommt, aber der Zwang, den ich mir anthue, hebt die Widrigkeit des Gefühls nicht auf. Der Anblick kranker, auch nur glanzlos starrer, selbst verbundener Augen wirkt körperlich auf mich. Ich kann machen, daß ich der Empfindung nicht Raum gebe, aber ich kann nicht hindern, daß sie nicht entstehe und fortdauere. Schon ein Schirm vor den Augen Anderer, besonders bei Frauen, ist mir unangenehm. Auch die Gewohnheit ändert darin nichts. Ich bin jahrelang wöchentlich mit Blinden zusammen gewesen, der Eindruck blieb aber immer derselbe. Daß ich nun, selbst blind, nicht mit Andern sein möchte, ist nur eine Rückwirkung desselben Gefühls; wenn sie auch nicht dasselbe empfinden, als ich, so kann ich doch nicht hindern, daß ich mich nicht außer mich selbst versetze, und mich, Andern gegenüber, mir selbst vorstelle.

Ich bemerke eben, daß ich mich zu sehr habe gehen lassen, und müßte Sie, liebe Charlotte, wohl deshalb um Verzeihung bitten. Einestheils wünsche ich Sie zu beruhigen, dann habe ich mich in diesen Monaten anhaltender mit dem Gedanken an Blindheit beschäftigt, da zufällig drei, vier meiner genauesten Bekannten in große Gefahr gerathen sind, das Gesicht zu verlieren, ohne vorher zu ahnden, daß ihnen dies Schicksal bevorstehe. Dennoch sind es keine vorübergehende Augenübel, an denen sie leiden, wie es glücklicherweise das Ihrige war, sondern wahre, unheilbare, die nur schneller oder langsamer vorschreiten. Auch fasse ich gern jeden Zustand, der den Menschen betreffen kann, fest

und gerade ins Auge; denn was kann der Mensch auf Erden Besseres thun, als zu lernen, Mensch zu sein?

Nun breche ich ab, und wiederhole, was ich auf der ersten Seite sagte: bekümmern Sie sich nicht meinetwegen. Hoffentlich ist es nicht sehr schlimm mit mir.

Sie fragten mich neulich wegen des kleinen Aufsatzes meines Bruders, welcher „Der Rhodische Genius" überschrieben ist. Sie wünschten zu wissen, ob alles darin bloße Dichtung sei, oder etwas Geschichtliches zum Grunde liege? Ich vergaß Ihnen darauf zu antworten. Es ist allerdings eine bloße Dichtung, die sich auf nichts Historisches stützt. Die Erfindung soll auch nur zur Einkleidung der philosophischen Idee dienen, deren Entwickelung der Zweck des ganzen Aufsatzes ist. Man liebte in der Zeit, in welcher der Aufsatz geschrieben ist, mehr als man jetzt thun würde, solche halb-dichterische Einkleidungen ernsthafter, philosophischer Wahrheiten. Es freuet mich, daß Sie sich daran erfreuet haben. Es ist aber auch in Wahrheit, wie Sie sehr richtig gefunden haben, ein besonders durch seinen Inhalt anziehender und ausnehmend glücklich geschriebener Aufsatz.

Ich bitte Sie, wenn es möglich ist, Ihren nächsten Brief am 13. d. M. auf die Post zu geben. Ich habe verschiedener Hinderungen wegen erst heute, d. 4., diesen Brief enden können. Leben Sie herzlich wohl. Ich wünsche sehr, daß es mit Ihren Augen besser gehen möge. Mit unwandelbaren Gesinnungen der Ihrige H.

Es ist eine große Weisheitsregel im Leben, nicht zu gesund und zu frei von Unbequemlichkeiten des Alters und körperlichen Zufällen sein zu wollen. Es ist viel besser,

das, was nur beschwert, nicht aber zu sehr hindert, mit Geduld zu ertragen, und noch besser, sich über die unangenehme Empfindung, die es erregt, wegzusetzen. Bloß da, wo ein Uebel sehr zunehmen und gefährlich werden kann, ist natürlich eine Ausnahme zu machen.

Wir haben hier jetzt sehr schönes Herbst- und Oktoberwetter, wahrscheinlich ist es bei Ihnen eben so, immer versetzt ein so schöner Sonnenschein die Seele in eine viel erfreulichere Stimmung, als das dunkle und trübe Wetter. Das ist auch bei mir der Fall. Dennoch habe ich auch hierin die glückliche — denn eine solche ist es gewiß — Sonderbarkeit, daß mir zwar der Sonnenschein angenehmer, aber dunkles und schlechtes Wetter aller Art nicht gerade unangenehm, ja nach der Verschiedenheit seiner Beschaffenheit sogar auch wieder, nur auf seine Weise, angenehm ist. Es geht mir mit vielen Dingen eben so, daß ich wohl ihre Annehmlichkeit, nicht aber, oder doch ohne alle Vergleichung weniger, die Unannehmlichkeit ihres Gegentheils empfinde. So bin ich gewiß lieber wohl, aber Krankheit, die ich doch oft sehr schmerzhaft gehabt habe, macht mich gar nicht in gleichem Verhältniß mißgestimmt, und meine erste Empfindung, wenn mich etwas Unangenehmes befällt, das nicht mit wahrem Seelenkummer (dergleichen Krankheit nie hervorbringen kann) verbunden ist, ist über mich selbst zu lächeln oder zu lachen. Es ist das gar kein Stoicismus, keine Seelengröße, und noch weniger suche ich etwas darin, oder mache mir ein Verdienst daraus. Es hat aber von jeher in mir gelegen, nicht so viel auf angenehme Empfindungen zu halten, und so sorgfältig unangenehme zu vermeiden, noch mich daran zu erfreuen, sehr verschiedenartige selbst zu kennen und ihnen ihren eigenthümlichen Charakter abzugewinnen. Ein Gleichniß wird vielleicht deut-

licher machen, was ich meine. Wenn man in einem Schauspiel ist, was mir zwar selten jetzt so begegnet, da ich in keins gehe, so kommt es einem nicht sowohl darauf an, daß man diesen oder jenen Charakter, einen Geizigen oder einen Verliebten, vorstellen sieht: was einen anzieht, ist die Art, wie der Dichter den Charakter auf die Bühne bringt, wie er ihn in Verwickelungen gerathen läßt, ihn in seiner Eigenthümlichkeit festhält und ihn durchführt, ohne ihn aus der Rolle fallen zu lassen. Auf eine ähnliche Art geht es mir mit dem Leben. Auch ist das Leben nicht gerade anders, als ein Schauspiel zu nehmen. Die Dichtung ist vielmehr, so wie man sie nach der innern Wahrheit der Dinge beurtheilt, viel ernster und höher als das Leben. Sie bringt einen Schmerz und eine Lust hervor, die viel edlerer Natur sind als die wahren und irdischen. Ich erfahre nun in der That etwas ganz ähnliches mit allen Dingen im Menschenleben. Sie wirken in ihrem Charakter auf mich, und die Lust an ihrem rein ausgeprägten Charakter überwiegt meistentheils in mir ihr unmittelbares Gefühl auf mich und das Verhältniß, in dem sie zu mir stehen. Einigermaßen ist das nun bei allen Menschen der Fall. Das Mehr oder Weniger ist es nur, das hierin unter den Menschen den Unterschied hervorbringt, sonst sind auch hierin alle gleich. In mir ist nun gerade ein großes Uebergewicht von dieser Seite, und ich bin sehr zufrieden damit. Ich habe offenbar mehr angenehme als unangenehme Empfindungen, ja mehr Glück dadurch. Indem ich die geradezu angenehmen weniger ungeduldig suche, und die unangenehmen weniger ekel zurückweise, kommen mir jene ungerufen. Es ist überhaupt eine sehr gewisse Sache im Leben, daß das Glück am meisten ungerufen kommt, je mehr man es gleichsam zurückstößt. Das

steht auch schon vielfältig in der Schrift. Es kehrt nur dann in mehr dauernder und edlerer Gestalt zurück.

Das Grabmal meiner Frau ist nunmehr fertig. Es ist eine Granitsäule, die auf einem hohen Postament steht. Am Postament ist der Name der Verstorbenen. Auf die Säule wird eine Statue der Hoffnung kommen, die meine Frau vor vielen Jahren in Rom bestellt hat, die aber jetzt erst ankommt. Die Höhe des Ganzen wird etwa 28 Fuß. Um die Säule herum ist hinten eine halbrunde Bank, vorn ein eisernes Gitter. Der Platz kann etwa 7 bis 8 Gräber fassen. Die Gräber werden bloß in die Erde, ohne Gruft, gemacht. Vor dem Grabmal ist Feld und freie Aussicht bis zum Wohnhause. Gleich dahinter und zur rechten Seite, wenn man davor steht, ein dicht belaubter Park. Links wieder Feld mit der Aussicht auf den See. In diesen Tagen werde ich den Körper im neuen Grabe begraben lassen. Derselbe Prediger und dieselben Menschen werden dabei sein. Von den letzten fehlen schon zwei. Einer ist todt, der andere sterbend.

Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief den 17. d. M. zur Post zu geben. Diesmal könnte ich wohl rechten. Ein Besuch ist kein sehr hinreichender Entschuldigungsgrund. Aber Ihr Brief ist noch zur rechten Zeit gekommen. Leben Sie innigst wohl. Ihr H.

Zehnter Brief.

Tegel, den 24. December 1829.

So spät im Jahre, liebe Charlotte, habe ich Ihnen noch nie von hier aus geschrieben. Ich war seit langen Jahren immer in der Stadt um diese Zeit. Nur in früheren, glücklicheren Epochen meines Lebens brachte ich auch den Winter auf dem Lande zu. Was ich damals im heiteren Zusammensein that, wiederhole ich jetzt allein. Das ist der Gang des menschlichen Schicksals. Es ist heute hier, und da so kleine Entfernungen keinen Unterschied machen, gewiß auch bei Ihnen ein äußerst kalter Tag. Doch war ich aus. Ich gehe alle Tage gerade so spazieren, daß ich die Sonne untergehen sehe. Ich versäume den Moment nicht gern, und die halbe Stunde vor und nachher sind mir im Sommer und Winter die liebsten des Tages. Der Mond wartet dann oft schon, wenn die Sonne ihn nicht mehr überstrahlt, seinen Glanz wieder zu gewinnen. Heute ging die Sonne so in Nebel gehüllt unter, daß man statt ihrer Scheibe nur einen mattgelben Duft sah. Wenn ich immer betrachtende Ruhe liebte, und mich ihr auch oft da hingab, wo ich mich im Gedränge von Menschen und Gewühl von Geschäften befand, so versenkt mich meine jetzige Einsamkeit noch mehr darin. Ich habe zu nichts anderm Neigung. Meine wissenschaftlichen Beschäftigungen sind damit verwandt, und ich fühle mit jedem Tage mehr, wie das reine und besonnene Nachdenken über sich selbst das

Innere zusammenschließt und den Frieden giebt, der gewiß immer das Werk Gottes ist, den aber doch, gerade nach Gottes deutlich zu erkennen gegebenem Willen, der Mensch nicht, wie eine äußere Gabe von ihm erwarten, sondern durch die eigne Anstrengung seines Willens aus sich selbst schöpfen soll. Ich bin in jeder Epoche meines Lebens sehr gefaßt auf den Augenblick gewesen, der uns wieder daraus abruft. Ich bin es jetzt mehr wie je, wo ich dessen beraubt, was mir in jedem Augenblicke Genuß und die heiterste Freude gab, nun auf den kalten Ernst des Lebens zurückgewiesen bin. Ich glaube auch mit ziemlicher Gewißheit vorauszusehen, daß ich die mir vielleicht noch bestimmten Jahre, wie die jetzt verflossenen Monate, zubringen werde. Nur sehr bedeutende Dinge könnten mich zu einer Umänderung bringen. Bei kleineren würde ichs schon zu machen wissen, daß die Umänderung nur scheinbar wäre. Ich sehe daher mein Leben jetzt von der Seite an, daß es ein Vollenden, ein Abschließen der Vergangenheit ist. Es ist aber in meiner Art zu empfinden gegründet, daß mich dies nicht zur Beschäftigung mit dem Tode und dem Jenseits, sondern gerade zu den Gedanken, die auf das Leben gerichtet sind, bringt. Ich halte das auch nicht für eine Eigenheit in mir, sondern ich glaube, es müßte überhaupt so sein. Wenn man an den Tod zu denken empfiehlt, so ist das eigentlich nur gegen den Leichtsinn gerichtet, der das Leben wie eine immer dauernde Gabe ansieht. Davon ist ein in sich gesammeltes Gemüth schon von selbst frei. Uebrigens aber weiß ich nicht, ob anhaltende Beschäftigung mit dem Tode und dem, was ihm folgen wird, der Seele heilsam sei? Zwar möchte ich nicht darüber absprechen, da es mehr Sache des Gefühls, als der Untersuchung durch bloße Vernunftgründe ist. Ich glaube es aber nicht. Die

aus dem Vertrauen auf eine Allgüte und Allgerechtigkeit entspringende Zuversicht, daß der Tod nur die Auflösung eines unvollkommenen, seinen Zweck nicht in sich tragenden Zustandes und der Uebergang zu einem bessern und höhern ist, muß dem Menschen so gegenwärtig sein, daß nichts sie auch nur einen Augenblick verdunkeln kann. Sie ist die Grundlage der innern Ruhe und der höchsten Bestrebungen, und eine unversiegbare Quelle des Trostes im Unglück. Aber das Ausmahlen des möglichen Zustandes, das Leben mit der Phantasie darin zieht nur vom Leben ab und setzt nur scheinbar etwas Besseres an die Stelle, da allerdings die Gegenstände erhabner sind, nach denen man trachtet, man sie aber doch so, wie man es da versucht, nicht zu fassen vermag. Gott hat auch deutlich gezeigt, daß er eine solche Beschäftigung nicht wohlgefällig ansieht, denn er hat den künftigen Zustand in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt und jeden Einzelnen in gänzlicher Unwissenheit gelassen, wann der Augenblick ihn ereilen wird. Ein sicheres Zeichen, daß das Lebende dem Leben angehören und darauf gerichtet sein soll. Wozu mich also die Gewißheit, sich in dem letzten Lebensabschnitt zu befinden, mahnt, ist ein auf das Leben gerichtetes Bestreben, das Bestreben, das Leben abzurunden, ein inneres Ganzes daraus zu machen. In den Stand gesetzt zu sein, dies zu thun, dadurch, daß man nicht mitten aus dem Treiben des Lebens hinweg gerissen wird, sondern einen Zeitraum der Muße und Ruhe behält, ist eine Wohlthat der Vorsehung, die man nicht ungenutzt vorübergehen lassen muß. Ich meine damit nicht, daß man noch etwas thun, etwas vollenden solle. Was ich im Sinne habe, kann jeder in jeder Lage. Ich meine in seinem Innern arbeiten, seine Empfindungen in vollkommene Harmonie bringen, sich selbststän-

diger und unabhängiger von äußern Einflüssen zu machen, sich so zu gestalten, wie man sich in den ruhigsten und klarsten Geistesmomenten gestaltet sehen möchte. Dazu geht jedem, wie viel er auch an sich gethan haben möge, viel ab, daran ist längere Dauer, als vielleicht die Dauer des Lebens verstatten wird. Dies aber nenne ich den eigentlichen Lebenszweck, dieser aber giebt auch dem Leben immer noch Werth, und wenn mich irgend ein Unglück, wie es jedem, wie glücklich er scheine, betreffen kann, dahin bringen sollte, das Leben nicht mehr zu diesem Zwecke zu schätzen, so würde ich mich selbst mißbilligen und die Gesinnung in mir ausrotten. Allein auch über einen solchen Lebenszweck kann man nicht unfruchtbar mit seinem Gedanken brüten. Er muß nur die der Seele gegebene Richtung sein, nur das, wie sich die Gelegenheit darbietet, urtheilende, billigende, zurechtweisende Princip. Das Leben ist zugleich eine äußere Beschäftigung, eine wirkliche Arbeit, in allen Ständen und allen Lagen. Es ist nicht gerade diese Beschäftigung, diese Arbeit selbst, die einen großen Werth besitzt, aber es ist ein Faden, an dem sich das Bessere, die Gedanken und Empfindungen anknüpfen, oder das, woneben sie hinlaufen. Es ist der Ballast, ohne den das Schiff auf den Wellen des Lebens keine sichere Haltung hat. So sehe ich auch im Grunde hauptsächlich nur meine wissenschaftlichen Beschäftigungen an. Sie sind vorzugsweise dazu gemacht, weil sie an sich mit Ideen in Verbindung stehen. Ich bin hierüber ausführlich gewesen, um Ihnen einen Begriff zu geben, was ich meine Einsamkeit und meine Freude daran nenne. Sie ist ursprünglich keine freiwillige, sondern eine durch das Schicksal herbeigeführte. Der von Zweien Zurückgebliebene ist allein, und es ist dann eine natürliche und zu billigende Empfindung,

daß man auch fortwährend allein bleiben will. Dann aber begünstigt auch die Einsamkeit jenes Nachdenken über sich selbst, jene Arbeit an sich, jenes Abrunden und Schließen des Lebens, von dem ich eben sprach. Endlich kommen die Studien hinzu, denen man auch ihre Stelle gönnen muß. Darum gehe ich nur sehr selten zu meinen Kindern in die Stadt und freue mich, wenn sie hierher kommen. Die Leute bedauern erst meine Abwesenheit, das ist die Höflichkeit; dann finden sie dies Zurückziehen in meinem Alter und in meiner Lage natürlich, das ist die Wahrheit. Ueberdruß am Leben, Stumpfheit an seinen Freuden, Wunsch, daß es enden möge, haben an meiner Einsamkeit keinen Theil.

Ich habe Ihnen, liebe Charlotte, zwei Briefe geschrieben, die bei Abgang des Ihrigen noch nicht angekommen waren. Ich verlange eine Antwort auf diese zu erhalten. Ich bitte Sie, wenn Sie können, mir noch in diesem Jahre zu schreiben. Zu dem, welches wir neu beginnen, nehmen Sie meine herzlichsten Wünsche. Möge der Himmel Ihnen wieder Heiterkeit, Freude, Lebenslust und Lebensmuth, und vor allem Gesundheit und Kräfte verleihen! Was ich dazu beitragen kann, will ich mit herzlicher Freude thun, wo und wie es mir möglich ist. Leben Sie nun recht wohl! Gedenken Sie meiner mit freundschaftlicher Liebe und rechnen Sie mit Zuversicht auf meine aufrichtige, und unter allen Schicksalen unwandelbare Theilnahme an allem, was Sie betrifft. Ihr H.

Eilfter Brief.

Tegel, den 26. Januar 1830.

Sie müssen, liebe Charlotte, zwei Briefe von mir bekommen haben, die noch unbeantwortet sind, einen vom 9. und einen vom 21. Januar. Ihr letzter war nicht auf meine Bitte, sondern aus eigner Bewegung geschrieben, und meinen Brief vom 9. werden Sie vermuthlich zu spät empfangen haben, um ihn an dem darin genannten Tage zu beantworten. Da ich aber weiß, daß Ihnen meine Briefe Freude machen, und ich gerade einige freie Zeit habe, so will ich Ihnen schreiben, ohne erst eine Antwort abzuwarten. Vielleicht bekomme ich dieselbe auch noch, ehe ich den Brief schließe, da heute noch eine Gelegenheit aus der Stadt herkommt. Es liegt mir sehr daran zu wissen, wie es Ihnen geht, und ob Sie die Ruhe und Heiterkeit wieder gewinnen, die ich Ihnen so sehr wünsche. Noch erfreulicher sollte es mir sein, wenn mein Antheil und meine Rathschläge in der That wirksam dazu beitrügen. Das Wahre und Eigentliche müssen Sie zwar selbst dazu thun. Denn es bleibt immer ein sehr wahrer Ausspruch, daß das Glück im Menschen selbst liegt. Das Freudige, was ihm der Himmel verleihet, beglückt nur, wenn es auf die rechte Art aufgenommen wird, und das Bittere und Herbe, das das Schicksal ihn erfahren läßt, steht es in seiner Gewalt sehr zu mildern.

Was auch gar keinen Trost zuläßt, wie es denn allerdings solche Unglücksfälle giebt, hat Gott noch die Wehmuth zu einer Art Vermittlerin zwischen dem Glück und dem Unglück, der Süßigkeit und dem Schmerz geschaffen. Sie macht den Schmerz zu einem Gefühl, das man nicht verlassen mag, an dem man hängt, dem man sich überläßt mit dem Bewußtsein, daß es nicht zerstörend, sondern läuternd, veredelnd in jeder Art, und auf jede Weise erhebend wirkt. Es ist ein Großes, wenn der Mensch die Stimmung gewinnt, alles was ihn betrifft, bloß weil es menschlich ist, weil es einmal im irdischen Geschick liegt, dagegen anzukämpfen, aber zugleich so aufzunehmen, wie es sich mit der Bestimmung des Menschen, sich immer reifer und mannichfaltiger zu entwickeln, am besten vereint. Je früher man zu dieser Stimmung gelangt, desto glücklicher ist es. Man kann dann erst sagen, daß man das Leben wirklich erfahren hat. Und um des Lebens willen ist man doch auf der Welt, und nur was man in seinem Gemüth durch das Leben errungen hat, nimmt man mit hinweg. Es ist ein sehr großes Glück, wenn man alles sein Denken und Empfinden an einen Gegenstand setzt. Man ist dann auf immer geborgen, man begehrt nichts mehr vom Geschick, nichts mehr von den Menschen, man ist sogar außer Stande, etwas anderes von ihnen zu empfangen, als die Freude an ihrem Glück. Man fürchtet auch nichts von der Zukunft. Man kann nicht ändern, was nicht zu ändern ist; aber das Eine, das Hängen an Einem Gedanken, Einem Gefühl, wenn es auch durch den grausamsten Schlag, der einen Menschen betreffen kann, nur zu dem Hängen an einer Erinnerung würde, das bleibt immer. Wer das stille Hängen an Einem Gedanken erreicht hat, besitzt Alles, weil er nichts anderes bedarf und verlangt.

Noch beruhigender und beglückender ist natürlich ein solches Hängen an Einem, wenn das Eine nichts Irdisches, sondern das Göttliche selbst ist. Aber auch im Irdischen ist solch ein treues, die ganze Seele einnehmendes Hängen an Einem Gefühl immer von selbst auf das gerichtet, was im Irdischen selbst nicht irdisch ist. Denn das bloß Irdische ist nicht fähig die Seele so auf sich zu heften. Der Probierstein der Aechtheit des Gefühls ist nur, daß es von aller Unruhe frei, mit keiner Art des Begehrens gemischt sei, daß es nichts verlange, nichts fordere, keine andere Sehnsucht kenne, als in der Art, wie es ist, fortzudauern. Darum ist das Gefühl für Verstorbene ein so süßes, so reines, so der Sehnsucht hingegebenes Gefühl, das bis ins Unendliche fortwährt, ohne sich je zu zerstören, in deren Wachsthum selbst die Seele ohne Unterlaß Kraft gewinnt, sich ihr in einer süßen Wehmuth zu überlassen. Sobald das Gefühle für das Göttliche sind, sind es unstreitig die reinsten und von aller irdischen Beimischung am meisten geläuterten. Sie haben zugleich das Eigenthümliche, daß sie der Erde nicht entfremden, und doch allem Drohenden und Schmerzlichen, was die Erde auch oft hat, den Stachel und den Wermuth benehmen. Da der Gedanke an die Verstorbenen mit allem dem zusammen hängt, was sie im Leben umgab, so sind sie, statt vom Leben abzuführen, vielmehr immerfort Verknüpfungsmittel mit demselben; es giebt in jeder Lage noch immer Gegenstände, an welchen man sich die Verstorbenen als theilnehmend und noch mit dem Leben verknüpft denkt. Diese knüpfen auch den Zurückbleibenden noch an das Leben, aber es ist eine Verknüpfung, die dem Leben das Schwere benimmt, da man sich doch nicht mehr ganz als ihr angehörend betrachtet. Wenn die liebsten Gedanken alle jenseits des Lebens sind,

wenn das Leben keinen hat, der diesen die Waage halten könnte, so kann, was man sonst im Leben zu fürchten pflegt, einem irgend gegen irdische Schicksale Gewaffneten nicht sonderlich furchtbar erscheinen. Zeit und Ewigkeit verknüpft sich im Gemüthe zu einer Ruhe, die nichts mehr stört. Ich habe mir immer, ehe ich noch die Erfahrung selbst gemacht hatte, gedacht, daß es so sein müßte. Ich habe es nie für möglich gehalten, daß es für einen wahren Verlust auch nur einen scheinbaren Ersatz geben könnte. Jetzt empfinde ich das wirklich, da das Loos mich getroffen hat. Ja, ich werde mit großer Freude gewahr, daß sich die wahre und richtige Einwirkung, die solcher Verlust haben muß, mit der Zeit immer vollkommener und mächtiger entfaltet, wie die irdische Nacht tiefer wird, je länger sie währt. Die Freude, die man am nächtlichen Dunkel hat, und für die ich immer sehr empfänglich gewesen bin, ist dieser Empfindung ähnlich. Man ist allein, und will allein sein, man gewahrt äußerlich nichts, und innerlich regt sich ein doppeltes Leben. Der Tag ist gewesen und der Tag wird wiederkehren.

Es ist ein schrecklicher Winter in diesem Jahr, und noch durchaus keine Aussicht, daß das bald anders werde und sich milder lösen will. Wenn man die viele Noth bedenkt, die es mit sich führt, so ist das sehr beklagenswerth. Allein sonst ist mir keiner so leicht gewesen. Dies liegt in der Ruhe und Unabhängigkeit der Einsamkeit, worin ich lebe. Ich gehe alle Tage spazieren, allein außerdem verlasse ich die drei aneinander stoßenden Zimmer, die ich allein bewohne, nie, und der Anblick der unberührten Schneeflächen und des unendlichen Glanzes, den die Sonne, deren Auf- und Untergang ich von meinen Fenstern aus sehe, und Abends Mond und Venus und die andern Sterne über

die Schneeflächen und den gefrornen See ausstrahlen, ist unbeschreiblich. — Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 2. Februar, oder wenn das nicht möglich ist, doch noch in der ersten Woche des Februars abgehen zu lassen. — Leben Sie recht herzlich wohl, und bleiben Sie meiner aufrichtigen und innigen Theilnahme versichert. Ganz der Ihrige H.

Zwölfter Brief.

Tegel, den 5. März 1830.

Ich bin sehr besorgt um Sie gewesen, liebe Charlotte. Ich hatte Sie gebeten, mir am 25. zu schreiben, ich wußte, daß Sie, wenn Sie gesund waren, das gewiß gethan hätten, und doch hatte ich heute früh noch keinen Brief von Ihnen. Daß aber ein Brief von Ihnen bis hierher acht Tage gehen sollte, schien unglaublich, und doch hatte ich heute früh meine Berliner Briefe bekommen. Ich dachte mir also mit Gewißheit, daß Sie krank sein, wenigstens gewesen sein müßten. Derselbe Gedanke war mir schon gestern und vorgestern durch den Kopf gegangen. Endlich am Abend, wo ich einen zweiten Boten bekam, erhielt ich Ihren Brief. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich beim Erblicken der Handschrift freuete. Der Brief trug wirklich das Postzeichen vom 25. Die Langsamkeit aber weiß ich mir nicht zu erklären. Vermuthlich habe ich einen Tag genannt, wo keine Post abging, so daß der Brief gleich gelegen und gewartet hat. Dann mag das hohe Wasser dazu gekommen sein. Ich bitte Sie doch aber, wenn ja der Fall wieder unglücklicherweise eintreten sollte, daß Sie wegen Unpäßlichkeit nicht schreiben, mir dennoch immer in zwei Worten zu sagen, wie Ihnen ist und was Ihnen fehlt. Glauben zu müssen, daß jemand, an dem man Antheil nimmt, krank ist, ohne zu wissen was ihm fehlt, ist ein zu peinlicher Zustand. Mit meiner Gesund-

heit geht es fortdauernd gut, ich habe die letzten schönen Tage sehr genossen und zu weiten Spaziergängen benutzt. Es war eine schöne Luft und ein wundervoll erfreuender Sonnenschein. Einmal habe ich, seit ich Ihnen zuletzt schrieb, einen leisen Anfang einer Augenentzündung gehabt. Ich mußte mich beim Spazierengehen erkältet haben. Ich bin dann einen Tag zu Hause geblieben, habe nicht gelesen noch geschrieben, und mich dadurch selbst geheilt. Ich habe mich gewundert, daß meine Augen nicht durch den Anblick des Schnees gelitten haben, der sonst schwachen Augen so leicht wehe thut. Es scheint aber, daß die meinigen eine gewisse Stumpfheit gegen solche Reize haben. Dazu trägt vielleicht bei, daß ich immer eine Art Leidenschaft gehabt habe, in die Sonne beim Untergang zu sehen. Wie die Scheibe mit dem untern Rand den Horizont berührt, stehe ich still, und scheide nicht eher vom Anblick, bis der letzte Strahl verglüht ist. Ich schreibe Ihnen diesmal zuerst von meiner Gesundheit, weil Sie mir sehr gütig sagen, daß Sie immer nach diesen Stellen in meinen Briefen zuerst suchen. Ich wollte Ihnen auf diese Weise damit entgegen kommen. Sonst hätte ich mit dem angefangen, was den Hauptinhalt Ihres Briefs und den vertraulichen Theil desselben ausmacht, und wozu ich jetzt übergehe. — — — —

Den 17.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 6. d. M. abgegangenen Brief vom 1. bekommen, so daß der Brief wieder sehr lange unterwegs gewesen ist. Doch kann er wohl zwei volle Tage in meinem Hause in Berlin gelegen haben. Es ist mir sehr lieb, daß der Abgang der Posten wieder geregelt ist. Ich werde Sie jetzt immer bitten,

Ihre Briefe am Dienstag abgehen zu lassen. Es war sonst immer der Tag, den Sie vorzogen. Ihr längeres Stillschweigen hat mich diesmal nicht beunruhigt. Ich war gewiß, daß Sie nicht krank sein konnten. Ich hatte Sie so bestimmt gebeten, mir in diesem Fall zu schreiben, daß ich gewiß darauf rechnen konnte, daß Sie es gethan haben würden. Ich errieth aber die Ursache Ihres Nichtschreibens, und sehe nun aus Ihrem Briefe, daß ich ganz richtig vermuthet hatte. Es war eine zu natürliche, Ihrer Empfindungsart zu angemessene Empfindung, als daß sie nicht hätte in Ihnen aufsteigen sollen. Ihr jetziger Brief aber hat mir die größte Freude gemacht, besonders wegen der ruhigen Stimmung, die darin herrschend ist, und die ich, da sie Ihnen nothwendig die wohlthätigste sein muß, so sehr liebe, um deren Erhaltung ich Sie dringend bitte. Auch Lebenslust und Lebensfreude an den dem Leben bleibenden Genüssen kann erst auf dieser Grundlage im Gemüth emporsprießen. Die Ruhe ist die natürliche Stimmung eines wohl geregelten, mit sich einigen Herzens. Aeußere Ereignisse können sie bedrohen und das ruhigste Gemüth aus den Angeln heben. Ein großes weicht zwar auch da nicht, allein obgleich es Frauen giebt, welche diese Stärke mit der größten und lebendigsten Regsamkeit der Empfindung und der Einbildungskraft verbinden, so kann man das bewundern, aber nicht fordern. In einem Manne aber ist es Pflicht, es läßt sich verlangen, und er verliert gleich bei allen richtig Urtheilenden an Achtung, wie hierin in ihm ein Mangel sichtbar wird. —

Meine Gesundheit ist fortwährend gut. Sogar von kleinen Uebeln bin ich frei, und an den Augen bemerke ich keine Veränderung. Ich mache mir indeß dennoch keine Täuschung darüber. Es liegt in der Natur der Sache,

daß eine einmal vorhandene Schwäche, oder eine beginnende Verdunkelung, immer auch, wie alles in der Natur, ihren Gang geht und zunimmt. Aber dies Zunehmen kann so unmerklich sein, daß es die ganze Lebensdauer hindurch zu keinem wirklichen Uebel führt. Dies scheint jetzt noch bei mir der Fall zu sein. Mit der Schwierigkeit in der Hand beim Schreiben haben Sie vollkommen Recht, sie begleitet gewöhnlich den Eintritt der höhern Jahre. Es tritt dann entweder Zittern ein, oder ein Zustand, den ich mehr Unbehülflichkeit als Schwäche nennen möchte. Das Schreiben erfordert, wenn die Hand fest und deutlich sein soll, eine Menge sehr kleiner und kaum merklicher Bewegungen der Finger, die schnell nach einander, und doch bestimmt von einander geschieden, gemacht werden müssen. Dazu mangelt im Alter die Gelenkigkeit. Wie beim Schreiben ist es bei allen ähnlichen Verrichtungen, wogegen im Fassen, Tragen, Halten u. s. f. die Hand die gleiche Kraft behält. Daß Gastein mir dabei helfen könnte, glaube ich nicht. Es hat bei mir erst, wie ich schon Gastein gebraucht hatte, recht zugenommen, und war im Frühjahr weniger stark, als im Herbst und jetzt. Das Alter erscheint mit den Jahren allmählig, aber mit einer Krankheit oder einem großen Unglücksfall, den nichts je wieder gut machen kann, plötzlich. Das Letzte ist mein Fall gewesen. Hätte ich den Verlust nicht erlitten, den ich erfahren, so möchte es noch mehrere Jahre so fortgedauert haben. Aber durch die große Aenderung, welche dieser Verlust in mir hervorbringen mußte, und die mit jedem Tage nur fühlbarer wird, bei der plötzlichen Vereinzelung nach einem acht und dreißigjährigen gemeinschaftlichen Leben, und selbst in der Abwesenheit ununterbrochenen gemeinschaftlichen Denken und Empfinden, war es natürlich,

daß die Aenderung auch körperlich eintrat. Indeß ist das sehr leicht zu ertragen, zumal so lange die Gesundheit so unangegriffen wie bei mir jetzt bleibt. Ich kann daher, wenn Sie auch nicht immer darin einstimmen, nur dabei bleiben, daß mir das Alter lieb ist. Es ist ein natürlicher menschlicher Zustand, dem Gott seine eigenen Gefühle geschenkt hat, die ihre eigenen Freuden in sich tragen. Wenn ich durch einen Zauberstab machen könnte, daß ich die mir noch übrigen Jahre mit jugendlicher Kraft und Frischheit verleben, oder so wie jetzt bleiben könnte, so wählte ich das Erste gewiß nicht. Die jugendliche Kraft und Frischheit paßt nicht zu greisenden Gefühlen, und diese in einem langen Leben erworbenen und erlangten Gefühle möchte ich doch für nichts auf Erden aufgeben. Was Sie von meiner Stimmung sagen, unterschreibe ich in sofern, als sie allerdings eine seltene und den tiefsten und gerührtesten Dank erheischende Gabe des Himmels, nicht menschliches Verdienst ist. Wenigstens rechne ich sie mir nicht zu. Ich verdanke sie größtentheils der, welche auch jetzt die unmittelbare Quelle derselben ist. Denn wenn man einem durchaus reinen und wahrhaft großen Charakter lange zur Seite steht, geht wie ein Hauch von ihm auf uns über. Ich würde mir selbst jenes Besitzes unwerth erscheinen, wenn ich jetzt anders sein könnte, als innerlich in abgeschlossener Ruhe in der Erinnerung lebend, und äußerlich, wo sich die Gelegenheit darbietet, nützlich und wohlthätig beschäftigt.

Es ist mir eine wahre Beruhigung gewesen und hat mich unendlich gefreuet, daß Ihnen meine beiden letzten Briefe wohlthätig gewesen sind. Ich habe bei allem, was ich Ihnen schreibe, immer und nur diese Absicht, und ich bitte Sie dringend, danach und nur danach jeden einzelnen

Ausdruck zu beurtheilen. Wir weichen in einigen wesentlichen Ansichten des innerlichen Lebens von einander ab. Es thut nichts, wenn man nicht über alles gleich denkt, und jeder muß sein inneres Glück auf seine eigne Weise bauen. Nur wenn der Eine in vollkommener Uebereinstimmung mit der Ansicht des Andern es wünscht, wenn er sich ganz vertrauend hingiebt, kann man leitenden Einfluß darauf ausüben wollen.

Ich wünsche, daß meine Briefe Sie ruhig, heiter stimmen, Ihnen wie eine Erholung, eine Erquickung erscheinen. Meine dringende Bitte an Sie, liebe Charlotte, ist nur, daß Sie die Ruhe Ihres Gemüths erhalten, und es der Heiterkeit, die jede Lage begleiten kann, offen erhalten mögen. Sich selbst heiter stimmen kann man nicht immer, allein heiteren Eindrücken, wenn sich Veranlassungen dazu finden, sich offen zu erhalten, kann man doch. Ich bitte Sie, mir den 27. d. M., wenigstens gewiß nicht später, zu schreiben. Früher soll es mir immer willkommen sein. Leben Sie herzlich wohl, und rechnen Sie mit vertrauender Zuversicht auf meine ununterbrochene freundschaftliche Theilnahme. H.

Dreizehnter Brief.

Tegel, den 6. bis 9. Mai 1830.

Ich sage Ihnen, liebe Charlotte, meinen herzlichen Dank für Ihren am 27. April abgegangenen Brief, den ich richtig empfangen habe. Mit meinem Befinden geht es sehr gut, und ich empfinde weder Folgen des nassen Frühjahrs, noch des strengen Winters. Dennoch machen sich die Folgen im Allgemeinen sehr fühlbar. Eine Menge von Leuten leiden hier am kalten Fieber. Ich habe für den Sommer meine Lebensart etwas geändert. Ich stehe jetzt regelmäßig um 6 Uhr auf. Dafür gehe ich aber auch immer vor, spätestens um Mitternacht zu Bette. Die Morgenstunden haben mehr Reiz für mich, und so schreibe ich Ihnen, liebe Freundin, heute in der Frühe. Es ist das erste, womit ich heute den Tag beginne. Auf meinen Schlaf hat weder das frühe noch späte Aufstehen einigen Einfluß. — — Die Nacht hat etwas unglaublich süßes. Die heitern Ideen und Bilder, wenn man solche haben kann, wie ich ehemals oft erfahren, nehmen einen sanfteren, schöneren, in der That seelenvollern Ton an, dabei ist es, als ob man sie inniger genösse, da in der Stille nichts, nicht einmal das Licht sie stört. Kummervolle und schwermüthige Erinnerungen und Eindrücke sind dagegen auch milder und mehr von der Ruhe durchströmt, die jede Trauer leichter und weniger zerreißend macht. Man kann auch dem Kummer ruhiger nachhängen, und ein tiefes Gemüth sucht doch

nicht den Kummer zu entfernen, am wenigsten zu zerstreuen, sondern sucht ihn so mit dem ganzen Wesen in Einklang zu bringen, daß er Begleiter des Lebens bleiben kann. Ich kann mich jetzt schon auf die langen Winternächte freuen, und habe, was ich hier sage, im vorigen Winter oft erfahren. Bedenkt man auf der andern Seite wieder, wie freudig und schön das Licht ist, so geräth man in ein dankbares Staunen, welch einen Schatz des Genusses und wahren Glückes die Natur allein in den täglichen Wechsel gelegt hat. Es kommt nur darauf an, ein Gemüth zu haben, ihn zu genießen, und das liegt doch in jedes Menschen eigner Macht. Alle Dinge, die einen umgeben, schließen für den Geist und die Empfindung Stoff zur Betrachtung, zum Genuß und zur Freude in sich, der ganz verschieden und unabhängig ist von ihrer eigentlichen Bestimmung und von ihrem physischen Nutzen; je mehr man sich ihnen hingiebt, desto mehr öffnet sich dieser tiefere Sinn, die Bedeutung, die halb ihnen, die sie veranlassen, halb uns, die wir sie finden, angehört. Man darf nur die Wolken ansehen. An sich sind sie nichts als gestaltloser Nebel, als Dunst, Folgen der Feuchtigkeit und Wärme, und wie beleben sie, von der Erde gesehen, den Himmel mit ihren Gestalten und Farben, wie bringen sie so eigne Phantasien und Empfindungen in der Seele hervor.

Ich werde, liebe Charlotte, am 2. Junius verreisen und zum 2. August, oder wenige Tage später, wieder hier zurück sein. Ich gehe zuerst nach Schlesien, dann von da nach Gastein. Hierüber wundern Sie sich vielleicht, da ich mich vollkommen wohl befinde. Allein eigentlich ist es vernünftiger eine Badekur zu wiederholen, wenn man sich danach wohl, als wenn man sich übel befunden hat. Ich leite zwar mein Wohlbefinden von der vollkommen regel-

mäßigen Lebensart, die ich führe, von dem einsamen Landaufenthalte, selbst von der Stimmung ab, in der ich mich befunden und befinde, wo mich kein äußeres Verlangen bewegt, und das einzige innere Einer mich nie verlassenden Empfindung zugewendet ist. Ich war doch sonst mehr von der Wirklichkeit bewegt und bisweilen auch unruhiger, was mir das Leben beglückte, war mir auch Gegenstand der Sorge. Mein Arzt aber besteht darauf, daß Gastein es vorzüglich ist, was physisch so gut auf mich gewirkt hat, und da mir die Reise nicht anders unangenehm ist, als durch meine Abwesenheit von hier, so befolge ich den Rath, ohne darum unbedingt daran zu glauben. Ich habe wieder in Gastein meine alte Stube, die, welche meine Frau bewohnte, und dieselben Erinnerungen umgeben mich, in denen ich hier lebe. — Ich hoffe, daß Sie den Sommer ruhig und in der stillen Heiterkeit durchleben werden, die Ihr Gemüth so vorzugsweise geeignet ist zu genießen, und sich auch selbst zu geben durch Erhebung zu dem Besten, Beseligendsten und Höchsten, das der Mensch besitzen kann. Ihr letzter Brief, und schon der vorletzte, schien mir anzudeuten, daß diese Stimmung wieder in Ihnen mehr vorherrschend zu werden anfängt. *)

Was Sie, liebe Charlotte, dazu beitragen können, daß Sie Ihre frühere Heiterkeit wieder gewinnen, thun Sie

*) Was in dieser Zeit mich so sehr niederbeugte, war von der Art, daß ich es bei dem höchsten Vertrauen dennoch dem gütigen, verehrten Freunde nicht mittheilen konnte. Theils wurden sehr zarte Saiten durch Andere verletzt, theils blieb der Zustand mir selbst fast unverständlich. Es war ein schmerzliches Gewebe wahrer, nicht eingebildeter Leiden, die nur schweigend getragen werden konnten, aber dem Geist allen freien Aufschwung, dem Gemüth alle Heiterkeit raubten.

ja; was ich dazu beitragen kann, thue ich gern. Vertrauen Sie dem Wort und auch der Versicherung, daß es mich bekümmert, Sie so lange in einer so trüben Stimmung zu wissen. Ich wollte, Sie klagten sich recht aus. —

Was Sie über Georg Jacobi's Reisen sagen, hat mich sehr angesprochen; ich komme einmal darauf zurück. Leben Sie wohl, mit der herzlichsten und unveränderlichsten Theilnahme der Ihrige H.

Vierzehnter Brief.

Tegel, den 29. Mai 1830.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 16. d. M. vor einigen Tagen empfangen, und so wie Sie es vorausgesehen haben, doppelte Freude daran gehabt, weil er in einem so ruhigen und heitern Tone geschrieben ist. Ich wünsche nichts mehr, als daß Sie in demselben und der ihr entsprechenden Stimmung bleiben mögen, und Sie können es gewiß, wenn Sie sich nicht selbst trübe und irrige Vorstellungen machen, sondern vielmehr der Ruhe nachstreben, welche das Gemüth unabhängig von äußeren Ereignissen macht. Ohne diese nur durch innere Bearbeitung seiner selbst zu erlangende Ruhe bleibt man immer ein Spiel des Schicksals, und verliert und gewinnt sein inneres Gleichgewicht, wie die Lage von einem nur freudvoller oder leidvoller ist. Das gänzliche Unterlassen alles Spazierengehens ist und bleibt doch eine Entbehrung eines großen Vergnügens, wenn sich auch der Körper daran gewöhnt, ich habe das selbst an mir erfahren. Der Mangel der Bewegung hat mir nie geschadet, aber entbehren thut man viel. Man genießt die Natur auf keine andere Weise so schön, als bei dem langsamen, zwecklosen Gehen. Denn das gehört namentlich zum Begriff selbst des Spazierengehens, daß man keinen ernsthaften Zweck damit verbindet. Seele und Körper müssen in vollkommener und ungehemmter Freiheit bleiben, man muß kaum einen Grund haben, auf eine oder die an-

dere Seite zu gehen. Alsdann befördert die Bewegung die Idee, und man mag etwas Wichtiges denken oder sich bloß in Träumen und Phantasien gehen lassen, so gewinnt es durch die Bewegung des Gehens bessern Fortgang, und man fühlt sich leichter und heiter gestimmt. Noch vor kurzem ist es mir geschehen, daß mir durch einen Spaziergang gelang, was sich sehr lange nicht hatte gestalten wollen. Ich hatte oft vergebens an etwas gearbeitet, und plötzlich beim Herausgehen draußen kam es mir ganz von selbst, daß ich beim Nachhausekommen es nur aufschreiben konnte. Ich gehe aber niemals des Morgens aus. Daran thue ich vielleicht Unrecht, aber es hängt bei mir mit so vielen kleinen Gewohnheiten zusammen, daß ich darüber nicht hinaus kommen kann. Ich genieße daher nur den Anblick des Grün aus den Fenstern, wo dann die Lichter der Frühsonne im Laube einen wundervoll herrlichen Wechsel des Hellen und Dunkeln gewähren.

Ich habe kürzlich Goethe's zweimalige Reise nach Italien oder vielmehr, da es keine eigentliche Reisebeschreibung ist, seine Briefe von daher gelesen. Sie schrieben mir in derselben Zeit von der Jacobi'schen. Ich habe diese Reise nie gelesen, wohl aber den Reisenden gekannt, und sein Buch loben hören. Er studirte mit mir zugleich in Göttingen, und ging, wenn ich nicht irre, auch mit Ihrem Bruder um. Er war ein guter Mensch und sehr fleißig, doch vermied ich seinen Umgang, da er für meine Neigung in zu viele Studentengesellschaften verwickelt war. Was Sie mir aus seiner Reise über die Pracht der Kirchen und des Gottesdienstes sagen, ist sehr wahr, und sehr begreiflich, wie hinreißend es für ein wahrhaft frommes, weibliches Gemüth, wie das Ihrige, erscheinen muß, zu jeder Zeit in den offenen Kirchen eine Zuflucht und „Freistatt“,

wie Sie sagen, für seine tiefsten Bedürfnisse zu finden. Ich bin durch Ihre Bemerkungen an etwas erinnert. Vielleicht haben Sie wohl von Fernow gehört, der Mehreres über Kunst und Literatur und eine sehr geschätzte italienische Grammatik geschrieben hat. Dieser war viele Jahre in Rom und heirathete dort eine Frau, die von geringem Stande war und als Wirthschafterin gedient hatte. Nach mehreren Jahren der Heirath kehrte er nach Deutschland zurück, nahm die Frau mit und lebte in Weimar. Der Frau mißfiel der dortige Aufenthalt ungemein, sie starb sogar bald, woran das Heimweh mit Ursache sein mochte. Sehr merkwürdig war, was sie beständig sagte und immer wiederholte: „Wie arm und wie dunkel!“ Das letzte begriff man leicht, da es auf das Sonnenlicht gehen konnte. Aber das arm schien sonderbar, da sie in Rom unmittelbar auch nur armselige Umgebungen gehabt haben konnte. Es bezog sich aber offenbar auf die Kirchen, die hell, groß, prachtvoll und in jeder Art reich ausgestattet sind. Diese sah sie als zu ihrem Leben, ihrer täglichen Umgebung gehörend an, und konnte es. Die Kirchen in den italienischen Städten, und es ist wohl in allen katholischen Ländern nicht anders, sind den ganzen Tag offen, vom frühen Morgen bis späten Abend, und jeder kann ungehindert hineingehen und darin bleiben, so lange er will. Jeder im Volke kann sie also als sein Eigenthum ansehen, und so that es diese Frau. Wie ärmlich es in ihrer Stube aussehen mochte, der Reichthum und die Pracht der Kirchen gehörte zu ihrem Genuß. Es ist aber auch in anderer Rücksicht, wie Sie bemerken, und wie es auch mir erscheint, eine lobenswürdige Sitte, daß man jedem Gelegenheit giebt, in jedem Moment, wo er Stimmung dazu hat und fühlt, an einen Ort gehen zu können, wo er Stille und Einsamkeit,

oder zu seiner Stimmung passende Verrichtungen findet, einen Ort, der ihm schon an und für sich, sobald er ihn betritt, Ehrfurcht und dazu eine gewisse Linderung einflößt. Unsere evangelischen Kirchen werden viel zu sehr als Orte, die zum Predigen bestimmt sind, angesehen, und auf die religiöse Erhebung des Gemüths in Gebet und Nachdenken wird zu wenig gedacht.

Die Goethe'schen Briefe aus Italien lehren nicht gerade Italien und Rom kennen. Sie sind ganz und gar nicht beschreibend. Man muß mit den Gegenständen durch eigene Ansicht oder durch andere Reisen bekannt und bereits vertraut sein, um nur die Bemerkungen darüber ganz zu verstehen. Aber sie mahlen sehr hübsch und interessant Goethe selbst, und zeigen, was Rom und Italien sind, durch den Eindruck, den sie auf Goethe gemacht haben. Jedenfalls gehören sie zu den merkwürdigsten Schilderungen. Dann erkennt man auch daraus, welche unglaubliche Sehnsucht Goethe Jahre hindurch hatte, Italien und vor allem Rom zu sehen.

Ich reise morgen früh ab und gehe zunächst nach Breslau. Leben Sie herzlich wohl und sein Sie meiner unveränderlichen Theilnahme gewiß. Von Herzen Ihr H.

Fünfzehnter Brief.

Ottmachau, den 22. Junius 1830.

Ich habe vor einigen Tagen, liebste Freundin, Ihren Brief vom 6. und 7. d. M. bekommen, und danke Ihnen herzlich dafür. Es thut mir leid, daß Sie den meinigen vom 29. Mai, später als es hätte sein sollen, empfangen haben. Ich bin aber erst am 3. von Berlin abgereist und konnte meinen Brief erst am Tage vor meiner Abreise beendigen. Meine Reise ist sehr glücklich gewesen, und hat mir zu gar keiner Art von Klage über irgend eine Unbequemlichkeit Anlaß gegeben. Das Wetter war sehr schön und ohne Regen, den ich am meisten auf Reisen hasse. Ich bin über Breslau gegangen, war aber schon am 7. Abends hier, wo ich mich bei meinem ältesten Sohn und dessen Frau aufhalte. Es war ein himmlisch schöner Sommerabend, und ich kann nicht sagen, wie schön ich wieder die Gegend hier gefunden habe. Ich reise allein, ohne eines meiner Kinder. Es war für keins eine Veranlassung vorhanden, das Bad zu gebrauchen, und ich bin auf Reisen lieber allein. Dies würde auch mein Fall sein, wenn ich noch älter oder kränklicher wäre. Was aber die Pflege betrifft, deren man im Alter oder Krankheit bedürfen kann, so ist es viel angenehmer die von Bedienten zu empfangen. Kinder, Verwandte, Freunde sind zu edel dazu, es beglückt, sie zu sehen, mit ihnen zu reden, aber mit diesen körperlichen Elendigkeiten sich zu befassen, ist, wenigstens meinem

Gefühl nach, unter dem, wozu man das Leben mit ihnen anwenden kann.

Ich werde morgen Ottmachau verlassen, noch anderthalb Tage bei einer langjährigen Freundin auf dem Lande in der Grafschaft Glatz zubringen, und dann meine Reise so fortsetzen, daß ich in mäßigen Tagereisen Gastein am 1. künftigen Monats erreiche. Ich gehe über Prag, aber nicht über Wien. Obgleich viele Menschen jetzt im Sommer auf dem Lande sind, so bleiben immer einige zurück, die ich nicht vorbeigehen könnte, und meine Zeit erlaubt keinen Aufenthalt. Ohnehin hat Wien nie zu den Städten gehört, die ich sehr liebe, und die es mir jetzt Freude machen würde wiederzusehen. Ich war zweimal da, das erstemal vor langen Jahren in der ersten Zeit meiner Verheirathung, auch später mit meiner Frau und meinen Kindern, ich reiste von da nach Paris. Das zweitemal, wie Sie wissen, mehrere Jahre nach einander, und dann wieder mit Unterbrechung. Immer haben mir Stadt und Gesellschaft dieselben Eindrücke zurück gelassen. Linz hingegen, worüber mich mein Weg nun führen wird, ist eine hübsche anmuthig gelegene Stadt, und ich freue mich darauf wieder durchzukommen. Die Lage ist immer an einem Orte nicht bloß, wenn man durchkommt, das erste und anziehendste, sondern auch zum Bleiben und Leben. Denn zuerst muß man sein Leben doch auf sich allein berechnen. Man kann erst den Andern etwas sein, wenn man sich erst selbst genügt, und dazu trägt nichts so entscheidend bei, als die Natur. So hoffe ich, wenn ich gesund bleibe, gemächlich, wenn auch nicht schnell, Gastein zu erreichen. Es ist immer wunderbar genug, eine weite, immer manchem Zufall ausgesetzte Reise bei völliger Gesundheit zu unternehmen, bloß um einen ungewissen Erfolg für das künftige Jahr zu gewin-

nen. Sie werden mich, liebe Freundin, fragen, warum ich es thue, wenn ich selbst ganz richtig so denke. Hauptsächlich thue ich es, um nicht, wenn ich ja zufällig im nächsten Winter leidend würde, was doch bei jedem Menschen so leicht möglich ist, von einem Arzt und Andern geplagt zu werden mit der Klage, daß das alles davon herkomme, daß ich nicht Folge geleistet, sondern nach meinem eigenen Kopfe den wiederholten Gebrauch des Bades, das mir ein Paarmal heilsam gewesen, versäumt habe. Alles Sprechen über meine Gesundheit, alles Gründesuchen, Bedauern, Unruhigsein ist mir in den Tod verhaßt. Es ist eben so nutzlos als thöricht, sich nicht in das Unabänderliche ruhig und still zu fügen. Damit es nun aber wirklich das Unabänderliche sei und scheine, so ist es mein Grundsatz, auch ohne sichern Glauben an seine Unfehlbarkeit, dem Arzt, den ich eben brauche, streng zu folgen, und mir keine Abweichungen von seinen Vorschriften zu erlauben. Dann ist er allein für den Erfolg verantwortlich, und ich habe nichts damit zu schaffen. So, und nicht aus eignem Vertrauen, brauche ich das Bad in Gastein. Für mich habe ich für die Erhaltung meiner Gesundheit mehr Zuversicht auf eine einfache, gleichmäßige, vernünftige Lebensweise, die man vorzüglich zu Hause führt und führen muß. — Sie reden in Ihrem Briefe von Gewittern. Wir haben hier sehr viele, aber Gottlob! ohne Schaden gehabt. Ich bin von meiner Kindheit ohne alle Gewitterfurcht gewesen. Der Anblick einiger sehr furchtsamer Personen, die es damals in meiner Familie gab, hat mich, glaube ich, davon geheilt, oder vielmehr dafür bewahrt. Dagegen kann ich nicht sagen, daß ich Ihren Wunsch je getheilt hätte, vom Gewitter oder vielmehr vom Blitz getroffen und erschlagen zu werden. Für die Phantasie hat es allerdings

etwas Imponirendes, gleichsam vom Himmel selbst berührt zu werden. Allein die niedere Wolkenregion, aus welcher die Gewitter kommen, gehört gar sehr zur Erde, und ist weniger unbekannt als sie. Das Feuer, das sich durch nichts Irdisches nährt, ist allerdings das reinste Element. Glücklich mag der Tod, wenn der Blitz gleich tödtet, auch sein, da er ganz schmerzlos scheint. Allein noch im vorigen Jahr hat sich hier der Fall zugetragen, daß ein wirklich vom Blitz getroffener Mensch erst am folgenden Tage starb. Es war ein alter Invalid. Er fiel besinnungslos hin. Die Besinnung aber kehrte zurück und er schien unverletzt und gesund. Aber am folgenden Tage zeigte sich eine Gehirnzerrüttung, die ihn in wenig Stunden hinwegraffte. Doch möchten diese Fälle sehr selten sein. Ich möchte aber nicht einen so plötzlichen Tod wünschen. Da man so wenig vom Tode weiß, stelle ich das allerdings dem Himmel anheim. Aber auch nur den Schein haben, durch einen Wunsch das Plötzliche herbeizuführen, möchte ich nicht. Man kömmt so ohne Erinnerung und ohne Bewußtsein in die Welt, daß es wohl die Mühe verdient, sie wenigstens mit klarer Besonnenheit zu verlassen. Es ist mir, als kennte man nicht das ganze Leben, wenn man nicht den Tod gewissermaßen in den Kreis einschließt. Wie ich es mir jetzt denke, würde ich suchen nur den gegenwärtigen Moment zu beobachten, und mich von allen Gedanken an die Vergangenheit und auf die Zukunft möglichst frei halten. Niemand kann aber vorher sagen, wie er es in solchen Momenten mit sich selbst halten würde. In dem, was man nur einmal erfährt, kann niemand für sich einstehen; der Furchtsame kann herzhaft, der Herzhafte zaghaft sein. Auch ändert darin alle Vorbereitung nichts, da man nicht einmal weiß, worauf man sich vorzubereiten hat.

Tod ist nichts als ein Wort. Erst die eigene Empfindung kann sagen, was in der Wirklichkeit diesem Wort zum Grunde liegt. Der Anblick der Sterbenden giebt wenig dazu. Was man an ihnen sieht, geht bloß dem Tode vorher. Mit ihm selbst tritt für uns die starre Besinnungslosigkeit ein. Ob dies aber auch für sie so ist, und sie erst wieder später und anders erwachen? das ists, was man zu wissen wünschte, und was unmöglich ist zu erfahren.

Es ist eine sehr schöne Stelle Ihres letzten Briefes, worin Sie sagen, daß Sie das Leben als ein Gefäß ansehen, in das man so viel Köstliches hineinlegen kann, als man innerlich in sich besitzt. Es ist das ein ungemein glücklicher Ausdruck. Der Mensch kann das Leben zu dem machen, was er will, und ihn für sich selbst und Andere so viel Werth geben, als er Kraft hat es zu thun. Freilich versteht sich das von selbst nur in sittlich-geistiger Hinsicht, da der Mensch die äußern Umstände nicht in seiner Gewalt hat, und nur über sein Geistiges und Moralisches, über dieses aber ganz gebieten kann. Darum hat das Leben auch in bedenklichen Lagen, wenn man sich nur dabei in irgend ruhige Besinnung bringen kann, im eigentlichsten Verstand einen unschätzbaren und gar nicht zu berechnenden Werth. Man muß sich, meiner innern Ueberzeugung nach, selbst anklagen, wenn es einem leer an Interesse und an Freuden erscheint. Es macht mir eine große Freude, daß ich an dem ganzen Ton und Inhalt Ihres Briefes zu sehen glaube, daß nach und nach Ihre frühere ruhige und freudigere Stimmung in Sie zurück kehrt, die ich so sehr recht befestigt in Ihnen zu sehen wünschte. Ich fühle wohl, daß man wenig oder nichts dazu thun kann. Aber ohne Wirkung bleibt es doch nicht, wenn man danach strebt, sich jedem freudigen

Eindruck recht offen zu erhalten. Ich halte davon mehr, als von dem Bemühen, unangenehme und widrige zu entfernen, was auch schwieriger ist, und darum weniger gelingt. — Ich wurde in Ottmachau verhindert, und konnte erst heute, den 26., in Prag dazu kommen, diesen Brief zu endigen. Es ist heute Abend zu spät für die Post. Ich nehme morgen früh den Brief mit auf die erste Station. Leben Sie recht wohl, mit der innigsten Theilnahme und Freundschaft der Ihrige H.

Sechzehnter Brief.

Gastein, den 17. Julius 1830.

Ich danke Ihnen, liebe Charlotte, für die schöne Pünktlichkeit, mit der Sie mir geschrieben haben. Ich bin, meinem Vorsatz getreu, am 1. Julius hier angekommen, und habe Ihren lieben Brief, so wie ich es erwartete, empfangen. Sie sehen, daß ich (da Sie es wünschen) damit anfange, daß ich zu der alten Benennung Ihrer nach Ihrem Vornamen zurückkehre. Es ist auch mir die liebste. Ich hatte keine Absicht dabei, daß ich die Benennung änderte, ich bildete mir ein, Sie hätten die Benennung: Freundin lieber. Dazu hatte ich wohl keinen hinreichenden Grund, aber doch eine Vermuthung. In der Sache war dadurch nichts geändert, ich dachte mir bei dem einen Ausdruck dasselbe als bei dem andern. Jetzt aber danke ich Ihnen recht sehr für die Bemerkung und noch mehr für die Bitte. Ich werde Sie nun nie wieder anders nennen. Von jeher habe ich mit Männern und Frauen den Gebrauch des Vornamens geliebt und ihn gern beibehalten. Nur ich lasse mich nicht gern bei dem meinigen nennen, das hat aber keinen andern Grund, als daß ich den Namen Wilhelm nicht liebe, und mich auch nur wo es der Unterscheidung wegen nöthig ist, so unterschreibe. In keiner Sprache habe ich den Namen gern, und von Kindheit an ist er mir unangenehm gewesen. Personen mit nicht hübschen Namen nenne ich auch nicht dabei, wenn ich es auch sonst

kann. So liebe ich Henriette nicht. Für den Namen Charlotte habe ich dagegen, wie ich Ihnen schon mehrmals gesagt habe, immer eine besondere Vorliebe gehabt, nur die Abkürzung: Lotte ist mir nicht angenehm. — Von meinem Befinden wollen Sie immer vor allem und zuerst wissen, sonst überginge ich es ganz. Es ist in Wahrheit so gut, wie ich es nur wünschen kann. Von dem Erfolg der Kur läßt sich jedoch noch nichts sagen, obgleich ich beinahe am Ende daran stehe. Ich war wohl, als ich herkam, und das Bad konnte mich nur so lassen. In Wahrheit thut es indessen doch wohl mehr. Es stärkt oder wirkt auf irgend eine Weise heilsam ein, ohne daß man davon ein unmittelbares Gefühl hat. Die Empfindung des Badens selbst ist hier immer angenehm, das liegt in der eignen Natur des Wassers, läßt sich aber weiter nicht beschreiben. Daß der Gebrauch angreifend sei, kann ich durchaus nicht sagen, ich fühle mich allerdings hier müder Abends als zu Hause. Das liegt aber am Bergsteigen, vielleicht selbst schon für uns nicht daran Gewöhnte, an der Luft. Eine Folge dieser letzteren ist offenbar eine große Eßlust. Ich esse hier nicht mehr als zu Hause, weil ich ein unveränderliches Maß im Essen und Trinken überall halte. Aber die Kost ist hier sehr schlecht, und ich esse hier im Gebirge, was ich im Wirthshause in der Ebene gewiß stehen ließe. Das Wetter ist veränderlich, mit dem schönsten Wetter kam ich hier an. Einige Tage habe ich einheizen lassen, und Andere haben es auch gethan. Heute dagegen ist es wieder wunderschön, und es ist wirklich nicht zu sagen, wie sich hier alles herrlich belebt, so bald die Sonne es beleuchtet. Ich wünschte, Sie könnten das sehen. Im Ganzen habe ich doch alle Tage ein- auch zweimal heraus gehen können. Das schlimme Wetter kommt in dieser Jah-

reszeit nur von Gewittern her, die aber oft in den fernen, höheren Gebirgen sind, und sich hier nur an der Verände- rung des Wetters und der Temperatur spüren lassen. Diese schwellen dann auch mit ihren Regengüssen alle Gebirgsbäche an. Den hiesigen Wasserfall habe ich nie so groß gesehen, und in keinem Jahr hat er, dächte ich, so gedonnert. Ich wohne ihm auch wieder sehr nahe, in der Stube, die ich bewohnte, als ich noch mit meiner seligen Frau herkam, nicht wie im vorigen Jahr, wo ich die Wohnstube meiner Frau hatte. Mit der Gesellschaft, oder vielmehr mit der Einsamkeit ist es mir in diesem Jahr aber sehr gut gegan- gen. Ich habe nur einen einzigen Bekannten, einen sehr alten Mann aus München hier gefunden. Vor neuen Be- kanntschaften hüte ich mich, und so bin ich nur mit die- sem allein, und auch nur sehr sparsam umgegangen. Mir ist nichts mehr zuwider, als die Lust der gewöhnlichen Men- schen, alles in Gesellschaft zu thun. Besonders schlimm ist es, wenn sie sich einem auf Spaziergängen anhängen. Da giebt es kaum ein Mittel zu entkommen.

Sie schreiben von der Sehnsucht nach Ruhe, liebe Char- lotte; allerdings kann man nicht sagen, daß man sich die Ruhe selbst geben kann, und am wenigsten, daß das un- ter allen Umständen möglich ist. Aber viel kann man dazu thun. Auch ich habe die Ruhe und den Gleichmuth, die Sie an mir preisen, nicht immer gehabt, und weiß sehr wohl, wie viel Kampf es mir oft gekostet hat sie zu er- langen. Ich bleibe immer bei meiner einfachen Ueberzeu- gung: Das Glücklichsein, sich innerlich glücklich Fühlen ist keine Gabe des Schicksals und kommt nicht von außen. Man muß es sich, wenn es dauernd sein soll, immer selbst

erkämpfen. Das ist aber auch tröstend, denn man kann es auch immer erkämpfen. Aeußerlich immer, oder nur größtentheils glücklich, immer gesund, wohlhabend durch sich, gelingend in seinen Wünschen, kann selbst Gott nicht den Menschen machen. Denn er hat die Menschen mit großer Weisheit in die Bedingungen der Welt gesetzt, und die erlauben das nicht immer. Aber innerlich glücklich kann er immer machen, denn dazu hat er uns die Kraft ins Herz gelegt: die Erhebung zu ihm, die Bewunderung seiner, die Liebe zu ihm, das Vertrauen auf ihn, alle die Empfindungen, durch welche sein Friede über uns kommt. Sie kennen und fühlen das alles vollkommen, und es wäre unmöglich, Ihnen darüber etwas Neues zu sagen. Es kommt nur darauf an, daß Sie es sich gegenwärtig halten, und besonders, daß Sie jedes darin Störende abweisen. Es ist mir sehr leid, Sie nicht heiterer und in sich einiger und freudiger zu sehen. Allein, ich muß es wiederholen, ein Anderer, wie aufrichtigen Antheil er daran nehme, kann dazu wenig oder nichts thun. Ihre Lage legt Ihnen doch jetzt kein Hinderniß in den Weg, Ihr Gemüth innerlich zu sammeln.

Sie äußern mir den Wunsch noch außer Ihren Briefen einige Blätter zu schicken, in welchen Sie sich über sich und manche andere Dinge und Ideen aussprechen möchten, worüber Sie meine Berichtigung wünschen, und fragen, ob und wie oft Sie das dürfen? Alles, was Ihnen Freude macht, ist mir auch lieb, und ich habe also durchaus nichts gegen den Plan, und Ihre Blätter sollen mir immer willkommen sein. Wann Sie sie aber schreiben und schicken sollen? kann ich unmöglich bestimmen. Schicken Sie dreist, so oft und wann Sie wollen, und sein Sie nicht ängstlich. Sie besorgen, wie Sie sagen, daß es sich

zu Bogen anhäufe. Sie werden selbst sehen, daß sich so etwas nicht auf diese Weise bestimmen läßt. Sie wissen ja, liebe Charlotte, daß ich gern in Ihre Ideen eingehe, und ich wiederhole es Ihnen aufs neue, daß ich es vor allem wünsche, daß Sie in Ideen leben und sich darinnen erheben; sie sind es ja vor allen andern, die uns aus den irdischen Schranken erheben und den irdischen Druck von uns werfen. Also noch einmal, schreiben und schicken Sie, so oft Sie wollen. Das nur müssen Sie mir verzeihen, wenn es einmal käme, daß ich die geschickten Blätter nicht gleich lese und in meinem Brief beantworte. Denn die Zeit, die ich freundschaftlichem Briefwechsel widmen kann, ist doch auch beschränkt, und auf meine Augen muß ich gleichfalls Rücksicht nehmen: so könnte ich bisweilen Ihrer gütigen Nachsicht bedürfen. Leben Sie wohl, ganz der Ihrige H.

Siebenzehnter Brief.

Tegel, den 12. August 1830.

Ich bin am 2. d. abends glücklich hierher zurück gekehrt und bin schon wieder hier ganz eingewohnt. Auf meiner Reise ist mir durchaus kein Unfall begegnet, die Hitze war zwar oft sehr groß, aber ich scheue sie nicht. Der Staub war zum Theil lästig und stark, aber er hat meinen Augen dennoch nicht weiter geschadet. Was mich am meisten jetzt freuet, ist der Gedanke, daß ich nun wieder ein ganzes Jahr vor mir habe, in dem ich gewiß bin, die hiesige Gegend nicht zu verlassen. Es ist ein Zwiefaches, wodurch mir diese Sicherheit von großem Werth ist. Einestheils habe ich die Ruhe und das ununterbrochene Verweilen an demselben Ort, und dann liebe ich diesen Ort vorzüglich. Zu Berlin habe ich zwar nicht dieselbe Liebe, aber es knüpfen mich doch so viele Verhältnisse an die Stadt, daß ich sie jeder andern vorziehen würde, wenigstens in Deutschland. Auch erlaubt mir meine Lage, dasjenige was mir angenehm, durch die Nähe und das Besuchen von Berlin zu benutzen, und wieder fast allem aus dem Wege zu gehen, was mir störend sein könnte. Das letztere liegt aber nicht sowohl speziell in Berlin, als überhaupt in dem Charakter und den Eigenthümlichkeiten einer Stadt und der damit verbundenen Nothwendigkeit, doch einigermaßen auch die Gesellschaft zu sehen. Von dieser Nothwendigkeit habe ich mich zwar ziemlich losgemacht,

allein die Mühe dieses nicht immer leichten Losmachens ist selbst eine Last und Beschwerde, die zu oft wiederkehrt, da die Leute nie an die Dauer einer solchen Verzichtleistung glauben, und sich wieder nähern. Es ist gar nicht, daß ihnen persönlich so viel an einem läge, sie wollen es nur nicht dulden, daß man sich absondert und anders handelt, als sie thun. Mit welcher stillen und innigen Freude ich wieder hier einheimisch werde, kann ich nicht ausdrücken. Außerdem, daß ich unendlich gern mit meinen Kindern zusammen bin, und dies die einzige Gesellschaft ist, die mir große Freude geben kann, weil sie sich an angeborne Gefühle knüpft, und Eins ist mit dem, was mich an die Erinnerungen der Vergangenheit ausschließlich fesselt, sprechen mich auch hier alle einzelnen Gegenstände auf eine meinen Neigungen zusagende Weise an. Ich habe zwar vollkommen die Gewohnheit, unter allen Umständen, selbst störenden, und in Umgebungen, die gar nicht zu der Arbeit passen, die ich gerade vornehme, arbeiten zu können, und doch sicher zu sein, daß die Arbeit nicht schlechter, als unter günstigern geräth. Ich habe jetzt in Gastein viel gearbeitet, und gerade das zu Stande gebracht, was ich mir vorgenommen hatte. Allein so gern als hier, arbeite ich nirgend. Es scheint ordentlich, als kehren Gedanken und Empfindungen, wie von den Naturgegenständen, leichter zurück, wo man öfter und anhaltender solche gehabt hat, und da ich in den verschiedenen Epochen meines Lebens hier bald länger bald kürzer gewesen bin, so bin ich nirgend so wie hier den ganzen Kreis durchlaufen, der zu meinen individuellen Ansichten gehört. Ich habe übrigens wieder meine Wohnung in Gastein bestellt, und in mir gelächelt, indem ich äußerlich ernsthaft that. Der Mensch, der keinen Tag des folgenden sicher ist, nimmt Maßregeln

für ein Jahr, und hält das mit einem gewissen Ernst für nothwendig. Bei solchen Dingen, wie eine Badereise, scheint mir das doppelt sonderbar. Denn sonst ist es sehr in meiner Art, und selbst in meinen Grundsätzen, in meinen Lebensplanen, Arbeiten, sonstigen Beschäftigungen, auf die Unterbrechung gar nicht zu achten, welche die Möglichkeit des Todes machen kann, oder gewissermaßen Berechnungen der wahrscheinlichen Lebensdauer in meine Plane aufzunehmen. Ich würde ohne Bedenken das Weitläuftigste anfangen. Man vollendet so viel, als das Schicksal vergönnt, das ist manchmal unerwartet und überraschend viel, sei es daß längere Zeit vergönnt wird, oder daß Umstände die Arbeit schneller fördern. Wird man aber früher abgerufen, nun so ist der Faden abgeschnitten, aber man tritt dann in einen Zustand, von dem man allerdings nichts weiß, aber von dem man wohl das mit Gewißheit behaupten kann, daß er keinem Bedauern Raum geben wird, hier etwas unvollendet gelassen zu haben.

Ich habe mit großer Freude, liebe Charlotte, Ihren Brief hier empfangen, und noch größere hat mir der Inhalt gemacht. — Daß Ihnen meine Briefe spät zugekommen sind, thut mir sehr leid, ist mir aber sehr begreiflich. Briefe, die man so auf Reisen auf Posten abgiebt, mit deren Abgangstagen man nicht bekannt ist, müssen oft das Schicksal erfahren, einige Tage liegen zu bleiben. Ueberhaupt aber ist der Postenlauf von Gastein und den Provinzen der österreichischen Staaten sehr langsam. Die Leute, die überall Mißtrauen hegen, glauben, daß man die Briefe über Wien gehen lasse, um sie dort zu erbrechen und zu lesen. Ich kann mir kaum denken, daß dies mit Briefen geschehen sollte, deren Adresse man es ansieht, daß sie kein politisches Interesse berühren können, sondern bloß Privat-

verhältnisse angehen. Ich glaube, daß die Sache in andern Ursachen, vermuthlich in Anordnung der Posten liegt. Der Beschuldigung, daß man des Porto's wegen die Briefe so viel Umwege machen lasse, als nur immer möglich ist, darf man wohl nicht Glauben beimessen! — Sie haben mir, liebe Charlotte, eine große Freude dadurch gemacht, daß ich aus Ihrem Briefe sehe, daß Ihre Stimmung ruhiger, zufriedener, mehr im Einklang mit dem Leben ist, als es bisher der Fall war. Ich bitte Sie dringend, alles, was von Ihnen abhängt, zu thun, um sich darin zu erhalten. Die Erfahrung wird Ihnen bestätigen, was ich Ihnen oft sagte, daß man doch sehr viel dazu thun kann. Gott hätte den Menschen nicht das erregbare, leicht bewegliche, dem Gram und dem Schmerz so zugängliche Gemüth gegeben, wenn er nicht zugleich darein hätte die Kraft legen wollen, diese Gefühle zu beherrschen und diesen Schmerz zu besiegen. Er giebt nichts unmittelbar, er will immer, daß der Mensch durch eigne Kraft seinen Segen erlange, man kann nicht sagen erwerbe oder verdiene, denn das Menschliche kann nicht auf diese Weise an das Göttliche reichen. Alles auch was Gott giebt, muß doch eben so durch den Menschen und sein eignes Thun gehen, als wäre es einzig und allein sein Werk. Es ist mit dem Samenkorn, das im Grund aus dem Herzen geistige Frucht trägt, eben so als mit demjenigen, welches aus der Erde emporschießt, oder wenigstens auf ganz ähnliche Weise. Die Frucht wird auch nicht unmittelbar von Gott, ja nicht einmal von der Natur gegeben, sie muß alle Zustände durchgehen, welche sie nach und nach zur Reife bringen, und wenn der Mensch auch unter dem glücklichsten Himmel und in dem am meisten günstigen Boden derselben gewiß sein will, muß er selbst seine Mühe und den Schweiß seiner Stirn daran

wenden. Noch viel mehr aber ist das der Fall bei der Frucht des Geistes und des Herzens, allein die Sicherheit ist da auch unendlich größer. Es kann da kein störendes Naturereigniß dazwischen treten. Denn wenn ungünstige Stimmungen auftauchen, so kann die Kraft des Gemüths auch gegen sie ankämpfen. Der höhere Segen gehört freilich auch da zum Gelingen. Allein man kann sicher annehmen, daß dieser Segen genau im Verhältniß steht mit der Anstrengung, mit der man selbst im Herzen zum Ziel zu gelangen strebt. Bei Ihnen, liebe Charlotte, scheint mir nun gar nicht einmal der Fall zu sein, daß es einer Anstrengung oder eines Kampfes bedürfte. Es kommt vielmehr nur darauf an, daß Sie sich für die heitern Eindrücke, die beruhigenden Gefühle, welche der Seele wohlthun, und Ihnen aus dem Innern eines Gemüths, wie das Ihrige, reich zuströmen müssen, offen erhalten. In dieser Beziehung halte ich es, wie ich Ihnen neulich schrieb, für das Einflußreichste, daß Sie darauf denken, sich ein lebendiges Interesse durch geistige Beschäftigung zu schaffen. Sie werden alsdann, von diesem Interesse geleitet, gern die Erholung von Ihrer gewöhnlichen Arbeit in dieser Beschäftigung suchen. Darum ist es mir sehr lieb, daß Sie mir in Ihrem Briefe von einer arbeitfreien Zeit reden, der Sie entgegen gehen. — Schreiben Sie mir den 31. August, mein Brief geht erst heute den 18. ab, da ich ein paar mal unterbrochen bin. Leben Sie herzlich wohl. Der Ihrige

H.

Daß alle gütigen, zarten Schonungen nur vorbereitende Hinweisungen waren, auf das was kommen werde, konnte mir nicht entgehen, mich nicht täuschen über den endlichen Ausgang. Diese Vorgefühle erfüllten mein Gemüth mit Schmerz und Jammer. Die himm-

lisch gütigen Briefe, noch immer unverkürzt und regelmäßig, und — trostlos! — waren mit größter Anstrengung geschrieben; sie waren nur mit schmerzlicher Mühe zu entziffern. Wie konnte so Heiterkeit in meiner tief trauernden, mit drohender Ahndung erfüllten Seele sein! Daß der Vollendete, bei der rührenden Sorge mein Gemüth zu erheben, zugleich auch darauf hinarbeitete, mich auf das Unvermeidliche vorzubereiten, das sprach jeder Brief und auch der nächste aus.

Anm. d. Herausg.

Achtzehnter Brief.

Tegel, den 7. September 1830.

Ihr am 31. v. M. abgegangener Brief hat mir, liebe Charlotte, sehr viel Freude gemacht, weil er in einer ruhigen, wirklich erfreulichen Stimmung geschrieben ist. Ich danke Ihnen sehr dafür. Ich lebe nun wieder ganz in meinen alten Gewohnheiten. Mein Befinden ist sehr erwünscht, und ich wüßte nicht worüber ich zu klagen hätte. Wenn Sie aber von meiner kräftigen Gesundheit reden, so bedarf das doch einer Einschränkung. Meine Gesundheit ist gut, weil sie mich nicht leiden macht, und vorzüglich weil ich sie durch die Regelmäßigkeit meines Lebens erhalte und befördere. Uebrigens sieht man mir das Alter viel mehr an, als andern Menschen von gleichen Jahren, und ich bin auch weniger rüstig, als es meinem und einem weit höheren Alter gemäß ist. Auch abwesend können Sie das in meiner Handschrift sehen, deren Ungleichheit und Mangel an Festigkeit gar nicht von den Augen, sondern allein von der Hand herkommt. Das ist allerdings Folge der Jahre, aber daß es so früh und so plötzlich gekommen ist, ist allein Folge des Todes meiner Frau. Wenn man, wie es mein Fall war, so verheirathet war, wie man es einzig sein konnte und sein mußte, so ist die Trennung dieses Bandes nicht der bloß geänderte Zustand, sondern ein durchaus neuer. Ich klage nicht, ich weine nicht, der Tod einer Person und noch dazu in höheren Jahren ist ein natürli-

ches, ein menschliches, ein unabänderliches Ereigniß, ich suche nicht Hülfe oder Trost — denn der Kummer, der nach Hülfe und Trost verlangt, ist nicht der höchste und kommt nicht aus dem Tiefsten des Herzens. Ich bin auch gar nicht unglücklich, ich bin vielmehr auf die einzige Art glücklich und zufrieden, auf die ich es sein kann, aber ich bin anders als sonst, ich hänge mit den Menschen und der Welt nur in sofern zusammen, als ich Ideen daraus schöpfe, oder als ich durch äußerliches Wirken nützen kann, sonst habe ich keinen andern Wunsch, als allein zu sein. Jede Störung meiner Einsamkeit, jeder, auch nur Stunden dauernde Besuch ist mir höchst unangenehm, wenn ich auch den Menschen, die mich besuchen, gut bin. Ich thue nichts dazu und mache nichts darin, es hat aber seit einem Jahre sehr zugenommen, und ich schließe daraus, daß es nicht vergehen wird. Sie können denken, daß ich in Berlin, wo ich so lange lebte, unter vielen Bekannten einige Männer und Frauen der engsten Vertraulichkeit habe. Ich pflegte sie wöchentlich, auch öfterer zu sehen. Seit dem unglücklichen Verluste habe ich sie kaum drei- oder viermal gesehen. Sie fühlen und begreifen mich und eine natürliche Diskretion hält sie ab, mich ohne ausdrückliche Einladung zu besuchen. Ich lade aber niemand ein, sondern überlasse das meinen Kindern. Ist jemand bei ihnen, so brauche ich nicht länger dabei zu sein, als ich Lust habe. Ich erzähle Ihnen das, weil Sie gern einen Begriff meines Zustandes haben. Mit meinen Augen geht es aber nicht schlimmer. Besser kann es natürlich auch nicht gehen. Vielmehr, da man in allen Dingen klar sehen muß, sage ich mir, daß die Schwäche mit den Jahren auch zunehmen muß, und daß leicht eine Zeit kommen kann, wo ich das Lesen und Schreiben ganz aufgeben werde. Bei Licht stelle ich es

schon sehr ein. Ich sitze oft abends allein zwei bis drei Stunden, ohne scheinbar etwas zu thun. Ich kann aber nicht sagen, daß diese Zeit mir unnütz und noch weniger unangenehm verstriche. Das Träumen in Bildern und Erinnerungen hat etwas sehr Süßes, und strengt man sich an, ernsthafter und in gewisser Folge zu denken, so nützt es für die Arbeit des folgenden Tags. Ich ziehe dies einsame Sitzen einem Gespräch weit vor. Oft indeß und in den frühern Abendstunden lasse ich mir vorlesen. — Heute war ein selten schöner Tag, eine milde, angenehme Luft, kein Wind, ein reiner, blauer, schöner Himmel, aber sehr herbstlich ist es bei uns schon, ich weiß nicht ob auch bei Ihnen. Das Laub ist schon so gelb, und wenn man eine ganze Allee hinunter sieht, bemerkt man auch, daß die Bäume nicht mehr die Blätterfülle wie im Sommer haben. Es ist unglaublich, wie schnell die Zeit hingeht. Eine Woche, ein Monat sind vorbei, und ehe man sich umsieht, das ganze Jahr. Es scheint gar nicht der Mühe werth, eine so alte und allgemein anerkannte Sache noch zu wiederholen. Allein mir ist es wirklich, als wäre mir diese Empfindung nie sonst in gleichem Grade lebendig gewesen. Es mag daher kommen, daß ich die Zeit mehr nach Arbeiten als nach sonst einer Ausfüllung messe, und da ist mir immer die Zeit, in der etwas zu Stande kommen soll, unzureichend zu demjenigen, was man darin erwartet. Kein Tag bringt ganz hervor, was er soll, und aus diesen Lücken der einzelnen Tage entsteht ein großes Deficit im Ganzen. Ich habe darum den Winter nicht so ganz ungern, weil man doch, selbst in meiner, das ganze Jahr hindurch sehr ruhigen, mußevollen und freien Lage, immer im Winter mehr und angestrengter arbeitet.

Es war mir überraschend in Ihrem Briefe zu sehen,

daß Sie so weit in der Sternkunde sind, so darin befestigt, Freude und Genuß daran haben. Es ist das schön und lobenswerth, und gehört, möchte ich sagen, in Ihr einsames, stilles Leben. Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen, daß der nächtliche Himmel die Seele erhebe, sie von der Erde, die man in der Stille der Nacht mit ihrem unendlichen Jammer und mannichfaltigen Schmerz zuweilen vergesse, abziehe und das bange Herz mit Trost erfülle. Es macht mir Freude, daß der Anblick des Sternenhimmels so auf Sie wirkt, und daß ich Sie veranlaßt habe, mehr darauf zu achten und sich damit zu beschäftigen; aber es thut mir zugleich sehr leid, daß fort und fort Ihre Empfindungen die trübe Farbe behalten. — Sie erwähnen der Kantischen Hypothese von unserer dereinstigen Fortdauer auf dem Jupiter. Ich glaube, wir haben schon einmal in unsern Briefen über diesen Gegenstand gesprochen. Es thut mir leid — da Ihnen die „gewagte Idee“, wie Sie es nennen, lieb ist — zu sagen, daß ich sie nicht theilen kann, und daß ich nicht begreife, wie Kant das annehmen kann. Aber ich komme einmal darauf zurück, da es eine Lieblingsidee von Ihnen zu sein scheint.

Sie wünschen ferner in Ihrem Briefe, daß ich, nach dem wiederholten Rath, daß Sie eine abziehende und anziehende geistige Beschäftigung beginnen, Ihnen sagen soll, was Sie vornehmen könnten? Sie bemerken dabei, was ich auch voraussetzte, daß es weder zu viel Zeit kosten, noch einen umständlichen Apparat erfordern dürfe. Das ist eigentlich eine schwere Aufgabe. Denn die Wahl muß doch vorzüglich durch Ihre Lust bestimmt werden, und über die können nur Sie urtheilen. Ich will indeß versuchen, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich folge dabei einem Wink, den mir Ihr Brief selbst giebt. Sie reden von der Erde,

und allerdings muß auf den Himmel diese folgen. Was Sie aber eigentlich mit Vergnügen von der Erde erkennen wollen? Ich denke alles, was die Erde in Beziehung auf das Menschengeschlecht, und dieses wieder in Beziehung auf sie ist. Was Sie interessiren kann, muß immer diese Verbindung berühren, nicht das Einzelne zu abgerissen verfolgen. Hier weiß ich nun ein Buch, welches diese Bedingungen ganz erfüllt. Dies ist Ritter's Erdkunde. Es ist eines der geistvollsten und genialsten Bücher, die seit lange erschienen sind. Ritter behandelt die Erdkunde oder Geographie auf eine ganz neue Weise, theilt die Erde in ihre natürlichen Gebiete von Gebirgen, Thälern und Strömen ab, und bringt überall das aus der Geschichte bei, was den allgemeinen Zustand des Menschengeschlechts schildert, ohne in die einzelnen kleinlichen politischen Händel einzugehen. Von dieser Seite wird das Buch ganz Ihren Endzwecken und Ihrem Bedürfniß entsprechen. Es ist auch darin für Sie zweckmäßig, daß es nicht ein Buch ist, was man schnell weglesen muß, sondern eines, das oft im Einzelnen wiedergelesen und studirt sein will. Sie haben sehr recht, das bloß lange und viele Lesen nicht zu lieben. Man muß suchen, sich von dem, was man kennen lernen will, erst einen richtigen Begriff zu machen. Dies wird Ritter bei Ihnen für die Erde bewirken, wenn Sie es recht anfangen. Sie müssen, meines Erachtens, nicht mehr als täglich eine Stunde in dem Buche lesen. Das werden Sie mit wenigen Ausnahmen können. Dann müssen Sie aber im Gedanken das Gelesene wieder durchlesen, und so suchen sich dasselbe zu eigen zu machen. Dies läßt sich, da allein die Gedanken damit zu thun haben, sollte ich denken, mit Ihrer Arbeit verbinden. Interessirt Sie dann irgend ein Punkt genauer, so könnten Sie andere Bücher darüber

nachlesen. Ein Mangel an dem Buche ist, daß keine Karten dabei sind. Die Beschreibung der Gebirgszüge und des Stromlaufes ist aber so deutlich, daß, wenn man nur irgend eine Karte zu Hülfe nimmt, die Einbildungskraft leicht alles darauf Fehlende ersetzt. Ich sollte gewiß meinen, daß Ihnen dies Buch, so nach und nach langsam durchgegangen, eine angenehme und nützliche Beschäftigung gewähren würde. Ritter hat bis jetzt Asien und Afrika abgehandelt, und ich würde Ihnen rathen, wenn Sie die Einleitung durchgegangen wären, zuerst Asien, nicht Afrika vorzunehmen, obgleich in dem Werke Afrika zuerst steht. Asien ist, wenn man in die Vorzeit zurück geht, offenbar der wichtigste Welttheil. Es blüheten da schon Religion, Philosophie und Dichtung aller Art, zu einer Zeit, von der man nicht einmal mit Gewißheit weiß, ob und wie Europa bewohnt war. Auch steht alle Kultur und Wissenschaft, deren wir uns noch heute erfreuen, mit Asien in Verbindung, und läßt sich darauf als auf ihre Quelle zurückführen.

Sie erwähnen der neuesten unruhigen Auftritte. Seit Sie schrieben, haben sich diese sehr vervielfältigt und sind sogar in unsere Nähe gekommen. Es ist schmerzlich mit anzusehen, wie Leidenschaft, wilde Rohheit und Uebermuth den Frieden bedrohen, dessen man so lange genoß. Indeß wird sich auch das wieder beruhigen. Die Dinge der Welt sind in ewigem Steigen und Fallen und in unaufhörlichem Wechsel, und dieser Wechsel muß Gottes Wille sein, da er weder der Macht, noch der Weisheit die Kraft verliehen hat, ihn aufzuhalten und ihn zum Stillstand zu bringen. Die große Lehre ist auch hier, daß man seine Kräfte in solchen Zeiten doppelt anstrengen muß, um seine Pflicht zu erfüllen und das Rechte zu thun, daß man aber für sein

Glück und seine innere Ruhe andere Dinge suchen muß, die ewig unentreißbar sind. —

Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 28. d. M. zur Post zu geben. Leben Sie recht wohl, erhalten Sie sich heiter und sein Sie meiner aufrichtigen und unveränderlichen Theilnahme versichert. H.

Neunzehnter Brief.

Tegel, den 6. Oktober 1830.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 28. v. M. erhalten und danke Ihnen sehr dafür. Es war hier seit acht bis zehn Tage außerordentlich schönes Wetter, ich habe es recht genossen und bin die Nachmittage meistentheils ganz draußen gewesen. Ich fahre fort so wohl und gesund zu sein, daß, wenn ich auch auf alles Einzelne an mir Acht geben wollte, ich nicht wüßte, worüber ich zu klagen hätte. Ich sage Ihnen dies zuerst, da Sie mir wiederholt gesagt haben, daß Sie die Stellen über mein Befinden zuerst aufsuchen. Es ist vielleicht Unrecht, das so zu preisen und das Schicksal gleichsam heraus zu fodern und gewissermaßen das Glück zu berufen. Größtentheils ist das Aberglaube, aber doch nicht ganz. Wenn das Rühmen mit etwas Gutem, mit einer vermessenen, inneren Zuversicht, oder mit großer und ängstlicher Bangigkeit vor dem Umschlagen verbunden ist, so schlägt es wirklich leicht um. Man nennt es eine Strafe Gottes, oder man glaubt, daß es ein für allemal in der sittlichen Weltordnung so eingerichtet sei, daß das sich Ueberhebende wieder gedemüthigt werden muß, so ist die Sache nicht abzuleugnen. Die Erfahrung lehrt sie, sie liegt im Glauben aller uns bekannten Zeitalter und Nationen, viele haben sie in denkwürdigen Sprichwörtern, auch in Erzählungen, überlieferten und erdichteten, niedergelegt. Auf mich findet das indeß keine Anwendung. Ich

spreche gegen Sie mein Wohlsein und meine Gesundheit aus, weil ich weiß, daß es Sie freuet, und Ihnen eine Beruhigung ist und Trost, und weil das Aussprechen die natürliche Regung eines gegen das Schicksal dankbaren Gemüths, ja selbst ein Dank ist, ohne daß man etwas hinzufügt. Ich hege dabei keine Vermessenheit, ich habe, und gerade jetzt, wo viel Aeußeres wankend werden kann, das klare Bewußtsein, daß alles, was jetzt die äußere Lage eines Menschen ruhig, sorgenlos, genußreich und selbst beneidenswerth macht, sich, ohne daß man es ahndet, umwenden kann; viel leichter noch die Gesundheit in höheren Jahren. Ich habe aber darüber nicht die mindeste Aengstlichkeit. Ich genieße alles dankbar, was von außen kommt, aber ich hänge an nichts. Ich lebe durchaus nicht in Hoffnungen, und da ich nichts von der Zukunft erwarte, so kann ich mich auch nicht täuschen. Ich muß offenherzig gestehen, daß ich, wäre es auch unrecht, nicht an einer Hoffnung jenseits des Grabes hänge. Ich glaube an eine Fortdauer, ich halte ein Wiedersehen für möglich, wenn die gleich starke gegenseitige Empfindung zwei Wesen gleichsam zu Einem macht. Aber meine Seele ist nicht gerade darauf gerichtet. Menschliche Vorstellungen möchte ich mir nicht davon machen, und andere sind hier unmöglich. Ich sehe auf den Tod mit absoluter Ruhe, aber weder mit Sehnsucht noch mit Begeisterung. In der Gegenwart suche ich mehr Thätigkeit als Genuß. Im Grunde ist aber dieser Ausdruck unrichtig. Der Genuß entsteht durch die Thätigkeit, beide sind aber immer verbunden. Es giebt allerdings auch Genuß, der wie eine reine Himmelsgabe uns zuströmt. Den kann man aber nicht suchen, und es ist beklagenswerth, wenn sich die Sehnsucht auf einen solchen heftet. Aber der große Genuß, das große Glück, das

wahrhaft durch keine Macht entreißbare, liegt in der Vergangenheit und in der gewissen Betrachtung, daß das Glück zwar ein großes, schätzenswürdiges Gut, aber daß doch die Bereicherung der Seele durch Freude und Schmerz, die Erhöhung aller edeln Gefühle der wahre und letzte Zweck ist, übrigens alles in der Welt wechselnd und seiner Natur nach vergänglich ist. Durch diese Ansicht versenkt das Leben in der Vergangenheit nicht in ein dumpfes Brüten über vergangene Freuden oder empfundene Leiden, sondern verschlingt sich in die innere Thätigkeit, welche das Gemüth in der Gegenwart beschäftigt. So ist es in mir, und da die Gefühle, auf welchen mein Leben beruhet, jetzt alle in die Vergangenheit entrückt sind, auf eine zwar von Wehmuth begleitete, aber ein so süßes und so sicheres, von Menschen und Schicksalen so unabhängiges Glück gebende Weise, daß nichts es zu entreißen, ja selbst nur zu schwächen vermag. —

Es hat mir Freude gemacht zu sehen, daß Sie in den Gedanken einer abziehenden geistigen Beschäftigung eingehen. Es interessirt mich sehr. Was ich Ihnen vorgeschlagen habe, halte ich zwar für gut und angemessen, aber es ist allein doch vielleicht zu einförmig und zu sehr bloß den Verstand beschäftigend. Mir ist daher bei fernerem Nachdenken darüber etwas anderes eingefallen, das Ihnen wenigstens beweist, daß ich Ihnen gern behülflich sein möchte. Ich sollte denken, Friedrich Leopold Stolberg's Geschichte der Religion Jesu Christi müßte ein geeignetes Buch sein, von Ihnen nicht bloß gelesen, sondern eigentlich studirt zu werden. Sagen Sie mir doch, ob und wie genau Sie es kennen? Ist es Ihnen aber nicht zu Gesicht gekommen, so verschaffen Sie sich einen Theil und lesen ein Stück und schreiben mir dann darüber. Sollte es

Ihnen zusagen, so könnten Sie es zu einer fortgesetzten Lektüre machen. Wenn das aber der Fall wäre, so ist das ein Buch, das man, weil man gern in verschiedenen Stimmungen darauf zurückkommt, selbst besitzen, nicht geliehen haben muß. Ich würde es Ihnen dann gern schicken, und Sie bitten, es als ein Andenken von mir zu behalten. Wenn Sie es noch nicht kennen und etwas zur Probe lesen wollen, so lassen Sie sich den fünften Theil geben. Dieser enthält das Leben Jesu Christi selbst, und wird Ihnen also am leichtesten zur Prüfung dienen können, ob Stolberg's Ansichten Ihnen zusagen. Stolberg war bekanntlich zur katholischen Religion übergegangen. Das hat aber, so viel ich urtheilen kann, auf seine Schrift keinen Einfluß gehabt. Ich selbst habe allerdings nur einen kleinen Theil derselben gelesen; aber ich kenne Männer, und besonders Frauen, welchen ich ein gleich vollgültiges Urtheil als mir selbst zuschreibe, die durch nichts dieser Art beim Lesen gestört worden sind. Als eigentliches Religionsbuch geht jedem natürlich die Bibel über alles, und man bedarf nichts außer ihr. Allein gerade als Religionsbuch sehe ich das Stolbergische Werk nicht an. Es ist eine Art Kirchengeschichte, aber nicht für Gelehrte, nicht für einen wissenschaftlichen, über Dogmen grübelnden, sondern für einen sittlichen und erbaulichen Zweck geschrieben. Es zeigt also, wie sich die christliche Religion in den Köpfen und noch weit mehr in den Herzen der Menschen gespiegelt hat. Gerade das aber ist der ausgezeichnete Theil des Menschengeschlechts. Die Religion selbst ist in die Natur des Menschen eingepflanzt. Die christliche ist durch besondere Anordnung von oben in die Welt gekommen. Es ist doch aber dem Menschengeschlecht in Rücksicht auf sie die Freiheit nicht genommen, vielmehr im höchsten Grade gelassen

worden, da gerade Religionsgefühle nur durch das freiste Herausgeben aus dem Innern Werth haben. So ist sie angenommen und zurückgestoßen worden, bis sie endlich überall gesiegt hat. Allein in die Herzen der Menschen aufgenommen, gestaltet sie sich anders und anders, nach den Eigenthümlichkeiten des Geistes und Charakters derer, die sich zu ihr bekennen. Schon an den Aposteln, also gleich im ersten Anfange, sieht man das. Die Lehre gestaltet sich anders in Johannes wie in Petrus. In der Folge entstanden dann auch wirkliche Spaltungen. Es mischten sich Leidenschaften und weltliche Absichten ein. So entstand Entweihung und Mißbrauch. Immer aber sieht man in dieser Religionsgeschichte Göttliches neben Irdischem, immer das Eine Ewige und Unsterbliche, wie eine Sonne, Licht und Wärme anziehen, aber bald mehr, bald minder durch den Schleier des Irdischen verhüllt. Ich habe sehr jung mit großem Eifer Kirchengeschichte gelesen, und wenig Studien haben mich so sehr angezogen.

Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 26. d. M. zur Post zu geben; wenn Sie früher schreiben, ist mir Ihr Brief immer und an jedem Tage willkommen.

Leben Sie herzlich wohl. Mit aufrichtiger und unveränderter Theilnahme der Ihrige H.

Zwanzigster Brief.

Tegel, den 6. November 1830.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 26. v. M. abgegangenen Brief vor einigen Tagen empfangen, und danke Ihnen herzlich dafür. Er ist in einer so ruhigen Stimmung geschrieben, daß er mir dadurch doppelt erfreulich geworden ist. Denn ich bin überzeugt, daß gerade diese Stimmung auch für Sie die beglückendste ist. Der schöne Herbst ist aber auch recht gemacht, der Seele und dem Gemüth so viel Heiterkeit und eine so lebendige Farbe zu geben, als ein jeder nach seinem innern Zustande in sich aufzunehmen fähig ist. Ich denke, ich erinnerte mich nie eines so schönen und beständigen Oktobers und beginnenden Novembers. Im vorigen Jahre lag um diese Zeit schon Schnee, der dann auch den ganzen Winter liegen blieb. Jetzt ist die Luft milde, wie im Sommer, und kaum daß hier und da ein Regentag das wolkenlose Blau des klaren Himmels unterbricht. Gestern leuchteten schon die Sterne sehr hell, als ich vom Spaziergange zurück kam, und auch heute war es noch lange nach Sonnenuntergang sehr schön. Die Monatsrosen sind in der reichsten, üppigsten Blüthe. Es ist wirklich etwas Ungewöhnliches in dieser Witterung, als wollte der Himmel der Erde eine Entschädigung für den letzten langen Winter angedeihen lassen. Wie sehr ich mich aber auch freue über das schöne Wetter, so liebe ich doch eigentlich den Herbst nicht. Die Entblätterung der Bäume

hat etwas so Trauriges, und giebt der Natur, die erst überall Fülle, Reichthum und Ueppigkeit ist, den entgegengesetzten Charakter der Dürftigkeit. Die herbstlichen Bäume haben auch für mein Gefühl etwas noch mehr Widerwärtiges, als im Winter. Dann ist die Zerstörung wenigstens vorüber, im Herbst aber stellt sie sich noch im Werden selbst dem Auge dar. Die armen Bäume scheinen so vom Winde gezauset und mißhandelt, daß man Mitleid, wie mit Menschen, mit ihnen haben möchte. Im frühern Herbst loben viele Leute die mannichfaltigen Farben, welche dann das Laub annimmt. Ich habe das oft rühmen hören. Ich selbst aber habe nie Gefallen daran finden können, und hätte diese Farbenpracht gern der Natur geschenkt. Wie viel schöner ist das allgemeine Grün des Sommers, und man hätte sehr unrecht dieses einförmig zu nennen. Es hat vom Zarten und Hellen an bis zum tiefsten Dunkeln so mannichfaltige Nuancen, daß auch der Wechsel und die Schattirungen das Auge erfreuen. Diese Farben-Nuancen sind aber milde und fein und nicht so grell, als die herbstlichen Farben. —

Mit meiner Gesundheit geht es fortdauernd gut. In der Einfachheit und Einförmigkeit, worin ich lebe, müßte mir eine wirkliche Krankheit zustoßen, wenn meine Lebensverrichtungen aus ihrem Geleise kommen sollten. Unpäßlichkeiten entstehen da weniger. — Die Gesundheit ist ein Gut, das ich schätze, besonders der ungehemmten Thätigkeit wegen. Wenn ich aber sagen sollte, daß ich mich vor einer Krankheit scheuete, oder sie wie ein großes Uebel ansähe, so könnte ich es mit Wahrheit nicht behaupten. Ich bin bis in mein 35stes Jahr sehr oft krank gewesen, seitdem auch, aber seltener. Zweimal war ich dem Tode sehr nahe, aber ich kann nicht sagen, daß mir der Zustand des

Krankseins je so peinlich oder unglücklich geschienen hätte. Bei mir, vielleicht ist das aber nicht bei Allen so, ist bei einer Krankheit immer nur der Körper sehr abgespannt gewesen, der Geist nicht, diesen versetzt, selbst ohne Fieber, vielmehr gerade dies Erlöschen der physischen Kraft und die Unterbrechung der einförmigen Allgeschäftigkeit in eine größere und schönere Spannung. Man bringt freilich nichts hervor, aber man träumt, macht Pläne und bereitet sich auf eine größere Thätigkeit nach der Genesung vor. Das einzige wahrhaft Unangenehme beim Kranksein ist mir von Kindheit an gewesen das viele Bekümmern um den Kranken, das Pflegen, das Unruhigsein, gar das Bedauern und Mitleidhaben. Es sind das ganz natürliche, lobenswürdige, sogar mit Dank zu erkennende, aber mir so lästige Gefühle, daß mir dadurch erst die Krankheit zur Krankheit wird. Es ist mir daher sehr lieb gewesen, daß ich die beiden male, wo ich gefährlich krank war, zufällig ganz allein ohne irgend einen der Meinigen war. Die Versicherungen, die Sie mir geben, daß Sie nicht unruhig, nicht bekümmert sind, haben mich sehr gefreuet, und ich glaube ihnen gern. In dem Sinne, in welchem Unruhe und Unzufriedenheit zu tadeln sind, schreibe ich sie Ihnen auch nicht zu. Daß Sie bewegt und leicht gerührt sind, ist natürlich und schön. Auch Müdigkeit am Leben begreife ich sehr, obgleich ich dies Gefühl nie gehabt habe. Allein selbst ohne unglücklich zu sein, kann das Leben leicht Müdigkeit einflößen, ich möchte sagen, es muß es sogar, sobald es dem Menschen aufhört als ein Fortschreiten in irgend einer Art zu erscheinen und ihm zu einem Rundgange wird, auf dem nun nichts Neues mehr erscheint. Auf diese Weise fühlt man das Nichtige, was das Leben sogleich hat, als man es mit dem höchsten Geistigen vergleicht, was aber

verschwindet, so lange man es als eine Stufe zu höherem Fortschreiten ansehen kann.

In dem, was Sie über Stolberg's Werk schreiben, kann ich Ihnen nicht ganz unrecht geben. Funfzehn Theile sind allerdings viel, und es mag auch sein, daß es Ihnen vielleicht nicht einmal gut wäre, sich so viel mit Religionsideen zu beschäftigen. Sehen Sie aber zu, wie Ihnen der fünfte Theil gefällt, und schreiben mir dann darüber, ob Sie das Werk zu besitzen wünschen oder nicht?

Wieder auf Ihre, zur Erheiterung gereichenden, einfach gewählten Beschäftigungen zurück zu kommen. Ich weiß nicht, liebe Charlotte, ob zu einer geistigen Beschäftigung, wie ich Ihnen rieth, es so vieler und so absichtlicher Zurüstungen bedürfe, wie Sie mir von der R. erzählen. Wie ich Ihnen zuerst davon schrieb, war wenigstens das mein Gedanke nicht. Zu dieser Beschäftigung gehört gerade Freiheit, und die wird durch so schwierig angelegte Lektüre gehemmt. Mir scheint eine ganz entgegengesetzte Methode viel einfacher. Wozu soll man gerade wissen und lernen? Es ist viel besser und viel wohlthätiger zu lesen und zu denken. Das Lesen soll nämlich bloß den Stoff zum Denken hergeben, weil man doch einen Gegenstand haben muß, einen Faden nämlich, an dem man die Gedanken an einander reihet. Hierzu braucht man aber beinahe nur zufällig ein Buch, wie es sich finde, in die Hand zu nehmen, kann es auch wieder weglegen und mit einem andern vertauschen. Hat man das einige Wochen gethan, so müßte es einem an aller geistigen Lebendigkeit und Regsamkeit fehlen, wenn man dann nicht von selbst auf Ideen geriethe, die man Lust hätte weiter zu verfolgen, Dinge, über die man immer mehr zu wissen verlangte, so entsteht dann ein eigen gewähltes Studium, nicht ein durch fremden Rath gege-

Staats-Bibliothek Bamberg

benes. So dächte ich, hätte ich es alle Frauen machen sehen, die gern in ihrem Innern ein reges geistiges Leben führten. Sehen Sie nun zu, da wir die Sache jetzt besprochen und von manchen Seiten überlegt haben, welchem Vorschlage Sie folgen wollen. Schon das bloße Nachdenken über die Wahl einer Beschäftigung ist selbst eine Beschäftigung, und die Vorbereitungen gewähren schon einen Theil des Nutzens der Sache selbst. Ich werde Ihnen gern bei allem, so viel ich kann, behülflich sein.

Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 23. d. M. auf die Post zu geben. Ich wünsche von Herzen, daß Sie gesund bleiben mögen, und wenigstens nichts Aeußeres Ihre Ruhe störe. Erhalten Sie sich dann auch die innere, und sein Sie von meiner unveränderlichen Theilnahme und Freundschaft überzeugt. Ihr H.

Einundzwanzigster Brief.

Tegel, den 4. December 1830.

Ihr am 6. vor. Monats angefangener und am 17. geendigter Brief, liebe Charlotte, hat mich außerordentlich gefreuet. Er spricht sich so rein über ihre innersten Empfindungen aus, ist in einer so vielmehr ruhigen, auf äußere Gegenstände und ernste Betrachtungen gerichteten Stimmung geschrieben, und hat mich auch außerdem durch seinen Inhalt so interessirt, daß ich Ihnen doppelt dankbar für diesen Brief bin, wie sehr ich auch jeden immer als einen Beweis Ihrer mir gewidmeten Gesinnungen schätze und mit lebhaftem Vergnügen empfange. Es ist mir auch lieb gewesen, daß Sie nicht gerade den von mir bestimmten Tag zum Schreiben abgewartet haben. Sie sind Ihrer Neigung gefolgt, was beim Briefschreiben, das keine Art des Zwanges erträgt, sondern sich einer völligen Freiheit erfreuen will, immer die beste ist. Sie haben mir aber auch die Freude gemacht früher zu wissen, daß Sie in einer Sie anziehenden Beschäftigung wären, und Ihr Urtheil über meinen Vorschlag früher zu erfahren. Ich halte überhaupt nichts von diesen Tagsbestimmungen, sondern fahre nur fort sie zu machen, weil Sie mehrmals geschrieben, daß Sie Werth darauf legen. Sie erinnern sich, wie sie entstanden sind. Da ich aber doch glaube, daß Sie es lieber haben, so werde ich diese Bestimmung meinen Briefen immer noch hinzufügen; nur wiederhole ich meine Bitte,

daß Sie ja davon abweichen, so oft Sie in oder außer sich einen Anlaß dazu finden. Ich meine dies nämlich so, daß Sie ohne Bedenken früher schreiben, als ich es gesagt habe. Nur später bitte ich Sie, es nie zu thun. Es entstände dann ein zu langer Zwischenraum zwischen Ihren Briefen.

Wir haben ein sonderbares Jahr, finden Sie das nicht auch? Für die Jahrszeit ist das Wetter noch sehr gelinde. Ich habe das gern, und was mich vorzüglich freuet, ist, daß der Schnee so lange ausbleibt. Auf kurze Zeit macht es einem zwar wohl Freude, so eine glänzend weiße, reine, unberührte Schneedecke zu sehen, aber auf die Länge ist das einförmige Gewand der Natur doch zu ermüdend. Der jetzige Winter ist, wenigstens hier, gar nicht feucht und daher auch der Gesundheit nicht nachtheilig. Die meinige wenigstens fährt fort sehr gut zu sein, ich leide auf keine Weise, lebe in meiner gewohnten Regelmäßigkeit fort, mache mir täglich Bewegung und empfinde ganz das Wohlthätige dieser einfachen Lebensart. Ueber die Augen kann ich wenigstens nicht besonders klagen. Daß die Schwäche, obgleich ich sie sehr schone, allmälig zunimmt, glaube ich wohl zu bemerken. Allein es wäre thöricht sich darüber wundern zu wollen. Es ist genug, daß es langsam geht. Eben so ist es mit der Unbehülflichkeit der Hand im Schreiben. Daß dies zunimmt, werden Sie am besten bemerken, aber auch damit geht es allmälig. Indeß schreibe ich sehr wenig mehr selbst, und werde das eigene Schreiben immer mehr einschränken. Zum Diktiren nehme ich die Abendstunden, weil das doch auch die Augen schont. So wissen Sie ganz genau und umständlich von mir.

Für die ausführliche Mittheilung Ihres Urtheils über Stolberg's Religionsgeschichte danke ich Ihnen sehr. Es

ist mir sehr interessant gewesen. Ich selbst kenne das Buch wenig. Allein ich hatte, und gerade Frauen, sehr vortheilhaft darüber urtheilen hören. Das bestimmte mich, Sie darauf aufmerksam zu machen. Auch habe ich selbst immer Vorliebe für Kirchen- und Meinungsgeschichte gehabt. Stolberg's Uebertritt zur katholischen Religion beurtheilen Sie strenger, als ich urtheilen würde. Solche Dinge gestalten sich eigen in jedem Kopf und Herzen, und es ist einem Dritten kaum möglich, die Fäden zu erkennen, an denen sie hängen. Ein sehr selbständiger Mann war Stolberg wohl auch nicht, und auf keine Weise ein großer und tiefer Kopf. Auch in seinen Gedichten zeigt sich keine Tiefe und Idealität der Ansichten. Sie wirken in uns nach wie Jugenderinnerungen, und haben auch ein reges Leben, eine schöne Kräftigkeit der Gefühle und etwas sehr Biederes in der Gesinnung. Poetischer könnten sie allerdings sein.

Nach dem von Ihnen gemachten Versuch lassen wir aber das Stolberg'sche Werk zur Seite liegen, und Sie befassen sich nicht weiter damit. Daß Ihnen dagegen der Ritter gefällt und ganz zusagt, freuet mich ungemein. Das Werk hat zwei Bände, der Verfasser hat aber, statt es fortzusetzen, eine zweite Auflage gemacht, von der jedoch erst der erste Band erschienen ist. Man muß also den ersten Band der zweiten und den zweiten Band der ersten Auflage nehmen. Eine große Freude, wofür ich Ihnen, liebe Charlotte, recht herzlich danke, haben Sie mir dadurch gemacht, daß Sie mir sagen, daß Sie, statt den Stolberg, den Ritter von mir zu haben wünschen; ich habe gleich einer Buchhandlung den Auftrag gegeben, Ihnen das Buch zu übersenden. Ich finde und habe immer gefunden, daß sich ein Buch gerade vorzugsweise zu einem freundschaftlichen Geschenk eignet. Man liest es oft, man kehrt oft

dazu zurück, man nahet sich ihm aber nur in ausgewählten Momenten, braucht es nicht wie eine Tasse, ein Glas, einen Hausrath, so in jedem gleichgültigen Augenblick des Lebens, und erinnert sich so immer des Freundes im Augenblick eines würdigen Genusses. Möge Ihnen das Buch dann noch mehr Befriedigung gewähren, weil es von mir kommt. Sonst vermag ich Ihnen eigentlich über Palästina nichts zu sagen und auch kein Buch vorzuschlagen. Sie wollen, und das billige ich auch so ganz, den alten Zustand, die alte Geschichte des Landes bis unmittelbar nach Christus kennen lernen. Also können Ihnen neue Reisebeschreibungen, wie Chateaubriand und andere, wenig oder gar nicht nützen. Ich bin aber auch in diesen nicht bewandert. Die alte Geschichte ist, außer der Bibel, in den griechischen und römischen Profanskribenten, in diesen ist es jedoch zerstreuet, und Sie können es nicht in den einzelnen aufsuchen. Der einzige Josephus behandelt die jüdische Geschichte abgesondert. Ob es von diesem eine deutsche oder französische Uebersetzung giebt, weiß ich in der That nicht, vermuthe es aber. Wenn Sie dort auf der Bibliothek nachfragen, so erhalten Sie es gewiß. Was die Nachrichten in andern Schriftstellern betrifft, so kann ich Ihnen nur Einen Rath geben: Sie müßten in einer recht ausführlichen Weltgeschichte die Geschichte der Juden lesen. Dazu würde die große, aus dem Englischen übersetzte allgemeine Weltgeschichte, oder Rollin's Histoire ancienne am besten sein. Den Rollin habe ich als sehr junger Mensch sehr geliebt. Er ist ein leichtgläubiger, alles ohne Kritik aufnehmender Schriftsteller, man findet aber alles nur irgend Interessante bei ihm, und er erzählt mit einer so naiven Treuherzigkeit. In dem Rollin finden Sie dann alles einzeln, was die Schriftsteller des Alterthums

haben, auch deren Angaben mit denen der Bibel verglichen. Wollten Sie mehr, so giebt es noch vom alten Michaelis in Göttingen, der lange todt ist, ein Buch, worin viele Punkte des jüdischen Alterthums erklärt sind, es führt den Titel: „Mosaisches Recht.“ Auf diese Weise würden Sie dahin kommen, durch die Verbindung dieser Bücher mit Ritter's Erdkunde, sich eine anschauliche Vorstellung von Palästina und seinen Bewohnern durch die ganze alte Geschichte zu machen. Ich finde den Gedanken, gerade von diesem Theil der Erde eine genaue und lebendige Kenntniß bekommen zu wollen, sehr gut. Das Interesse an den andern Ländern muß sich bald erschöpfen, in diesem aber ist es von einer höheren, edlern, dauernden Natur. Die Forschungen über alles, was Palästina betrifft, hängen so unmittelbar mit der Lesung der Bibel zusammen, daß sie den Inhalt der heiligen Schriften der Seele vorstellen müssen, und dadurch auch auf das Gemüth wohlthätig zurückwirken. Sie haben sich, wie mir ja bewußt ist, viel mit der Bibel beschäftigt, Ihnen muß also das Bedürfniß aufgestiegen sein, sich die Begebenheiten unter den Umgebungen denken zu können, und jeden Ort an seine richtige Stelle zu versetzen, und auch die Folgen der Begebenheiten mehr im Gedächtniß zu haben. So begreife ich ganz, wie der Wunsch, gerade diese Gegend zu kennen, so recht aus Ihrem Innern gekommen ist. Das war es gerade, was ich wünschte: Sie auf eine Beschäftigung, durch sich selbst und durch Ihre eigene Eingebung geleitet, kommen zu sehen. Nur das, was in Freiheit aus uns selbst kommt, hält die Seele wirklich und wahrhaft fest.

Je mehr Sie Ritter's Erdkunde lesen, desto mehr werden Sie das Buch lieb gewinnen. Es schreckt zuerst durch manche Schwierigkeiten zurück, aber man findet sich bald

aus diesen heraus, und hat dann eine große Freude an der Gründlichkeit und Individualität der Schilderungen, der Vielseitigkeit der Ansichten und der Eigenthümlichkeit der Verknüpfung der einzelnen Züge zu einem Ganzen.

Ich sehe Ritter oft, da wir Beide Mitglieder der Akademie der Wissenschaften sind. Er gehört dazu im Umgange und nach seinem Charakter zu den liebenswürdigsten Menschen. Er ist sehr religiös, und hat auch darin eine Sanftheit und Milde, die für ihn gewinnt und einnimmt. Er ist in der Stadt allgemein beliebt.

Ich bitte Sie, mir den 21. December zu schreiben. Bleiben Sie gesund, liebe Charlotte, erhalten Sie sich ruhig und heiter, und glauben Sie mich mit unwandelbarer Theilnahme den Ihrigen. H.

Zweiundzwanzigster Brief.

Tegel, den 4. Januar 1831.

Da ich jetzt wenige Briefe selbst schreibe, so fiel es mir auf, als ich die Jahreszahl hinkritzelte, denn wirklich kann ich nur Kritzeln mein jetziges Schreiben nennen, da ich dies in diesem Jahr zum erstenmal thue. Nehmen Sie also auch, liebe Charlotte, meinen herzlichen Glückwunsch an. Möge nichts Aeußeres, Widerwärtiges Ihnen zustoßen, und mögen Sie immer die nöthige Stärke haben, sich die innere Ruhe zu erhalten, wenn sie, wie man bei menschlichen Schicksalen nie eine sichere Bürgschaft hat, einmal bedrohet würde. Nach der Art, wie die Menschen, vorzüglich die höheren Stände, leben, hat, genau genommen, der Jahreswechsel seine wahre Bedeutung verloren. Im Grunde fängt mit jedem Tag ein neues Jahr an. Nur die Jahreszeiten machen einen wirklichen Abschnitt. Diese aber haben bei uns kaum auf mehr, als unsere Annehmlichkeit und Bequemlichkeit Einfluß. Mir ist aber demohngeachtet ein neues Jahr immer eine Epoche, die mich aufs neue in mir selbst sammelt. Ich übergehe, was ich gethan habe, etwa noch thun möchte, ich gehe mit meinen Empfindungen zu Rathe, mißbillige oder billige, befestige mich in alten, mache neue Vorsätze, und bringe so gewöhnlich die ersten Tage des Jahres müssig und arbeitslos hin. Ich lächle dann selbst, daß ich die guten Vorsätze mit Müssiggang verbringe, aber es ist nicht sowohl Müssiggang als Muße, und diese

ist bisweilen heilsamer als Arbeit. Worauf aber diese periodischen Betrachtungen immer und gleichmäßig zurück kommen, ist die Freude, daß ein Jahr mehr sich an das Leben angeschlossen hat. Es ist dies keine Sehnsucht nach dem Tode diese habe ich schon darum nicht, weil ja Leben und Tod, unabänderlich mit einander zusammen hängend, nur Entwickelung desselben Daseins sind, und es also unüberlegt und kindisch sein würde, in demjenigen, was moralisch und physisch seinen Zeitpunkt der Reife haben muß, durch beschränkte Wünsche etwas ändern und verrücken zu wollen. Es ist auch nicht, ja noch viel weniger Ueberdruß am Leben. Ich habe dieselbe Empfindung in den genußreichsten Zeiten gehabt, und jetzt, da ich gar keiner äußeren Freude mehr empfänglich bin, wenigstens keine suche, aber still in mir und der Erinnerung lebe, kann ich noch weniger dem Leben einen Vorwurf zu machen haben. Aber der Verlauf der Zeit hat in sich für mich was Erfreuliches. Die Zeit verläuft doch nicht leer, sie bringt und nimmt und läßt zurück. Man wird durch sie immer reicher, nicht gerade an Genuß, aber an etwas Höherm. Ich meine damit nicht gerade die bloß trockene Erfahrung, nein, es ist eine Erhöhung der Klarheit und der Fülle des Selbstgefühls, man ist mehr das, was man ist, und ist sich klarer bewußt, wie man es ist und wurde. Und das ist doch der Mittelpunkt für des Menschen jetziges und künftiges Dasein, aber das Höchste und Wichtigste für ihn.

Das wird Ihnen, liebe Charlotte, mehr und besser zeigen, wie ich es meine, wenn ich das Alter der Jugend vorziehe. Mein eigentlicher Wunsch wäre aber, daß ich allein alt würde, und alles um mich her jung bliebe. Damit würden dann auch die Andern zufrieden sein, und gegen diese Selbstsucht keine Einwendung machen. Ganz im Ernst zu sprechen,

obgleich auch das mein Ernst ist, ich meine nur in dem Ernst zu sprechen, den auch Andere dafür nehmen würden — so bin ich weit entfernt zu verkennen, daß die Jugend im gewissen und im wahren Sinne eigentlich nicht bloß schöner und anmuthiger, sondern auch in sich mehr und etwas Höheres ist, als das Alter. Eben weil wenig Einzelnes entwickelt ist, wirkt das Ganze mehr als solches, auch entwickelt das Leben nicht immer alle Anlagen, oft nur wenige, da ist dann die Jugend wirklich mehr. Auch liegt da in beiden Geschlechtern ein großer Unterschied. Dem Manne wird es viel leichter, den Schein und selbst die Wirklichkeit zu gewinnen, als sei er im Alter mehr und viel mehr geworden. Man schätzt in ihm viel mehr die Eigenschaften, die wirklich dem Alter mehr angehören, und erläßt ihm die Frische und den Reiz der jüngeren Jahre. Er kann immer bleiben, und selbst mehr werden, wenn er auch die körperliche Kraft sehr einbüßt. Bei Frauen ist das nicht ganz der Fall, und die Strenge der Willensherrschaft, die Höhe der freiwilligen Selbstverleugnung, durch die das weibliche Alter sich eine so jugendliche Kraft erhalten kann, haben nur wenige den Muth sich anzueignen. Allein auch in Frauen bewahrt das Alter vieles, was man in ihrer Jugend vergebens suchen würde, und was jeder Mann von Sinn und Gefühl vorzugsweise schätzen wird. —

Ueber Ihre Beschäftigung mit Palästina freue ich mich sehr. Es ist Ihnen gewiß wohlthätig, nicht ewig mit derselben Arbeit beschäftigt zu sein, und nicht, wenn Sie dieselbe verlassen, sich wieder bloß Selbstbetrachtungen zu überlassen, sondern sich mit einem äußern, den Geist anziehenden Gegenstand zu beschäftigen. Man kehrt durch einen solchen dennoch mittelbar in sich zurück.

In dem, was Sie über den Unterschied zwischen der

neueren Geschichte und dem Alterthum sagen, stimme ich Ihnen vollkommen bei. Man befindet sich auf einem ganz andern Boden im Alterthum. Es erging zwar den Menschen in jenen fernen Jahrhunderten auch wie uns jetzt. Aber die Verhältnisse waren natürlicher, einfacher, und wurden, was die Hauptsache ist, frischer aufgenommen, ergriffen, behandelt und umgestaltet. Auch ist die Darstellung würdiger, hinreißender und vor allem poetischer, die Poesie war damals noch wahre Natur, nicht eine Kunst, sie war noch nicht geschieden von der Prosa. Dies poetische Feuer, diese Klarheit anschaulicher Schilderung verbreitet sich nun für uns über das ganze Alterthum, das wir nur durch diesen Spiegel kennen. Denn allerdings müssen wir uns sagen, daß wir wohl manches anders und schöner sehen, als es war. Ich will damit nicht geradezu sagen, daß die Art, wie die Dinge erzählt werden, unrichtig sei. Das nicht. Allein das Kolorit ist ein anderes. Wir sehen die Menschen und ihre Thaten in andern Farben. Auch fehlen uns eine Menge kleiner Details, wir sehen nicht alle, oft nur die hervorstechenden, wenn auch nicht mit Fleiß ausgewählten Züge. So wird alles überraschender und kolossaler.

Ich vermuthe, daß Sie bei dem schönen, gelinden und oft sonnigen Wetter auch täglich Ihren Garten besuchen. Ich lasse keinen Tag ohne Spaziergang vorübergehen. Die Sonne aber entgeht mir bisweilen, da ich mich in meinen Spaziergängen nicht nach ihr richte. Ich gehe immer Sommers und Winters am Nachmittag, und die Sonne versteckte sich hier in diesen Tagen um Mittag in Nebel.

Meine Gesundheit, denn ich sehe, daß ich noch nicht von ihr gesprochen, ist sehr gut. Ich habe bis jetzt in diesem Winter nicht einmal einen Schnupfen gehabt. Ich

könnte also nur über Altersschwächen klagen; diese sind aber natürlich, und ich ertrage sie, ohne mich über sie zu wundern.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, Ihren nächsten Brief am 25. d. M. zur Post zu geben. Leben Sie nun recht wohl, und rechnen Sie immer auf meine unveränderliche Theilnahme. H.

Dreiundzwanzigster Brief.

Tegel, den 5. Februar 1831.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am Weihnachtsfest angefangenen und am 25. Januar abgegangenen Brief richtig empfangen, und danke Ihnen doppelt für die große Freude, die er mir durch den so viel heiterern Ton gemacht hat, der darin herrscht. Die Worte, daß Ihre Seele auf Weihnachten so heiter, wie seit Jahren nicht war, sind mir ein wahrer Trost und Beruhigung gewesen. Ich habe immer geglaubt, daß Sie zu innerer Frohheit, zu dem Gleichgewicht der Seele kommen könnten, wo Wunsch und Besitz ohne Selbstverleugnung zusammen treffen, wo man nicht zu viel entbehrt, indem man sich mit dem Vorhandenen begnügt, und wo man für manches, das man allerdings vermißt, sich einen inneren, von den Umständen unabhängigen Ersatz verschafft. Möchten Sie wirklich dahin gelangt sein, und möchten Sie glücklich genug sein, sich auf diesem Punkt und in dieser Stimmung erhalten zu können. Wenn ich dazu beigetragen habe, oder noch dazu im Stande bin beizutragen, so erfordert das keinen Dank, so gern ich auch den Ihrigen, da ich weiß, daß er aus tiefer Empfindung Ihres Herzens kommt, annehme. Mit Sicherheit, ja mit unumstößlicher Gewißheit können Sie aber annehmen, daß mein Antheil an Ihrem Schicksal, so lange ich lebe, derselbe bleiben wird. Es kann darin keine Aenderung eintreten. Er beruht auf dem Wohlwollen, das Sie mir zu sich ein-

geflößt haben. Er sucht nichts, er hat keine Absicht, als Ihnen wohlthätig zu werden.

Ich begreife sehr, wie Ihnen, liebe Charlotte, die Festtage wirklich, und nicht bloß dem Namen nach, solche sind. Sie gehen an denselben von äußerer, wenn auch nicht unangenehmer, doch einförmiger, angestrengter und dadurch ermüdender Arbeit, zu innerer freien Muße über, in der Sie selbstgewählten Beschäftigungen folgen können. Diese Freiheit des Gemüths zu gewinnen, ist in allen Lagen ein großes Glück, zu dem aber ein Mann in irgend höheren und wichtigeren Geschäften, wie ich aus Erfahrung weiß, nie gelangt. Da giebt es keine von selbst eintretende Festtage und sie sich selbst zu geben, ist auch nur selten möglich.

Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich meine, nie in meinem Leben wäre mir die Zeit verstrichen wie jetzt. Die Monate scheinen mir Wochen, und ich bin seit Anfang November, wie mit Blitzesschnelligkeit über die kalte Jahreszeit hinweg gekommen. Ich habe den Tag sehr besetzt mit Beschäftigungen aller Art, und das macht allerdings, daß man den Verlauf der Zeit weniger merkt, so daß sie schneller zu entfliehen scheint. Indeß ist das ehemals noch viel mehr mein Fall gewesen, es muß also doch einen andern Grund haben. Auf keinen Fall ist es der, daß ich zu sehr auf die Entwickelung der Begebenheiten gespannt wäre. Es ist seit langer Zeit mir bei jedem wichtigen Ereigniß gegenwärtig, daß es in wenigen Jahren der Geschichte angehören wird, und dann, von dieser Ansicht aus, eine ganz andere Gestalt gewinnt, vorzüglich den beunruhigenden Charakter verliert, den die Gegenwart, wenn sie nicht angenehm ist, immer an sich trägt.

Der traurige Todesfall, von dem Sie mir schreiben, hat mir Ihretwillen sehr leid gethan. Wenn Sie auch die

Einsamkeit lieben, ist doch der Verlust eines freundschaftlichen Umgangs immer ein sehr großer, und zu diesem gesellt sich nun noch das Gefühl, daß eine ganze Familie in ihren innersten Banden zerrissen ist durch diesen Verlust und ihr Abscheiden. So viel ich aus der Erzählung Ihres Briefes entnehmen kann, ist Ihre Freundin noch vor dem Anfang des neuen Jahres gestorben. Sie freueten sich noch am ersten Christtag so, daß das Jahr 1830, das Sie gefürchtet hatten, fast vorüber sei, ohne daß Sie etwas Schmerzliches erfahren hätten. So habe ich Ihre Erzählung verstanden, und so ist mir dabei ein griechisches Sprichwort eingefallen, das ich sehr treffend finde, und an das mich oft eigne und fremde Begebenheiten erinnert haben. Man braucht es nur auszudrücken, daß auch in der kleinsten Zeit ein Umschlagen der sichersten Hoffnungen, der am zuverlässigsten berechneten Erwartungen eintreten könne. Die Worte des bildlichen Ausdrucks lauten folgender Gestalt: „Es liegt noch viel zwischen dem Becher und der Lippe." Es ist ein so natürliches, ausdruckvolles und so bedeutsames Bild, es sagt so kurz und nachdrücklich, wie sich alles zwischen den Genuß, so unmittelbar er scheint, stellen kann. Haben Sie aber im Ernst das vergangene Jahr so gefürchtet, und so besorgliche Ahndungen davor gehegt, oder sagen Sie es nur halb im Scherz? Mir ist es zu fremd von einer ganz und gar nicht zu berechnenden und zu beurtheilenden Sache, wie ein beginnendes Jahr ist, Erwartungen, zuversichtliche oder beunruhigende, zu fassen. Noch weniger kann ich es begreifen, wie bloße Zahlen können von Personen als ominös und Vorbedeutung in sich tragend angesehen werden. Dennoch habe ich es hie und da gefunden. Ich halte es aber für wichtig, sich frei zu erhalten, und wenn man in unbewachten Momenten sich da-

von einnehmen läßt, sie baldmöglichst wieder auszurotten. Die Vorsehung hat es nicht ihren Planen gemäß gefunden, daß die Zukunft den Menschen klar vor Augen läge; wenn sie es gewollt hätte, würde sie nicht dunkle und räthselhafte Andeutungen und Winke geben, sondern das geistige Auge des Menschen geradezu durch den verhüllenden Schleier dringen lassen. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen diese Bemerkungen mache. Vielleicht sind sie unnöthig. Aber es ist aus wahrem Antheil an Ihnen, daß ich wünschte, Sie ersparten sich solche Besorgnisse, die nur aus einer dunkeln Ahndung herrühren, und für welche es, bei ruhiger und kalter Ueberlegung, gar keine Gründe giebt. Sie werden mir sagen, daß wer stark und lebhaft empfindet, nicht ruhig und kalt überlegen kann. Sie haben darin ganz Recht, wenn Sie unter dem Empfinden jenes Aufgeregtsein der Seele ohne bestimmten Gegenstand meinen, aus welchem z. B. die Besorglichkeit vor diesem oder jenem Lebensabschnitt entsteht; eine solche gegenstandlose Aufregung muß man aber mit Willensstärke niederzudrücken bemüht sein. Die Empfindung dagegen, die einen wahren Gegenstand mit Tiefe und Stärke umfaßt, hindert die ruhigste und kälteste Ueberlegung nicht nur nicht, sondern erhöhet sie vielmehr. Ich habe immer gerade in den Frauen, welche in Liebe, Freundschaft u. s. f. die am stärksten und leidenschaftlichsten fühlenden waren, auch die richtigste Ueberlegung, die größte Besonnenheit, die festeste Selbstbeherrschung gefunden. Ich selbst bin vielleicht jetzt mehr als seit lange in sehr bewegten Gefühlen, würde mir aber auch in gleichem Grade mehr Kraft der ruhigen Ueberlegung zutrauen.

Den 8. Februar 1831.

Es thut mir leid, daß ich neulich vergessen habe, Ihnen Nachricht von meiner Gesundheit zu geben. Es kommt nur daher, daß ich sehr selten daran denke. Das aber muß Sie nicht glauben machen, daß ich sie vernachlässige. Meine Lebensweise ist eigentlich so, daß sie die Gesundheit befördern muß. Einige leichte Mittel, die mir seit Jahren wohlthätig sind, nehme ich regelmäßig, damit ist nun aber mein Denken daran erschöpft. Die Nothwendigkeit Krankheiten zu tragen, giebt zwar die Stärke dazu, und diese würde daher auch mir nicht fehlen. Aber die aus wenigstens leidlicher Gesundheit entstehende Geistesfreiheit ist doch ein unschätzbares Gut. Ich kann nicht einmal sagen, daß ich des Lebens müde wäre, und den Tod wünschte. Alles, was ich sagen kann, aber auch mit Wahrheit sage, ist, daß er mir in meiner jetzigen Stimmung eine sehr freundliche Gestalt sein würde, da er mir ehemals bloß wie eine Nothwendigkeit erschienen wäre. Allein wegsehnen thue ich mich darum nicht aus dem Leben, sondern, wenn mir ein hohes Alter bestimmt sein sollte, werde ich nie undankbar gegen Licht und Luft und die Bedingungen sein, unter denen hier das Denken und Empfinden fortgeht. Ich bin von den Menschen durch Fügung des Schicksals in sofern unabhängig geworden, daß meine Freuden, mein Glück, mein eigentliches Dasein nur aus der Vergangenheit, aus einer geistigen Gegenwart und aus ganz der Zeit und dem Raum fremden Ideen fließen. Das trage ich in mir, darin lebe ich, und brauche dazu nichts außer mir. Aber wenn ich auch für mich um Aeußeres sorgen muß, scheue ich darum die Arbeit nicht, und wünsche darum nicht kürzer zu leben, weil mir vielleicht ein unruhigeres und weniger ge-

müthliches Leben bevorsteht. Wer die Lage der Dinge (1831) auch nur mit halbem Auge ansieht, muß die Unsicherheit der Zukunft gewahr werden. Ich bin jetzt, auch für meine sehr bedeutenden Ausgaben, in einer genügenden Lage. Das kann aber in kurzer Zeit sehr anders sein. Indeß macht mir das jetzt keine Sorge, und würde mir, wenn es eintritt, äußere Arbeit, aber keinen innern Kummer machen. Auch diese ruhige und natürliche Ansicht der äußeren Verhältnisse erhält die Gesundheit. Darum erwähne ich es. Sie sehen also, da Sie so Theil an mir nehmen, daß Sie nicht Ursache haben, bange um mich zu sein; ich kann in meiner Gesundheit über nichts klagen. Nur mit zwei Dingen kann es der Natur der Sache nach nicht besser, sondern muß es vielmehr nach und nach schlimmer werden, da es nicht Krankheit, sondern Folge der Jahre ist. Sie sehen schon, liebe Charlotte, daß ich von den Augen und der Schwierigkeit der Hand reden will. Auf dem einen Auge habe ich, wie Sie schon wissen, einen Staar und der kann mit der Zeit operirt werden, aber am andern, mit dem ich allein lese und schreibe, leide ich nur an Schwäche, die die Sehkraft abstumpft. Es ist in diesem Auge weder Entzündung noch irgend ein Ansatz zum Staar, noch sonst ein organischer Fehler. Obgleich ich sehr wenig noch selbst schreibe, bemerke ich doch, daß die Schwäche zunimmt. Es ist auch sonderbar, daß mir die Tageshelle nicht das Sehen erleichtert, und eine mäßige nächtliche Erleuchtung nicht erschwert. Mit dem Fehler der Hand ist es ordentlich komisch. Mein Schreiben ist eigentlich ein beständiges Bestreben große Buchstaben zu machen, und das Resultat sind, wie Sie sehen, ganz kleine. Die Hand thut mir nicht weh, sie zittert nicht, aber sie gehorcht nicht dem Willen. Es liegt an den Nerven. Die kleine aber be-

stimmte Bewegung, welche deutliche Schriftzüge erfordert, verlangt mehr Stärke, und greift besonders die Nerven mehr an, als grobe und schwere Arbeit. Hätte ich nicht den richtigen Grundsatz gefaßt, daß die einzige Möglichkeit, kleinen und stumpfen Buchstaben noch einen Grad der Deutlichkeit zu verleihen, darin liegt, möglichst jeden allein und abgesondert hinzustellen, so könnte mich schon längst niemand mehr lesen. Ich weiß nicht, ob Sie finden, daß die Schlechtigkeit meiner Hand zunimmt, ich aber bemerke es an unverkennbaren Zeichen. Es wird mir schwerer das Lesbare hervorzubringen, und kostet immer mehr Zeit. Die Mühe würde ich schon daran wenden, aber die Zeit ist so kostbar und edel. Ich schreibe schon sehr wenig mehr, und nimmt die Schwierigkeit zu, mit der Langsamkeit verbunden, so gebe ich das eigne Schreiben ganz auf und diktire bloß. Ich habe mich schon sehr an das Diktiren gewöhnt, und wahre Geheimnisse hat man selten zu schreiben. Man giebt aber auch ungern auf, was man lange gethan hat, ehe ich also nicht wirklich zum Aufgeben gezwungen werde, vermindere ich wohl mein Schreiben, aber schaffe es nicht ab. Es ist jedoch das in meinem Körperzustande, was am unerwünschtesten in meine Beschäftigungen kommt. Ich habe aber auch daran gesehen, daß mich solche Aeußerlichkeiten nicht verstimmen. Denn es hat mich noch keinen Augenblick verdrießlich oder traurig gemacht.

Ich danke Ihnen sehr, daß Sie mich an das Gellertsche Lied erinnern, woran Sie auch erinnert wurden, wie es Ihnen angenehm war. In einer frühen Zeit meines Lebens hatte ich den guten Gellert, trotz der gänzlichen Abwesenheit aller Poesie in ihm, von der ihm die Natur auch keinen Funken verliehen hatte, sehr lieb. Jetzt habe ich ihn wohl in fünfzig Jahren nicht angesehen, und be-

sitze ihn nicht einmal. Der Stelle, die Sie anführen, besinne ich mich nicht, wohl aber eines andern, Ihnen gewiß auch erinnerlichen Liedes, ich denke: Prüfung am Abend, betitelt. Es fängt an oder hat doch solche Stelle: „Der Tag ist wieder hin, und diesen Theil des Lebens, Wie hab ich ihn verbracht? verstrich er mir vergebens?" Sehr oft im Leben sind mir beim zu Bette Gehen diese Worte eingefallen. Das aber geht nicht, daß Sie sich mit mir in die Stelle theilen, die Sie anführen. Gellert hat sehr vernünftig beides mit einander verbunden. Auch haben Sie es wohl nicht so genau mit der Trennung genommen. Sie wollen gewiß nicht die Heiligung allein von oben erwarten, ohne etwas dabei zu thun, und ich will eben so wenig mir anmaßen, sie ohne den Segen Gottes zu bewirken. Es liegt aber freilich noch mehr darin, man soll nicht bloß handeln, sondern es auch mit der Zuversicht thun, als hänge der Erfolg lediglich von einem selbst ab. Auf den ersten Anblick scheint ein Widerspruch darin zu liegen, nach einem Erfolg, als von uns abhängig, zu streben, da man doch das Bewußtsein hat, daß er in einer fremden Hand liegt. Aber die Auflösung findet sich, dünkt mich, wenn man gerade den Eifer und die Inbrunst des Strebens mit dem demuthsvollen Gefühl der eigenen irdischen Unzulänglichkeit verbindet. Indem alsdann die Anstrengung und Demuth vereint sind, wird der Erfolg gesichert. Der Gellertsche Vers will zwei Abweichungen von dem richtigen Wege vorbeugen. Man soll nicht die Heiligung und den daraus entspringenden Frieden als eine Gabe erwarten, die, ohne eigenes Zuthun, Gott dem Menschen ins Herz gießen sollte, und man soll auch auf der andern Seite nicht sich selbst für allein hinreichend halten, um denselben zu erlangen, weil dadurch das, was

eine geistige und himmlische Gabe ist, zu einer irdischen, menschlich erringbaren herabgezogen werden würde.

Sie sagen, daß Ihnen die innere Frohheit fehle, ohne daß sie Unzufriedenheit fühlen. Das ist mir sehr begreiflich, ob es mir gleich sehr leid thut. Die Frohheit ist wie ein Sonnenglanz des Lebens. Er wird keinem ganz und beständig zu Theil, und das Wort selbst umfaßt auch wieder eine Menge von Graden und Abstufungen. Die Summe von allem dem ist doch, daß der Mensch sich zuletzt immer aus seinem Innern und Aeußern einen Seelenzustand bildet, der ihm eigenthümlich ist, und das Gleis wird, in dem sein Leben fortgleitet. Es liegt darin eine große Wohlthat der Vorsehung. Denn das innere Streben nach Harmonie und Seelenerhebung gewinnt und behält doch immer die Oberhand.

Die Stelle meines Briefes, in der Sie glaubten, daß etwas Beunruhigendes dunkel angedeutet sei, hatte durchaus nicht den Sinn, sie bezog sich auf die allgemeine Stimmung, in der ich mich seit der Lebensändrung befinde, die ich erfahren. —

Daß die erste Auflage von Ritter's Erdkunde vergriffen ist, thut mir sehr leid, denn der zweite Theil dürfte allerdings so bald nicht erscheinen. —

Mit Ihren Augen hoffe ich gewiß, soll es vorübergehend sein, und es hat mich sehr gefreuet, zu sehen, an Ihrer Handschrift, daß es eigentlich schon wieder besser ging. Schreiben Sie sonst ja auch mir nicht mehr, als Sie ohne Anstrengung können. Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 22. März auf die Post zu geben. Mit der herzlichsten Theilnahme Ihr H.

Vierundzwanzigster Brief.

Tegel, den 6. April 1831.

Ich habe diesmal, liebe Charlotte, keinen Brief von Ihnen seit meinem letzten bekommen, habe also keinen zu beantworten vor mir. Der Grund Ihres Nichtschreibens könnte in Ihren Augen liegen, was mich sehr schmerzen sollte, dann hätten Sie aber doch wohl einige Zeilen geschrieben; auch wenn Sie krank geworden, würden Sie es mir gewiß gesagt haben. Die natürlichste Vermuthung über die Gründe Ihres Stillschweigens scheint mir daher die, daß Sie gefürchtet haben, mir gerade in den Wochen zu schreiben, wo der Verlust mich traf, in den seitdem meine Seele einzig versenkt ist. Ich danke Ihnen in der Tiefe meiner Seele für diese Zartheit. Ihr Brief würde mir zwar gleiche Freude gemacht haben, als alle anderen. Man feiert die Todten nicht würdig durch verringerte Theilnahme an den Lebendigen, oder wenn man sich entzieht, ihnen hülfreich zu werden, und am wenigsten paßt das für die, welche ich betrauere. Aber die Empfindung in Ihnen ist so natürlich, sie entspricht so sehr Ihrem Gefühl und Ihren Gesinnungen, ist so edel und zart, daß sie mich lebhaft gerührt hat.

Ich bin den ganzen März hindurch nur einen Tag in Berlin gewesen, und habe hier, theils allein, theils mit meinen Kindern, einer beneidenswürdigen Ruhe genossen. Auch war das Wetter nur selten unfreundlich, und es hat

mich nicht gehindert täglich auszugehen. Jetzt beginnt der Frühling sehr schön, und ich denke mir, daß auch Sie dies jugendliche Erwachen der Natur in Ihrem Garten genießen. Ich weiß nicht, ob Sie auch wohl darauf geachtet haben, was ich in sehr verschiedenen Klimaten, auch in Spanien und Italien, gefunden habe, daß wenn die Tage auch noch so regnerisch sind, sich der Himmel aufhellt um die Zeit des Sonnenunterganges. Meist hört der Regen auf eine halbe Stunde vor oder nach Sonnenuntergang. Dies ist auch die gewöhnliche Zeit meiner Spaziergänge. Die Wolkenerscheinungen sind dann die größten, schönsten und glänzendsten, und seit meiner Kindheit machen sie den größten Theil meiner Freude an der Natur aus. Wie man auch darüber nachdenken mag, ist es schwer zu sagen, worin der Reiz eigentlich besteht. Gewiß ist es nicht das sinnliche Farbenspiel, wie schön und prachtvoll es auch ist, allein. Das mannichfache Schauspiel am Himmel regt die Seele tiefer und lebendiger an, als jeder irdische Reiz thun könnte. Daß es vom Himmel kommt, zieht wieder zum Himmel hin. Freilich allemal wehmüthig, aber doch groß und im Tiefsten ergreifend ist das allmälige Verglühen der Farben, das Ersterben des Glanzes, der zuletzt, noch ehe er der Dunkelheit Platz macht, von einem falben Grün überzogen wird. Ich kann mich dabei nie erwehren, an etwas Ernsteres und Wichtigeres zu denken. Es giebt zwar vorzüglich in den höher und innerlicher Gebildeten, aber mehr oder minder doch in Allen, eine Menge von Gedanken, die nie zu einer That werden, nie ins wirkliche Leben treten, sondern still und nur dem bewußt, der sie hat, im Busen verschlossen bleiben. Es entspringt aber aus ihnen und oft vielmehr, als aus Reden und Thaten, Freude und Leid, Glück und Elend. Ihr Hin- und Herfluthen im Gemüthe,

die Bewegung, in die sie versetzen, läßt sich in Vielen jenen farbig flammenden Himmelserscheinungen vergleichen. Für den Ernst des äußern Lebens sind sie wirklich, sich mit ihm nicht bewegend, luftige Wolkengebilde. Sie verschwinden auch wie diese, und lassen in der Seele eine Kühle und Leere zurück, die sich dem Grau der Dämmerung und dem Dunkel der Nacht vergleichen läßt. Sind sie aber darum dahin? Kann das, was das Gemüth so bewegt, so aus seinem innersten Grunde erschüttert hat, ganz wieder untergehen? Dann könnte der ganze Mensch selbst vielleicht auch nur eine vorübergehende Wolkenerscheinung sein. Sie werden mir einwenden, daß es auf jeden Fall, wie alles was einmal im Gemüth gewesen ist, auf dieses, auf den Geist und Charakter zurückwirkt und in dieser Zurückwirkung fortlebt. Allein das ist doch nicht genug. Es müßte doch von bestimmten Seelenbewegungen auch etwas Bestimmtes ausgehen. Diese Gedanken ergreifen mich meistentheils, wenn ich den Himmel am Abend oder vor oder nach einem Gewitter ansehe. Ich habe aber, wenn ich es gleich nicht erklären oder beweisen kann, ein festes Ahndungsgefühl, daß jene Gedankenerscheinungen auf irgend eine Weise wieder aufflammen und einen Einfluß ausüben, der bedeutender ist als gewöhnlich so hochgeachtete Reden und Handlungen. Der Mensch muß sich nur ihrer würdig erhalten, auf der einen Seite nicht trocken und nüchtern, auf der andern Seite nicht schwärmerisch und wesenlos werden, vor allen Dingen aber selbstständig sein, die Kraft besitzen sich selbst zu beherrschen, und den innern Gang seiner Gedanken allem äußern Genuß und Treiben vorziehen.

Indem ich auf das Geschriebene zurücksehe, muß ich Sie, liebe Charlotte, ordentlich um Verzeihung bitten, Ihnen so allgemeine Dinge und Betrachtungen zu schicken.

Aber es ist dies, neben dem Andenken an die Vergangenheit, die nie für mich zurück kehren kann, das Einzige, worin ich lebe. Solche Ideen schließen sich an meine wissenschaftlichen Berührungen an, und so haben Sie den ganzen Kreis, worin ich lebe, wenn ich in mir sein kann, und aus dem ich nur halb und getheilt heraus gehe, wenn mich Pflicht oder freiwillige Sorge für Andere heraus ruft. Diese Art zu sein hat sich ohne mein Zuthun in mir gestaltet. Ich bin mir bewußt, daß ich sie nicht absichtlich hervor gerufen habe. Ich würde auch nicht entgegen arbeiten, wenn ich plötzlich fühlte, daß es anders in mir würde, daß ich wieder Lust an den Dingen hätte, die mich vor jenem Schlage erfreueten, daß ich mich wieder freiwillig ins Leben mischte, daß ich anderer Freude fähig sei, als die ich aus mir selbst und der Vergangenheit schöpfe, so würde ich mich frei darin gehen lassen, wenn ich mir auch selbst gestehen müßte, daß diese Aenderung meine innere partheilose Billigung nicht erhalten könnte. Ich denke nicht einmal daran, ob meine jetzige Stimmung mich bis ans Ende meiner Tage begleiten, oder ob die Zeit, wie die Leute so und oft ganz mit Unrecht sagen, auch meine Gefühle abstumpfen und abändern wird. Ich bin hierin nicht bloß allem Affektirten, sondern auch allem Absichtlichen feind. Kann das Gefühl, das ich, seit ich eine solche Verbindung kannte, immer gehabt habe, daß es eine innere Verbindung zwischen Menschen giebt, deren Auflösung dem Zurückbleibenden alle Fähigkeit, alle Neigung und allen Wunsch nimmt, anders woher Glück und Freude zu schöpfen, als aus sich selbst und dem Andenken, kann, sage ich, dies Gefühl untergehen, so möge es plötzlich verschwinden oder nach und nach ersterben. Im Reiche der Empfindungen muß nichts länger leben, als es innere Kraft zu leben hat. Bis jetzt ist es nur immer in

mir gewachsen, und ich verdanke ihm alles, was ich seit jener gewaltsamen Zerreißung an innerer Stärke, Beruhigung und wirklicher Heiterkeit genossen habe, und was mir kein Mensch auf Erden, selbst meine Kinder nicht, ohne jenes Gefühl hätten geben können. Ich empfinde die Wohlthätigkeit dieses Gefühls auch an der größeren Klarheit und Sicherheit meiner Ideen und Empfindungen. Denn, wenn ich auch zu manchen äußeren Geschäften weniger geschickt sein mag, als sonst, so fühle ich dagegen deutlich, daß meine Ideen in jeder Rücksicht lichtvoller und fester geworden sind.

Ich bestimme Ihnen heute keinen Tag zum Schreiben, da mein Wunsch und meine Bitte dahin geht, daß Sie mir so bald schreiben mögen, als Sie können. Mit unveränderlicher Theilnahme und Freundschaft der Ihrige H.

Fünfundzwanzigster Brief.

Tegel, den 6. Mai 1831.

Unmittelbar nach dem Abgang meines letzten Briefes an Sie, liebe Charlotte, empfing ich den Ihrigen, und ersah daraus, daß ich die Ursache Ihres verzögerten Schreibens richtig errathen hatte. Bald darauf erhielt ich auch Ihren zweiten Brief, und ersehe mit Freuden aus beiden, daß Ihr Augenübel, wenn auch nicht ganz vorüber, doch Sie nicht mehr sehr beunruhigt, und mehr ein nervöser leidender Zustand als Augenschwäche war. Vor allen Dingen schonen Sie die Augen so viel es nur möglich ist. Leider gestattet Ihre Art der Beschäftigung keine gänzliche Schonung, das beunruhigt mich in der That, und ich bitte Sie recht herzlich, schonen Sie sich so viel als irgend thunlich ist. Denken Sie daran, daß es auch zu meiner Beruhigung gereicht. Ich fürchte immer noch, daß es Folge Ihrer übermäßigen Anstrengung im vergangenen Winter war. Auch bitte ich und rathe aus eigner Erfahrung, schränken Sie sich nur auf das nothwendigste Schreiben ein, auch auf Lesen, wie groß auch die Entbehrung sei.

Sie gedenken der Zeitumstände und sagen, bei Krieg und Durchmärschen möchte ich doch in einer Gartenwohnung übel berathen sein. Das ist allerdings wahr, der Einquartierung kann niemand entgehen, und das ist eine drückende Last. Ich hoffe indeß immer, daß der Friede wird erhalten werden können. Halten Sie auch die Hoff-

nung fest und lassen den Muth nicht sinken. Ihren Schrekken, den Sie beim Ausbruch der polnischen Revolution empfanden, finde ich sehr natürlich, und begreife auch zugleich Ihren warmen Antheil an der unglücklichen Nation. Sie setzen bescheiden und hübsch hinzu, daß Sie doch zu wenig richtig belehrt seien, um sich ein Urtheil zu erlauben, und wollen das meinige hören. Unsägliches Unglück wird diese polnische Revolution zur Folge haben bei der Aufregung und dem kriegerischen Sinne des Volkes. Der wilde Anfang war von jungen unbesonnenen Leuten gemacht. Allerdings ist die Theilung von Polen eine Ungerechtigkeit gewesen, aber das Reich war auch so in sich zerfallen, daß dies die Begebenheit hervorrief. Ohne diesen innern Zustand hätten die fremden Mächte den Gedanken der Theilung wohl nicht fassen können. Es ist nur auf Ihren Wunsch, daß ich hier einige Worte über die Begebenheiten der Zeit einschalte; sonst liegt es außer dem Plane und dem Geiste unseres Briefwechsels.

Ich habe Sie längst befragen wollen, liebe Charlotte, ob Sie je Schiller's Leben von Frau von Wolzogen gelesen haben; die edle Schriftstellerin kann Ihnen wohl nicht unbekannt geblieben sein. Wo nicht, so rathe ich Ihnen, das Buch ja bald zu lesen. Ich glaube nicht, daß es ein zweites, so schön geschriebenes, so geistvoll gedachtes und so tief und zart empfundenes Buch giebt. Ein Mann könnte gar nicht so schreiben, wenn er auch sonst vorzüglich von Kopf und Gemüth wäre. Unter allem, was ich bisher von Frauen gelesen habe, weiß ich nichts damit zu vergleichen. Außerdem sind viele Briefe von Schiller in dem Werke, und unter diesen vortreffliche. Das Buch wird Ihnen

Freude machen. An die Erdkunde von Ritter gehen Sie aber ja nicht eher, bis Ihre Augen wieder hergestellt sind, es ist wirklich ein schlimmer Druck, und das mit dem Lesen verbundene Aufsuchen auf der Karte fordert ungeschwächte Augen.

Was ist Poesie? — sagen Sie, und setzen hinzu, ich denke, man muß sie empfinden. — Ich bin ganz Ihrer Meinung. Wer recht lebendig empfindet (denn empfunden muß und kann es eigentlich nur werden), daß etwas poetisch ist, bedarf nicht der Erklärung, und wer kein Gefühl dafür hat, dem kann alle Erklärung durch Worte nicht helfen. In soweit es möglich ist, hat es gewiß Schiller gethan, der mehr als irgend jemand die Gabe besaß, in Worte zu kleiden, was in seiner eigenthümlichen Natur dem Ausdruck widerstrebt. Beispiele erklären es schon besser. Nehmen wir zwei gleichzeitige Dichter, die Sie gleich gut kennen, Gellert und Klopstock. Beide sind mit einander zu vergleichen, weil sie beide geistliche Stoffe behandelt haben, weil sie gewiß beide von gleich edler Frömmigkeit und gleich reiner Tugendliebe beseelt waren, und endlich auch weil sie eine große und tiefe Wirkung auf die Gemüther und die Herzen ihres Zeitalters hervorgebracht haben. Aber gewiß sind Sie meiner Meinung, daß in Klopstock ein ungleich höherer Schwung ist, daß man bei seinen Worten mehr denkt, von ihnen mehr hingerissen wird. Gellert's Verse sind nur gereimte Prosa, Klopstock war durchaus eine poetische Natur. Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 24. abzusenden. Leben Sie herzlich wohl. Mit der aufrichtigsten Theilnahme und Freundschaft der Ihrige. H.

Sechsundzwanzigster Brief.

Tegel, den 3. Juni 1831.

Ihr Brief vom 22. bis 25. v. M. ist mir allerdings so spät zugekommen, daß mich sein Ausbleiben wunderte. Ich wußte diesmal gar nicht, welcher Ursache ich Ihr Stillschweigen zuschreiben sollte. Doch hatte ich keine Besorgniß vor Krankheit, weil ich mich darauf verlasse, daß Sie mir, liebe Charlotte, in einem solchen Fall immer, wenn auch noch so wenige Worte sagen werden. Desto mehr habe ich mich jetzt gefreuet, einen ausführlichen Brief zu erhalten. Wenn ich dies sage, meine ich nur, daß ich die Blätter von Ihrer Hand immer gern lese, und immer, was Sie betrifft, es sei erfreulich, oder es sei das Gegentheil, mit wahrer und aufrichtiger Theilnahme mitgetheilt erhalte. Denn sonst konnte mich das, was Sie mir darin über den neuen Verlust, der Sie betroffen, und die Stimmung, in welche Sie dieser Trauerfall versetzt hat, nur schmerzlich berühren. Auch ganz ohne die Familie zu kennen, hat der Todesfall dieser jungen Person etwas ungemein Rührendes. Er ist sichtbar eine Folge des Todes der Schwester und der, aus Liebe für die Dahingegangene, zu beschwerlich in der Besorgung der Kinder und des Hauswesens übernommenen Anstrengung. Beides vereinigt hier alles, was das Bedauernswürdige des Falles vermehren kann. Sie sagen, daß ein so früher Tod beneidenswerth sei, der eine schöne, reine, frische Blüthe bricht, ehe der rauhe Nord sie erstarrt,

und Sie kommen auch in einer andern Stelle Ihres Briefs hierauf zurück. Ich erinnere mich sehr wohl, das gleiche Gefühl vor vielen Jahren, bei dem Tode meines ältesten Sohnes, eines damals zehnjährigen Knaben, gehabt zu haben. Er starb in Rom, wo er auch an einem schönen Orte unter nun großen schattigen Bäumen begraben liegt. Er war ein wunderschönes, verständiges, gutes Kind, und ging aus einer plötzlichen und schnell endenden Krankheit in vollem Frohsein und voller Heiterkeit hinüber. Ich erkenne daher sehr die Wahrheit jenes Gefühls, allein das Leben hat doch auch seinen Werth, selbst wenn es der Freuden wenige giebt oder gegeben hat. Es stärkt die Kraft, es reift das Gemüth, und ich kann mir wenigstens die Ueberzeugung nicht nehmen, daß das Wichtigste für den Menschen der Grad der innern Vollkommenheit ist, zu dem er gedeihet. Dazu aber trägt das Leben selbst in seinen Stürmen, und seinen rauhen Stürmen bei. Alle diese Betrachtungen sind aber nur bis auf einen gewissen Punkt trostreich und beruhigend. Der Verlust geliebter Personen bleibt in sich unersetzlich, und der Kummer und Gram darum lindert sich, wie ich sehr gut weiß und empfinde, durch keine Betrachtungen, eher noch in manchen Fällen und bei manchen Gemüthern durch den ruhigen Verlauf der Zeit. Da Sie schon sehr einsam leben, so begreife ich noch mehr und fühle noch lebhafter, wie dieser unerwartete Verlust Sie auf einmal noch viel schmerzlicher trifft. Wenn die Aufrichtigkeit und die Wärme meiner Theilnahme dazu beitragen kann, Ihrem Kummer Linderung zu gewähren, so zählen Sie mit Sicherheit auf beide. Sie kennen meine Gesinnungen für Sie, Sie wissen, daß dieselben vom ersten Augenblicke an, wo Sie sich nach einer bedeutenden Reihe von Jahren an mich wendeten, antheilvoll und wohlwollend

gewesen sind, obgleich ich in der ganzen Zwischenzeit nichts von Ihnen wußte, und unsere Jugendbekanntschaft nur das Werk weniger Tage war. Dieser Ihnen, aus dem reinen Wunsche, wohlthätig und erheiternd auf Sie, Ihre Stimmung und Ihr Leben einzuwirken, gewidmete Antheil wird Ihnen bleiben, und Sie können sich versichert halten, daß er sich bei jedem kleinen und größern Vorfall Ihres Lebens aufs neue beweisen wird. Je mehr ich in mir selbst lebe, je mehr ich in dem Zustande bin, nichts von außen empfangen zu wollen, je freier ich mich in die Lage versetzt habe, ohne alle Rücksicht, jede Gemeinschaft, außer die mit meinen Kindern, zurückzuweisen, desto freier, reiner und forderungsloser ist auch mein Antheil an denen, von welchen ich weiß, daß sie ihn gütig aufnehmen und daß er ihnen Freude macht. Ich sehe und empfinde die Ereignisse des Lebens jetzt mehr in Andern, als in mir selbst, ich bin ruhig, und in Erinnerungen und Betrachtungen, wenn auch oft wehmüthig, dennoch heiter. Meine Freunde und Bekannten, die das wissen, lassen mich gewähren, und stören mich in diesem abgeschlossenen Kreise nicht; aber mein Antheil an ihnen und ihrem Schicksale ist gleich groß.

Ueber meine Gesundheit kann ich Ihnen nur Gutes sagen. Ich kann über keine Kränklichkeiten, nur über die Schwächlichkeiten klagen, die Sie längst kennen. Sie rühmen, liebe Charlotte, meine feste Hand, und freuen sich darüber. Ihr Urtheil hierin ist auch mir darum um so wichtiger, als Sie die erste waren, die mich auf die Schwäche und das Zitterhafte meiner Hand aufmerksam machte. Ich wunderte mich damals darüber, wie einer, der etwas von sich erfährt, was er selbst nicht gewußt hat, ich bemerkte aber, daß Ihre Bemerkung ganz richtig war. Ich habe seit dem Winter etwas gebraucht, was das Zittern der

Glieder und die Schwäche der Hand heben soll. Gegen das erste hat es sichtbar geholfen, vielleicht auch gegen die letzte, doch glaube ich das eigentlich nicht. Was Ihnen den Eindruck gemacht, schreibe ich mehr der Methode zu, die ich angenommen habe, wie die Kinder, auf Linien zu schreiben, dies hält die Züge und die Hand mehr in Ordnung. Mein Arzt schließt aus der Wirkung der verordneten Mittel, daß die Ursache der Schwäche im Rückgrat liegt, und räth zum Gebrauch eines kräftigen Seebades. Ich werde also in diesem Sommer nicht Gastein, sondern Nordernei gebrauchen. Sie wissen wohl, daß dies eine Insel ist, welche der Stadt Aurich in Ost-Friesland gegenüber liegt. Meine älteste Tochter wird mich begleiten, und ich werde eine Reise auf eines meiner Güter damit verbinden. Ihren nächsten Brief senden Sie nicht hierher, sondern unter der unten bemerkten Adresse. Ich wünsche, daß Sie es so einrichten, daß der Brief in der letzten Woche dieses Monats an seinem Bestimmungsort einträfe.

Vor den Krankheiten, die jetzt in Berlin herrschen, hegen Sie meinetwegen keine Sorge, so wenig als vor der sich uns nähernden Cholera. Ich habe gar keine gallichte Disposition. Ich danke Ihnen sehr, daß Sie meine Billigung zu erfahren wünschen, ehe Sie einen festen Entschluß über Ihre Reise nach D. nehmen. Was könnte ich dagegen haben? Ich werde mich vielmehr sehr freuen, wenn der veränderte Aufenthalt Ihnen jetzt Erheiterung gewährt. Nur das bitte ich wohl zu bedenken, ob es Ihnen doch angenehm sein wird, auf einige Zeit aus Ihrer gewöhnlichen Einrichtung heraus zu gehen. Sie bewohnen ein hübsches Haus und haben einen angenehmen Garten, ich habe beides gesehen und erinnere mich dessen sehr wohl. Sie genießen auch in der Wohnlichkeit eine vollkommene Freiheit

und legen mit Recht Werth darauf. Selbst bei der vertrautesten Freundin ist man doch weniger frei. Richten Sie sich ganz danach, wie Sie das selbst fühlen. In Ihrer übrigen Stimmung werden, das weiß ich gewiß, Vernunft und Religion Sie leiten; Worte eines Andern können auch nur durch sie Kraft haben. Leben Sie herzlich wohl; mit dem innigsten Antheil der Ihrige. H.

Siebenundzwanzigster Brief.

Aschersleben, den 2. Juli 1831.

Ich danke Ihnen sehr, liebe Charlotte, für Ihren Brief und für die Pünktlichkeit, die Sie wieder bewiesen haben, Sie haben mir dadurch wahre Freude gemacht, und ohne sie hätte ich lange Nachrichten von Ihnen entbehren müssen, da ich nur anderthalb Tage mit dem Amtsrath M. zusammen blieb.

Ich sehe aus Ihrem Briefe, daß Sie Ihren Reiseplan aufgegeben haben, und kann das nur billigen. So lange man noch in seinen häuslichen Gewohnheiten ruhig ist, fühlt man in dieser wohl eine gewisse ermüdende Einförmigkeit, die auf eine Reise mit Vergnügen hinblicken läßt. Wenn aber der Zeitpunkt kommt sich loszureißen, so fühlt man alles Beschwerliche und Unerfreuliche, das nicht heimisch scheint, und lernt erst den Werth der gewöhnlichen Existenz in alle dem erkennen, was einen alle Tage umgiebt. Ich selbst habe mich diesmal höchst ungern zur Badekur entschlossen, und hätte es nicht gethan, wenn ich nicht glaubte, daß ohne die Kur die Schwächlichkeiten, an denen ich leide, und die doch meine freie Thätigkeit hemmen, zu sehr anwachsen könnten. Interesse finde ich an der Reise gar nicht. Einige Menschen in den Orten, durch die ich reise, sehe ich allerdings gern wieder, aber das wiegt doch die vielen andern Unbequemlichkeiten, und be-

sonders den Zeitverlust nicht auf. Zu dem allen kommt die Ungewißheit der Zeiten *).

Sie schreiben mir, daß Sie auch durch glückliche Ereignisse mehr vereinsamt sind, und nennen mir die Verheirathung und Trennung von einigen jungen, töchterlich von Ihnen geliebten Freundinnen, die Sie nach den Verhältnissen, worin diese waren und lebten, und nach denen, worein sie kommen, nur glücklich preisen können, weil Sie mit Grund hoffen, daß die neuen Verbindungen gelingen werden. So wunderbar geht das Leben, daß es Verbindungen mit Menschen gleichen, und mehr oder minder ungleichen Alters stiftet und trennt, als wäre das Schicksal gleichgültig gegen die Empfindungen, die dadurch veranlaßt oder erregt werden. Es liegt aber etwas sehr Wohlthätiges darin, daß dadurch eine Mischung der Alter entsteht. Kein Mensch kann mit Recht sagen, daß seine Generation ihn allein und einsam zurück gelassen habe, keinem stirbt die Reihe seiner Bekannten und Freunde ganz ab, und die Abgeschiedenen werden durch neue, wenn auch freilich nie in gleichem Grade und gleicher Empfindung ersetzt. So hat sich, liebe Charlotte, Ihr Kreis schon erneuert und wird sich noch ferner erneuern. Ich weiß nicht, durch welche wunderbare Ideenverkettung mir dabei St. einfällt, den Sie in Göttingen kannten und sehr werth hielten. Wissen Sie, daß er mit den Einkünften einer irländischen geistlichen Pfründe in London leben soll? Seine Stelle verwaltet, wie es dort Sitte ist, ein Anderer. Ich meine auch gehört zu haben, daß er verheirathet ist. Hörten Sie in neuerer Zeit von ihm?

---

*) In dieser Zeit erschien die gefürchtete Cholera in ganz Deutschland, und setzte, wie es jeder erfahren hat, alles in Furcht und Schrecken.

Sie reden in Ihrem Briefe über den Werth des Lebens, und äußern, daß ihn die geschwächten Kräfte des Alters noch mindern. Wenn man von dem Glückswerth des Lebens spricht, so gebe ich gern zu, daß man ihn nicht immer hoch anschlagen kann. Ich behaupte sogar, daß Alle, die ungefähr in meinem Alter sind, von der jetzigen Zeit wenig oder nichts Erfreuliches zu erwarten haben können, denn in allem, was das menschliche Leben äußerlich angeht, trüben sich die Aussichten, verwirren sich die Begriffe bis zu den verschiedensten Meinungen, und die Jahre, die ich noch zu leben habe, werden nicht hinreichen dies zu lösen. Ist es aber recht und erlaubt, den Werth des Lebens wie den eines andern Guts zu schätzen? Das Leben ist dem Menschen von Gott gegeben, um es auf eine ihm wohlgefällige, pflichtgemäße Weise anzuwenden und im Bewußtsein dieser Anwendung zu genießen. Es ist uns allerdings zum Glück gegeben. Dem Glück ist aber immer die Bedingung gestellt, daß man es zuerst, und wenn die mancherlei Tage Prüfungen mit sich führen, allein in der mit Selbstbeherrschung geübten Pflicht finde. Ich frage mich daher nie, welchen Werth das Leben noch für mich hat, ich suche es auszufüllen und überlasse das andere der Vorsehung. Die Schwächung, welche die Kräfte durch das Alter erfahren, kenne ich sehr wohl aus eigener Erfahrung, aber ich möchte darum nicht zurücknehmen, was ich Ihnen neulich schrieb, daß der Zweck des Lebens eigentlich der ist, zu der höchsten, dem innern Geistesgehalt des Individuums, von dem die Rede ist, den Umständen und der Lebensdauer angemessenen Erkenntnißkraft zu gedeihen. Es giebt allerdings Fälle, wo das Alter alle Geisteskräfte vernichtet. So war es mit Campe, der die letzten fünf Jahre seines Lebens hindurch bloß vegetirte, und von dem

man kaum sagen konnte, daß er wieder zum Kindesalter zurückgekehrt war. Ueber diese Fälle ist nichts zu sagen. Der Mensch hört in ihnen menschlich auf zu sein, ehe er physisch stirbt. Sie sind aber glücklicherweise selten. Die gewöhnlichen Altersschwächen gehen mehr den Körper an, und im Geiste bleibt die Kraft des Entschlusses, seine Schnelligkeit und Ausdauer, das Gedächtniß, die Lebendigkeit der Theilnahme an äußern Begebenheiten. Das in sich gekehrte Denkvermögen und das Gemüth bleiben nicht nur in den meisten Fällen ungeschwächt, sondern sind reiner und minder getrübt durch Verblendung und Leidenschaften. Gerade diese Kräfte aber sind es, die am besten und sichersten zu der oben erwähnten Reife der Erkenntniß führen. Sie wägen in den höhern Jahren, die keine Ansprüche mehr an Erfolge des Glücks und Veränderung der Lage machen, am richtigsten den wahren Werth der Dinge und Handlungen ab, und knüpfen das Ende des irdischen Daseins an die Hoffnung eines höhern an; sie läutern die Seele durch die ruhige und unpartheiische Prüfung dessen, was in ihr im Leben vorgegangen ist. Niemand muß glauben, mit dieser stillen Selbstbeschäftigung schon fertig zu sein. Je mehr und anhaltend man sie vornimmt, desto mehr entwickelt sich neuer Stoff zu derselben. Ich meine damit nicht ein unfruchtbares Brüten über sich selbst, man kann dabei tief mit seinen Gedanken in der Zeit und der Geschichte leben, aber wenn man dies thut, was nicht nothwendig ist, meine ich nicht das Ziehen jedes Gedankenstoffs in den Kreis der Irdischkeit, sondern in den höheren, dem der Mensch vorzugsweise in seinen spätesten Jahren angehört. Denn dieser zwiefache Kreis ist dem Menschen sichtbar angewiesen. In dem einen handelt er, ist er geschäftig, trägt er im Kleinsten und Größten zu den

Menschenschicksalen bei, davon aber sieht er niemals das Ende, und darin ist nicht er der Zweck. Er ist nur ein Werkzeug, nur ein Glied der Kette, sein Faden bricht oft im entscheidendsten Moment ab, der des Ganzen läuft fort. In dem andern Kreise hat der Mensch das Irdische, nicht dem Erfolg, sondern nur der Idee nach, die sich daran knüpft, zum Zweck, und geht mit diesem Streben über die Grenzen des Lebens hinaus. Dieses Gebiet ist nur dem Einzelnen, aber jedem Menschen für sich angewiesen. Die Naturen des Menschengeschlechts strömen bloß im Irdischen fort. Jeder Mensch dreht sich, wenn er auf sich achtet, immer in diesen beiden Kreisen herum, aber dem Alter ist der höhere und edlere mehr eigen, und nicht ohne Grund befallen den Menschen Altersschwächen, er widmet sich, dadurch gemildert und beruhigt, jenen höchsten Betrachtungen.

Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 20. Julius zur Post zu geben und nach Nordernei über Aurich zu adressiren. Ich habe diesen Brief im Hause meines Pachters angefangen, und schließe ihn heute den 6. Juli in Zelle. Meine Reise ist, wie es eine so unbedeutende Reise natürlich ist, ohne alle Abentheuer gewesen. Mit unveränderlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Achtundzwanzigster Brief.

Nordernei, den 26. Juli 1831.

Es kommt mir ordentlich wunderbar vor, liebe Charlotte, nachdem ich Ihnen mehrere Sommer von den Gebirgen von Gastein aus geschrieben, es nun von den niedrigen Dünen und der flachen Küste der Nordsee zu thun. Es interessirt Sie aber wohl auch im Stande zu sein, sich einen Begriff von dem Seebade und meinen Umgebungen zu machen. Zuerst werden Sie, nach Ihrer Theilnahme an mir, von meinem Befinden zu hören wünschen. Bis jetzt kann ich Ihnen nur das Beste davon sagen, und da ich schon heute das vierzehnte Bad genommen, so hoffe ich, daß mein Befinden ferner gut bleiben wird, obgleich man freilich von Erfolg und Wirkung einer Badekur erst urtheilen kann, wenn sie beendet ist. Aber das Gefühl der allgemeinen Belebung und Erfrischung, die Freiheit des Kopfes und die Leichtigkeit in allen Gliedern, unmittelbar wenn man aus der See kommt, habe ich bis jetzt vollkommen. Das Uebrige und Wesentlichere hoffe ich um so mehr, als meine Forderungen an die Kur höchst mäßig sind. Ich bin vollkommen zufrieden, wenn das Uebel, um dessen willen der Arzt wollte, daß ich dies Bad nehmen sollte, im nächsten Jahre nicht zunimmt. Ich bin nicht so bethört und nicht so unbescheiden gegen das Schicksal, an eine wirkliche Heilung zu denken. In höheren Jahren muß man sich darauf gefaßt machen, gewisse Unbequemlichkeiten

in seine Existenz als unvermeidlich und unabänderlich aufzunehmen. Der menschliche Organismus und die im Laufe der Zeit natürliche Vergänglichkeit lassen das nicht anders zu, und die Unbequemlichkeiten, an denen ich leide, sind überdies, gegen die anderer Menschen gehalten, so leidlich, daß ich doppelt strafbar sein würde, dadurch ungeduldig gemacht zu werden.

Die Luft wird hier, selbst bei heiterm Sonnenschein, auch in diesem Monate unaufhörlich durch frische Seewinde abgekühlt, die das Meer bald nur lieblich kräuseln, bald in hohen Wellen bewegen. Dieser Anblick des Meeres ist für mich hier dasjenige, was dem Aufenthalte seinen eigenen Reiz giebt. Ich besuche den Strand gewöhnlich jeden Tag mehr als einmal außer dem Baden und oft auf Stunden. So einfach die Bewegung des Meeres scheint, so ewig anziehend bleibt es, ihr zuzusehen. Man kann es nicht mit Worten ausdrücken, was einen gerade daran fesselt, aber die Empfindung ist darum nicht weniger wahr und dauernd. Viel trägt gewiß die Unermeßlichkeit der Erscheinung, der Gedanke des Zusammenhanges des einzelnen Meeres, an dessen Küste man steht, mit der ganzen, Welttheile aus einander haltenden Masse bei. Diese mahlt sich wirklich, kann man sagen, in jeder einzelnen Welle. Das Dunkle, Unergründliche der Tiefe thut auch das ihre hinzu, und nicht bloß das der Tiefe, sondern auch das Unerklärliche, Unverständliche dieser wilden und unermeßlichen Massen der Luft und des Wassers, deren Bewegungen und Ruhe man weder in ihren Ursachen, noch in ihren Zwecken einsieht, und die doch wieder ewigen Gesetzen gehorchen und nicht die ihnen gezogenen Grenzen

überschreiten. Denn die bewegtesten Wellen des Meeres laufen in spielenden Halbkreisen schäumend auf dem flachen Lande aus. Schade ist es, daß man hier das Meer nirgends aus den Häusern, oder doch nur sehr unvollkommen aus Bodenkammern sieht. Die ganze Insel ist von Dünen, niedrigen Sandhügeln, umgeben, die man immer erst übersteigen muß, ehe man an das Ufer kommt. Auf diesen geht man dann aber auch, wenn es die Zeit der Ebbe ist, besser wie es sonst irgend auf dem Lande möglich ist. Der Boden ist fest wie eine Tenne, und doch elastischer und minder hart. Zwischen diesem in der Zeit der Fluth immer bespritzten Strande und den Dünen ist tiefer Sand, und wo diese Strecke sehr breit ist, da gleicht die Insel einer afrikanischen Wüste. Ein Bach ist nirgends, nur theils gegrabene, theils natürliche Brunnen süßen Wassers. Aber auch dies Wasser ist nicht sonderlich gut. In der Mitte, von den Dünen eingeschlossen, sind aber grüne Anger und Wiesen, auf denen Vieh weidet. Wirkliche hohe Bäume hat die Insel gar nicht, nur Gesträuch; höherem Wuchs widersetzen sich die Stürme, aber von diesem Gesträuch sind ganz hübsche Bosquets und einige gegen Sonne und Wind schützende Laubengänge angelegt. Es giebt auf der ganzen Insel nur ein, aber sehr ansehnliches Dorf. In diesem wohnen auch die Badegäste, in kleinen aber sehr reinlichen Wohnungen. Die Einrichtung ist hier schon mehr holländisch und englisch. Was diesen Fischer- und Schifferhäusern, denn das sind die Bewohner größtentheils, von außen ein gefälliges Aeußere und innerlich Freundlichkeit und Licht giebt, ist, daß die Fenster sehr groß sind, hölzerne Kreuze und große, helle und gut gehaltene Glasscheiben haben, viel besser, als dies bei uns manchmal selbst in größern Städten der Fall ist. Ein Haus gehört der Ba-

deanstalt selbst, in diesem wohne ich, es ist aber klein, und gewährt wenig Vorzüge gegen die Wohnungen bei den Dorfbewohnern. Die Badegesellschaft ist ziemlich zahlreich, obgleich die Furcht vor der Cholera Viele abhält in diesem Jahr, die Ost- und selbst die Nordseebäder zu besuchen. Für das Zusammenkommen der Badegäste giebt es ein eigenes Gebäude mit Versammlungssälen zum Speisen und zu Abendgesellschaften. Ich esse aber in meiner Wohnung, und bin erst einmal in jenem Saale gewesen. Doch giebt es einzelne Personen, die mich und die ich besuche. Was den Aufenthalt in diesem und in allen Seebädern in Vergleichung mit andern Bädern angenehmer macht, ist der Umstand, daß man hier nicht von so schweren Kranken und von so großen Krüppelhaftigkeiten hört und noch weniger sieht. Gegen solche Uebel ist das Seebad nicht geeignet, und da es auch immer, um Gebrauch davon machen zu können, noch gewisse Kräfte voraussetzt, so können so sehr kranke Personen es nicht benutzen. Ich sehe nur einen Mann hier, der auf Krücken geht, und sich, da der Weg zum Badestrande vom Dorfe nicht ganz nahe ist, in einer Senfte hintragen läßt. So können Sie sich nach der ausführlichen Beschreibung meines hiesigen Aufenthaltes ein anschauliches Bild meines Lebens machen.

Ich habe noch keinen Brief von Ihnen erhalten, glaube aber gewiß, daß ich morgen, wo Posttag für ankommende Briefe ist, einen erhalten werde. Ich lasse indeß den meinigen immer abgehen. Die Briefe bleiben hier ungewöhnlich lange aus. Ich bitte Sie, mir am 5. August hierher, wie ich Ihnen neulich schrieb, über Aurich zu schreiben. Mit der herzlichsten Theilnahme Ihr H.

Neunundzwanzigster Brief.

Tegel, den 1. Januar 1832.

Ich habe endlich, liebe Charlotte, durch Ihren Brief vom 16. Dezember Nachricht von Ihnen erhalten. Da ich sie früher erwartete, so fiel mir das Ausbleiben sehr auf. Besorgt war ich aber nicht, ich vermuthete eine zufällige Abhaltung, aber gewiß nicht die, daß Sie meinen Worten eine solche Deutung geben würden. Es ist wirklich eine ganz ungegründete Scheu, die Sie wünschen läßt, daß ich Ihnen immer den Tag bestimme, an dem Sie Ihren Brief absenden. An jedem Tage machen mir Ihre Briefe Freude.

Ich bin fortdauernd sehr wohl, und kann auch weniger über Schwächlichkeit klagen als sonst. Das Seebad hat mir offenbar wohl gethan, nur mit dem Schreiben geht es gleich langsam und schlecht, und die Stumpfheit der Augen nimmt doch zu. — —

Sie freuen sich, daß ich mich wieder heiter dem Leben zuwende, und da Sie liebevollen Antheil an mir nehmen, so können Sie sich allerdings meiner größeren Kräftigkeit freuen. Mit dem heitern Zuwenden zum Leben aber ist es eine eigne Sache. Es ist wahr und nicht wahr zugleich. Ich hatte mich niemals vom Leben abgewendet, dies zu thun ist ganz gegen meine Gesinnung, so lange man lebt, muß man das Leben erhalten, sich ihm nicht entfremden, sondern darein eingreifen, wie es die Kräfte und die Gelegenheit erlauben. Das Leben ist eine Pflicht, die man er-

füllen muß; man ist allerdings in der Welt, um glücklich zu sein, aber der Gutgesinnte findet sein höchstes Glück in der Pflichterfüllung, und der Weise trauert nicht, wenn ihm auch kein anderes wird, als was er sich selbst zu schaffen im Stande ist. In einem andern Sinne aber dem Leben zugewendet habe ich mich nicht. Die Aenderung, die das Gefühl größerer Kräftigkeit in mir hervorgebracht hat, ist die, daß es mich gewöhnt hat, da ich das Vermögen in mir dazu besitze, noch allerlei zu vollenden, was ich im Sinn habe, eingedenk der Ungewißheit der mir dazu übrig bleibenden Zeit. Die Folge ist also gewesen, daß ich noch haushälterischer mit meiner Zeit umgehe, und mich seit meiner Rückkehr von Nordernei noch einsamer zurückgezogen habe, mich noch anhaltender mit mir selbst beschäftige, und mir alles andere noch gleichgültiger in Beziehung auf mich ist. Die Heiterkeit am gegenwärtigen Augenblicke kann mir nicht wieder werden, seitdem meinem Leben etwas fehlt, für das es keinen Ersatz giebt, aber die Beschäftigung mit der Vergangenheit giebt mir eine sich immer gleich klare und ruhige Heiterkeit. Das Leben recht eigentlich in seinen guten und bittern Momenten durchzuempfinden, und das Tiefste und Eigenste, was die Brust in sich schließt, seinen äußeren Einwirkungen entgegen zu stellen, nannte ich oben eine Pflicht, und sie ist es gewiß, aber es wäre auch widersinnig es nicht zu thun. Das Dasein des Menschen dauert gewiß über das Grab hinaus, und hängt natürlich zusammen in seinen verschiedenen Epochen und Perioden. Es kommt also darauf an, die Gegenwart zu ergreifen und zu benutzen, um der Zukunft würdiger zuzureifen. Die Erde ist ein Prüfungs- und Bildungsort, eine Stufe zu Höherem und Besserem, man muß hier die Kraft gewinnen, das Ueberirdische zu fassen. Denn auch

die himmlische Seligkeit kann keine bloße Gabe sein und kein bloßes Geschenk, sie muß immer auf gewisse Weise gewonnen werden, und es gehört eine wohl erprüfte Seelenstimmung dazu, um ihrer durch den Genuß theilhaftig zu werden.

Es hat mich sehr geschmerzt, aus Ihrem Briefe zu ersehen, daß neue Trauerfälle Ihnen das Ende des Jahrs trüben, es hat mir um so mehr leid gethan, da Sie eben auf dem Wege waren, größere Heiterkeit zu gewinnen. Die Schicksale des Lebens gehen ihren Gang, scheinbar fühllos, fort. Ich habe in diesem Jahre drei sehr langjährige Freunde, einen älter als ich war, zwei jüngere verloren. Aber die Gewöhnlichkeit und Natürlichkeit dieser Fälle mildert den Schmerz nicht und wehrt nicht der Trauer. Die beklommene Brust fragt sich immer, warum, da so Viele länger leben, der Dahingegangene gerade vorangehen mußte. Was Sie von Ihrer ersten Erzieherin sagen, hat mich sehr gefreut und gerührt*). Jedes gutgesinnte Gemüth, geschweige denn zart und edel fühlende, bewahrt durch das ganze Leben willig gezollte Dankbarkeit für die Pfleger der Kindheit. Schon im Alterthum ist das wahr und schön beschrieben. Die Behandlung der Kindheit fordert Geduld, Liebe und Hingebung, und diese Jahre hindurch ihr gewidmet zu sehen, berührt, wie auch übrigens der Mensch sein mag, die weichsten und zartesten Saiten des Busens. Dies Gefühl ist im Ganzen sich immer gleich, der Unterschied beruht vorzüglich auf der Innigkeit des Empfindenden. Der Maßstab der Dankbarkeit ist aber der Grad der Liebe, den

*) Sie war es, die ich betrauerte. Wie wenig Interesse die Sache an sich auch hatte, wie trostreich war alles, was aus der edeln Feder floß.

der, an den sie knüpft, in das Geschäft legte. Viele, die bei Kindern sind, thun ihre Pflicht, aber das Herz ist nicht dabei, das merkt das Kind gleich. Ich fühle recht, daß es das war, was Sie in der Verlornen schätzten. Möge das neue Jahr Ihnen Heiterkeit und Freude bringen, Sie vor Verlusten in dem schon engen Kreise bewahren und über Ihre Stimmung, wie ernst sie auch manchmal sein möge, immer das freundliche Licht ausgießen, in dem man, wenn man auch das Leben nur als einen Weg zum Höheren ansieht, sich doch noch auch am Anblick des Weges erfreuet. Erhalten Sie mir auch Ihre liebevolle Anhänglichkeit, wie Ihnen meine unveränderliche und herzlichste Theilnahme immer gewidmet bleibt. Sein Sie auch nicht besorgt um mich, ich bin gerade so glücklich, wie ich jetzt lebe, und kann es nur so sein. Wenn mir die Einsamkeit und mein täglicher stiller Spaziergang bleibt, kann mir in den Aeußerlichkeiten des Lebens viel Unglück begegnen, ohne daß es mein Inneres berührt.

Leben Sie wohl! Der Ihrige. H.

Dreißigster Brief.

Tegel, den 2. Februar 1832.

Der heitre Ton Ihres lieben Briefes vom 12. Januar hat mir die größte Freude gemacht, und ich danke Ihnen, liebe Charlotte, recht herzlich und aufrichtig dafür. Ich habe diesen Brief schon lange bekommen, aber keinen zweiten, von dem Sie doch in diesem reden. Sie wollten ihn acht Tage später schreiben, wäre das geschehen, so müßte der Brief längst in meinen Händen sein.

Ich nehme immer den lebhaftesten und aufrichtigsten Theil an Ihnen, Ihrem Befinden und Ihrer Gemüthsstimmung, und so wäre mir die größere Heiterkeit, die aus Ihrem Briefe hervorleuchtet, immer noch ein Gegenstand großer, inniger Freude gewesen. Noch erfreulicher aber ist es, daß sie diese größere Ruhe, diese freudigere Erhebung des Gemüths, welche Sie in sich wahrnehmen, dem Einfluß, den ich auf Sie ausübe, und den Eindrücken meiner Briefe zuschreiben. Es soll mir unendlich lieb sein, wenn sie eine solche Kraft besitzen. Wenn dem so ist, wie ich denn gewiß glaube, und sicherlich keinen Zweifel in Ihre Worte setze, so entspringt es aus dem Gefühl und der Zuversicht, die Sie haben, und die Ihnen die einfache Natürlichkeit meiner Worte einflößen muß, daß, was ich sage, unmittelbar aus meinem Herzen kommt. In etwas andrem kann es nicht liegen. Es geht überhaupt mit allem Zuspruch in Belehrung, Tröstung und Ermahnung so. Das

Belehrende, Tröstende, Ermahnende, wenn es erfolgreich ist, und dem in das Gemüth und die Seele dringt, an welchen es gerichtet ist, liegt nur zum kleinsten Theil in den dargestellten Gründen selbst. Vielmehr schon ruht die Wirkung in dem Ton und dem begleitenden Ausdruck, weil dieser der Persönlichkeit angehört. Denn eigentlich kommt alles auf diese an, das ganze Gewicht, was ein Mensch bei einem andern hat, theilt sich demjenigen was er sagt mit, und dasselbe im Munde eines Andern hat nicht die gleiche Wirkung. Sie müssen es also den Gesinnungen zuschreiben, die Sie für mich so liebevoll hegen, wenn meine Worte vorzugsweise Eindruck auf Ihr Gemüth machen. Er freut mich aber ungemein, wenn Sie sagen, daß ich Ihnen in Trost und Ermuthigung gerade das zubringe, was Ihrer Stimmung angemessen ist. Ein natürlicher Hang hat mich schon sehr früh im Leben auf das Streben geleitet, in jeden Charakter und in jede Individualtät so tief einzugehen, als möglich war, um mich möglichst in ihre Denkungs-, Empfindungs- und Handlungsweise zu versetzen, und was Sie mir sagen, ist mir ein neuer Beweis, daß mir mein Bestreben nicht ganz mißlungen ist. Es ist aber nicht genug, die Ansichten der Menschen zu kennen, man muß auch zu bestimmen verstehen, wie sie sich zu denen verhalten, die man als die unbedingt richtigen, hohen und von allen den einzelnen Individualitäten immer anklebenden Einseitigkeiten freier anzusehen hat, und danach die Richtung des Individuums lenken. Auf diesem Wege muß man dahin gelangen, jedem Einzelnen nicht bloß verständlich zu werden, sondern ihn auch auf diejenige Weise zu berühren, welche gerade für seine Empfindungsart die passendste und angemessenste ist. Man braucht aber bei diesem Gange nie seine eigne Natur weder aufzugeben, noch zu verleugnen, auch nicht die

fremde unbedingt für die einzig beifallswürdige anzusehen. Da man immer von dem Punkte ausgeht, und wieder dahin zurück kommt, wo sich alle Individualitäten ausgleichen und vereinigen, so fallen die schneidenden Kontraste von selbst weg, und es bleibt nur das mit einander Verträgliche übrig. Es ist wirklich das Wichtigste, was das Leben darbietet, sich nicht in sich zu verschließen, sondern auch ganz verschiedenen Empfindungsweisen so nahe als möglich zu treten. Nur auf diese Art würdigt und beurtheilt man die Menschen auf ihre und nicht auf seine eigne, einseitige Weise. Es beruht auf dieser Manier zu sein, daß man Respekt für die abweichende des Andern behält und seiner innern Freiheit niemals Gewalt anzuthun versucht. Es giebt außerdem nichts, was zugleich den Geist und das Herz so anziehend beschäftigt, als das genaue Studium der Charaktere in allen ihren kleinsten Einzelnheiten. Es schadet sogar wenig, wenn diese Charaktere auch nicht gerade sehr ausgezeichnete oder sehr merkwürdige sind. Es ist immer eine Natur, die einen innern Zusammenhang zu ergründen darbietet, und an die ein Maßstab der Beurtheilung angelegt werden kann. Vor allem aber gewährt einem diese Richtung den Vorzug, die Fähigkeit zu gewinnen, den Menschen, mit denen man in Verbindung steht, innerlich in aller Rücksicht mehr sein zu können.

Was Sie mir von den Aeußerungen einiger Menschen über Todesfälle schreiben, habe ich sehr merkwürdig gefunden. Die Betrachtung, daß dem Verstorbenen wohl ist, wird sehr oft nur als ein Vorwand vorgebracht, seine eigne Gleichgültigkeit zu beschönigen. So wahr auch übrigens der Satz gewiß ist, so läßt er sich nicht einmal immer anwenden. Auch der Verstorbene ist oft zu beklagen, daß er so früh oder gerade in dem Augenblicke, wo er

starb, hinweggerissen wurde. Eine junge Person hätte gern länger gelebt; eine Mutter wäre gern bei ihren Kindern geblieben, und hundert Fälle der Art. Für den Zustand jenseits giebt es kein zu früh oder zu spät, die Spanne des Erdenlebens kann dagegen gar nicht in Betrachtung kommen. Die Wehmuth, die das Herz bei Todesfällen geliebter oder geschätzter Personen erfüllt, ist eine Empfindung, die mit vielen im Gemüth zugleich zusammen hängt. Es ist wohl der Zurückbleibende, der sich selbst beklagt, aber es ist weit mehr noch, als dies, immer mehr oder weniger auf sich selbst und sein Glück bezogene Empfindung. Wenn der Todte ein sehr vorzüglicher Mensch war, so betrauert man gleichsam die Natur, daß sie einen solchen Menschen verlor. Alles um uns her gewinnt eine andere und schwermüthige Farbe, durch den Gedanken, daß der nicht mehr ist, der für uns allem Licht, Leben und Reiz gab, es ist nicht mehr das einzelne Gefühl, daß uns der Dahingegangene so und so glücklich machte, daß wir diese und jene Freude aus ihm schöpften, es ist die Umwandlung, die unser ganzes Wesen erfahren hat, seit es den Weg des Lebens allein verfolgen muß. Für ein tiefer empfindendes Herz liegt auch darin ein höchst wehmüthiges Gefühl, daß das Schicksal so enge Bande zerreißen konnte, daß die innere Verschwisterung der Gemüther nicht den Uebrigbleibenden von selbst dem Vorangegangenen nachführte. Ich begreife, daß dies Gefühl nur in Wenigen so lebendig sein, nur auf wenige Fälle passen könne. Aber auch ganz einfache Fälle, selbst unbedeutende, nur harmloser und guter Menschen, wenn sie auch kaum eine Lücke in der Reihe der Zurückgebliebenen zu machen scheinen, erregen doch immer Wehmuth und Schmerz, die in einem irgend fühlenden Gemüth nicht so leicht und nicht so bald verklingen. Das Leben hat seine unverkennba-

ren Rechte, und es giebt nichts Natürlicheres als den Wunsch, wo möglich mit Allen, die man liebt und schätzt, zusammen darin zu bleiben, und den Schmerz, den nie endenden, wenn dies Band zerrissen wird. Die zu große Ruhe bei dem Hinscheiden geliebter Personen, wenn sie auch nicht aus Gefühllosigkeit, sondern aus christlicher Ergebung entspringt, ja die unnatürliche Freude, daß sie ins Himmelreich eingegangen sind, zeigen immer von einem überspannt frömmelnden Gemüth, und ich habe niemals damit sympathisiren können.

Die guten Nachrichten von Ihrer gestärkten Gesundheit haben mir lebhafte Freude gemacht. Suchen Sie nur ja sich recht viel Bewegung zu machen. Dieser so ungewöhnlich gelinde Winter ladet doppelt dazu ein. Ich erinnere mich seit Jahren keines ähnlichen. Es ist wenigstens hier gar kein Schnee mehr. Wunderbar aber ist es, daß der See, der mehr als eine Meile im Umkreise hat, und in dem ich bloß fünf Inseln besitze, noch immer fest zugefroren ist. Die nächste Stadt von hier ist Spandau, die gerade an der gegenüberstehenden Seite des Sees liegt. Nun kommen alle Tage eine Menge Schrittschuhläufer von dort zum Vergnügen hierher, auch Frauenspersonen in Handschlitten, die von Schrittschuhläufern gestoßen werden. Dies geschieht alle Jahre, aber fast in jedem Jahre verunglückt auch einer bei solcher Postreise. Sie setzen nämlich diese Ueberfahrten zu lange, wenn auch schon Thauwetter ist, fort, und kommen dann auf schwache, einbrechende Stellen. Diese Beispiele vermögen aber die Andern nicht abzuschrecken.

Mein Befinden ist sehr gut, ich habe kaum einmal einen Schnupfen in diesem Winter gehabt, aber ich mache mir viel Bewegung, und das thut mir immer ungemein wohl.

Ich bin im Schreiben dieses Briefes gestört worden, und endige ihn erst heute, den 6. Februar. Leben Sie herzlich wohl, mit inniger Theilnahme und Freundschaft der Ihrige. H.

Einunddreißigster Brief.

Tegel, den 7. März 1832.

Ich habe zwei liebe Briefe von Ihnen zur Beantwortung vor mir, und fange in meiner Erwiederung zuerst mit dem an, womit Sie enden, mit dem Duell. Ich habe die erste Nachricht davon durch Sie erfahren, da ich Zeitungen sehr unordentlich und oft in vier und sechs Wochen gar keine lese. Das wird Ihnen unglaublich scheinen. Aber die sogenannten großen Begebenheiten bieten seit Jahren so wenig dar, woran sich das Gemüth innerlich interessiren könnte, daß mir sehr wenig daran liegt, sie früher oder später oder auch gar nicht zu erfahren. In solche Periode des Nichtlesens war jene unselige Geschichte gefallen. Ich habe bis jetzt nicht erfahren können, ob es der St. war, an dem Sie Theil nehmen, und der hier war. Man vermuthet es aber, da er solchen Zufällen nicht aus dem Wege ging, vielmehr sich wenig in Acht nahm, sie selbst herbei zu führen, ich werde Ihnen aber sichere Auskunft darüber verschaffen. Ich habe ihn kaum gekannt, er war aber hier, trotz mancher Sonderbarkeiten, geliebt, und auch jetzt höre ich, daß die selbst noch ungewisse Nachricht viel Theilnahme erweckt.

Mit den Duellen ist es übrigens eine eigne Sache. Viele, und deren mag St. allerdings mehrere gehabt haben, sind freilich bloße Jugendthorheiten. Allein mit andern verhält es sich doch anders. Sie sind ein nothwen-

diges Uebel, und in ihnen selbst liegt eine edle Art einen einmal unheilbaren Zwiespalt zu lösen und abzumachen. Im Volke ziehen sich Feindschaften mit Erbitterung und Rachsucht Jahre lang hin. Der Zweikampf, der nicht immer lebensgefährlich ist, und oft ganz unblutig abgeht, führt schnell die Versöhnung herbei und endet allen Groll.

Sie haben, liebe Charlotte, sehr lange der Sterne nicht erwähnt, aber gewiß versäumen Sie solche nicht. Ich habe sie nie schöner als dies Jahr gesehen. Die Gegend um den Orion ist bezaubernd. Ich habe an zwei schönen Abenden meinen Spaziergang bis zur recht späten Sternenzeit verlängert und einen großen Genuß gehabt. Von jeher habe ich meine Spaziergänge gern so eingerichtet, daß der Sonnenuntergang die größere Hälfte desselben beschließt. Es hat etwas so Liebliches die Dämmerung nach und nach untergehen zu sehen. Die Nacht hat überhaupt manche Vorzüge vor dem Tage. Eine stürmische ist erhabener, und eine sanfte und stille zieht das Gemüth ernster und tiefer an. Die kleinern Sterne entgehen nur jetzt meinen Augen, und man gewinnt doch nur dann eine richtige Ansicht der Sternbilder, wenn man auch die kleineren Sterne darin aufsuchen kann. Vormittags ists eigentlich wärmer und in gewisser Art, besonders im Winter, besser zu gehen. Ich thue es aber nie, oder höchstens wenn mich jemand, was ich aber gar nicht liebe, um die Tagszeit besucht. Ueberhaupt ist es eine große Rettung vor langweiligen Besuchen auf dem Lande, den Schauplatz ins Freie zu verlegen. Die langweiligen Töne verhallen leichter in der weiten Luft, und man hat mehr Zerstreuung um sich her, indem man ihnen ein halbes Ohr leihet.

Die Betrachtungen, welche Ihr Brief vom 1. Februar über das verflossene Jahr und die Resultate enthält, die

es auf Sie gehabt, haben mich sehr interessirt und gefreut; ich wünsche, daß Sie darauf zurück kommen, und würde es Ihnen Dank wissen. Haben Sie aber Gründe, nicht näher darauf einzugehen, so lassen Sie meine Frage unerwähnt; ich will Ihnen keine Geständnisse abdringen, die Ihnen unangenehme Empfindungen erregen. Den ernsten Blick in sein Inneres bedarf jeder, er muß dem Entschluß des Handelns voraus gehen und ihn läutern, auch hat man über keinen Gegenstand alle Momente zur Beurtheilung so vollständig und richtig beisammen, da man nur in den eignen Busen hinab zu steigen braucht. Zwar kann auch das täuschen, man beschönigt die Schwächen, oder vergrößert aus einer andern Verirrung der Eitelkeit die Schuld seiner Fehler, denn allerdings findet die Beurtheilung dadurch Schwierigkeit, daß der Gegenstand der Beurtheilung das eigne Ich ist. Wenn man aber mit schlichter Einfachheit des Herzens und in der reinen und ungeheuchelten Absicht die Prüfung unternimmt, um vor sich und seinem Gewissen gerechtfertigt dazustehen, so hat man von jener Gefahr nichts zu fürchten. Und ein lebendiges Bild seines Innern muß sich jeder immer machen. Es ist gewissermaßen der Punkt, auf den sich alles andere bezieht. Man muß bei dieser Selbsterforschung nicht streng nur bei demjenigen stehen bleiben, was Pflicht und Moral angeht, sondern sein inneres Wesen in seinem ganzen Umfange und von allen Seiten nehmen. Wirklich ist es ein viel zu beschränkter Begriff, wenn man sich selbst gleichsam vor Gericht ziehen und nach Schuld und Unschuld fragen will. Die ganze Veredlung des Wesens, die möglichste Erhebung der Gesinnungen, die größte Erweiterung der innern Bestrebungen ist eben sowohl die Aufgabe, die der Mensch zu lösen hat, als die Reinheit seiner Handlungen. Es

giebt auch im Sittlichen Dinge, die sich nicht bloß unter den Maßstab des Pflichtmäßigen und Pflichtwidrigen bringen lassen, sondern einen höhern fordern. Es giebt eine sittliche Schönheit, die so wie die körperliche der Gesichtszüge, eine Verschmelzung aller Gesinnungen und Gefühle, einen freiwilligen Zusammenhang derselben zu geistiger Einheit erheischt, die sichtbar zeigt, daß alles Einzelne darin aus Einem aus der innersten Natur stammenden Streben nach himmlischer Vollendung quillt, und daß der Seele ein Bild unendlicher Größe, Güte und Schönheit vorschwebt, das sie zwar niemals erreichen kann, aber von da immer zur Nacheiferung begeistert, zum Uebergang in höheres Dasein würdig wird. Auch die Entwickelung der intellektuellen Fähigkeiten bis zu einem gewissen Grade gehört zu der allgemeinen Veredlung. Aber ich bin ganz Ihrer Meinung, daß dazu nicht gerade vieles Wissen und Bücherbildung gehört. Das aber ist wirklich Pflicht und ist auch dem natürlichen Streben jedes nicht bloß an der irdischen Welt, ihrem Gewirre und Tand hängenden Menschen eigen, in den Kreis von Begriffen, den er besitzt, Klarheit, Bestimmtheit und Deutlichkeit zu bringen, und nichts darin zu dulden, was nicht auf diese Weise begründet ist. Das kann man wohl das Denken des Menschen nennen. Dazu ist das Wissen nur das Material. Es hat keinen absoluten Werth in sich, sondern nur einen relativen in Beziehung auf das Denken. Der Mensch sollte nicht anders lernen, als um sein Denken zu erweitern und zu üben, und Denken und Wissen sollten immer gleichen Schritt halten. Das Wissen bleibt sonst todt und unfruchtbar. In Männern findet sich das sehr oft, ja man möchte es als die Regel ansehen. Es fällt aber weniger auf, weil schon ihr Wissen gewöhnlich zu andern äußeren Zwecken und Nutzen,

wenigstens eine Anwendung findet. Aber ich habe es auch bei Frauen gefunden, und da erregt das Mißverhältniß des Denkens zum Wissen ein viel größeres Mißbehagen. Ich kenne, von meiner frühesten Jugend an und vor der Universität, eine Frau dieser Art, der ich durch alle Perioden ihres Lebens gefolgt bin. Sie kennt sehr gründlich die alten und die meisten neuern Sprachen, ist frei von aller Eitelkeit und Affektation, versäumt nie über den Büchern eine häusliche Obliegenheit, hat aber durch ihr Wissen nichts an Interesse gewonnen. Wenn sie gleich die ersten und schwersten Schriftsteller aller Nationen gelesen hat, schreibt sie darum doch keinen Brief, der einem sonderlich zusagen könnte. Sie bemerken ganz recht in dieser Beziehung, daß Christus seine Jünger aus der Zahl ungebildeter und unwissender Menschen wählte. Es hing aber auch mit den Zwecken und der Natur der Religion, die er stiften wollte, zusammen, und in dem Volke, in dem er auftrat, gab es in jener Zeit kein anderes Wissen als ein todtes und mißverstandenes. Es gab nur Schriftgelehrte, welche das Auslegen der heiligen Bücher auf eine spitzfindig-hochmüthige Weise mit Bedrückung und Verachtung des Volks trieben.

Erhalten Sie Ihre Gesundheit und heitre Gemüthsstimmung. Mit unveränderlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Zweiunddreißigster Brief.

Tegel, den 5. Mai 1832.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren ausführlichen Brief empfangen, und danke Ihnen innig dafür. Sie werden unzufrieden sein, daß ich ihn so spät beantworte, da Sie meines tröstenden Zuspruchs bedürftig und leidend waren, und mich um baldige Antwort baten. Es war auch mein fester Vorsatz Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich wollte Ihnen aber eigenhändig schreiben, und mit eigenhändigen Briefen hänge ich jetzt gar sehr von Zeit und Umständen ab. Bei der Langsamkeit, womit ich schreibe, mache ich in einer Stunde nicht viel, und wenn ich nicht einen vollen freien Nachmittag vor mir habe, fange ich keinen Brief an, und in einem Nachmittag endige ich keinen, der es werth ist, eigenhändig geschrieben zu werden.

Diese Abhängigkeit von Andern, gerade in demjenigen, worin die Freiheit am wünschenswürdigsten, ja selbst am nothwendigsten ist, im Schreiben, gehört zu den unangenehmsten und störendsten Folgen kränklicher Schwäche. Denn es gehört doch mehr der Kränklichkeit als dem Alter an. Ich bin auch vernünftig genug, darin keine wahre Besserung weder von selbst, noch von Mitteln zu erwarten. Ich bin sehr zufrieden, wenn die Verhinderung nicht zunimmt und nicht lästiger wird. Eben so mit den Augen. Die meisten Leute machen sich selbst bloß durch übertriebene Forderungen an das Schicksal unzufrieden. Bei den Kla=

gen, daß sie etwas aufgeben müssen, was sie früher genossen, vergessen sie innerlich dafür dankbar zu sein, daß sie es bis dahin ungestört genossen.

Es hat mir sehr leid gethan, liebe Charlotte, daß Sie eine so schmerzlich unruhige Zeit bei sich verlebt haben, und daß Sie Augenzeuge eines so schmerzhaften Krankenlagers sein mußten, das doch endlich zum Tode führte*).

Gleich lebhaften Antheil habe ich an Ihrem eignen, durch die Gemüthsbewegungen und Anstrengung erfolgten Uebelbefinden genommen, und freue mich, daß Sie mir beim Schluß Ihres Briefes und beim Abgang desselben sagen, daß Sie sich wieder ziemlich hergestellt fühlen.

Was Sie mir vom sanften und heitern Ansehen im Tode, selbst nach einem so schweren Todeskampf sagen, bemerkt man wohl bei allen Todten. Bei einigen geht es wie ins Verklärte über. Es mag auch Fälle des Gegentheils geben, wo der Ausdruck der Leidenschaft oder gräßlicher Leiden auch im Tode nicht erlischt, und auf den Schlachtfeldern 1813 und 1815 habe ich wohl dergleichen, aber auch viele Gefallene voll edler Ruhe in den Zügen gesehen. Diese Verschönerung im Tode, denn so kann man es wohl nennen, ist ein Vorrecht des Menschen. In den Thieren findet sich das Gegentheil; das schönste, mu-

*) Hier folgt die Leidens- und Krankengeschichte eines armen Kindes, die nur deswegen erwähnt werden kann und darf, da sie Veranlassung ist, daß sich so tröstliche Ideen daran knüpfen.

thigste, edelste Pferd sieht auf dem Schlachtfelde häßlich und widerwärtig aus.

Der Grund liegt doch wohl in dem Eindruck, den die Seele auf die Züge des Gesichts macht. Dieser Eindruck, wenn die Gemüthsart sonst unverdorben war, ist in sich nun natürlich ruhig, sittlich rein, und selbst bei Personen von geringen Geistesgaben bis auf einen gewissen Punkt edel. Im Leben wird er durch die augenblicklichen Erregungen des Gemüths, durch die Umstände immer mehr oder weniger aus dem Gleichgewicht gebracht. In dem Leiden einer Krankheit ist das doppelt der Fall. Mit dem Tode weicht nun jener augenblickliche Einfluß auf die Züge, der ursprüngliche, durch das ganze Gemüth bewirkte aber bleibt und erhält sich, so lange die körperliche Gestalt der Theile nicht zerfällt, auch ohne die fortdauernde Anwesenheit des Gemüths, gleich einem eingeprägten Bilde. In diesem muß dann natürlich eine vollkommene Ruhe liegen, da das bewegliche Leben in den ewigen Schlummer eingewiegt ist. Vielleicht hat aber auch die Erscheinung einen schöneren und höheren Grund. Wir sehen — und können nicht anders — den Tod als ein Scheiden der Seele, eine Befreiung derselben von den Banden des Körpers an. Wir wissen aber durchaus nicht, was aus der fliehenden wird. Vielleicht ändert sie schon im Augenblicke, wo sie den Körper verläßt, ihre irdische Natur und wirft nun einen scheidenden Strahl auf die Zurückbleibenden, dessen Licht wir in den immer den Seeleneindrücken folgsamen Gesichtszügen erblicken. Alles in diesen letzten Momenten ist wunderbar und unbegreiflich, und wenn wir uns auch selbst darin befinden werden, werden wir doch auch mit der größten Besonnenheit nichts mehr davon wissen und erfahren, denn gewiß endigt sich zunächst nur das Leben in völliger

Bewußtlosigkeit. Die Natur wirft einen dichten Schleier über ihre Verwandlungen.

Ich bekomme so eben Ihren am ersten Ostertag angefangenen und am ersten Mai abgegangenen Brief. Mit großer Freude sehe ich daraus, daß Sie sich wenigstens frei von Krankheit fühlen. Die Kräfte werden ja auch wieder kommen.

Daß Sie das gute, arme Mädchen, das bei Ihnen herangewachsen und ganz Ihrer Sorge hingegeben war, überall vermissen, begreife ich ganz. Sie müssen doch aber suchen, sie bald zu ersetzen. Ich habe oft die Erfahrung gemacht, kein Mensch ist unersetzbar in Geschäften, und das ist ein sehr edler und menschenfreundlicher Glaube. Man betrauert nun einen Gestorbenen nicht, weil man durch ihn etwas Aeußeres verliert, sondern bloß um sein selbst, um seines Innern willen. Denn Treue, Liebe, Anhänglichkeit, das sind die wahrhaft unersetzlichen Dinge, die man durch den Tod wirklich verliert und betrauert.

Suchen Sie sich zu stärken und Ihren Geist zu erheitern, und sein Sie meiner herzlichsten und aufrichtigsten Freundschaft gewiß. H.

Daß Sie im Gemüthe sich wieder gestärkt fühlen, ist mir eine große Freude, und noch mehr, daß Sie mir einigen Antheil daran zuschreiben. Ich habe bei unserm Briefwechsel nie eine Absicht für mich gehabt, und habe daher alles, was unter uns zur Sprache kam, immer mit völligster Unpartheilichkeit in Betrachtung ziehen können. Dann glaube ich aber auch viel mehr, als die meisten andern mir an Talent sonst überlegenen Männer, das was sich auf den Zusammenhang der Gesinnungen und Empfindun-

gen im Menschen bezieht, studirt und erforscht zu haben. Ich habe von jeher viel an mir selbst gearbeitet, und weiß also was im Herzen vorgeht und vorgehen kann. Ich habe es von jeher an mir selbst nicht leiden können, in meinem innern Dasein etwas anderes als mich selbst zu brauchen. Darum kenne ich, was Kraft und Haltung zu geben vermag. So begreife ich, was Sie, liebe Charlotte, obgleich Sie es viel zu hoch stellen, von meinen Briefen sagen und rühmen. Es kommt nur von den zwei Umständen her, daß es auf der einen Seite klar und bestimmt gedacht, und auf der andern durch die innere Erfahrung bewährt ist.

Sie bemerkten in einem früheren Briefe, daß Ihnen der Stolz im Leben viel zu thun gemacht habe. Die Unterdrückung des Stolzes ist allerdings sehr lobenswerth, und es freuet mich, wenn es Ihnen damit so ganz gelungen ist. Der Stolz, den man wirklich nicht aufgeben soll, bleibt jedem Rechtlichgesinnten dennoch. Diesen sollte man aber nicht Stolz, sondern richtig abgewägtes Selbstgefühl nennen. Es ist eigentlich dies die Erhebung des Gemüths, welche daraus entsteht, daß es fühlt, daß éine würdige Idee sich mit ihm vereinigt, sich seiner bemächtigt hat. Der Mensch ist da eigentlich stolz auf die Idee, auf sich nur in so fern, als die Idee Eins mit ihm geworden ist.

Man vermeidet die Abwege, wohin der Stolz führt, am leichtesten und sichersten, wenn man sich in allem Thun und Lassen recht natürlich gehen läßt, jede Aeußerung des Stolzes streng wegweis't, aber darauf nicht weiter Werth legt, sondern es als etwas ansieht, das sich von selbst ver-

steht, wo man Recht haben würde, sich Vorwürfe zu machen, wenn man anders gehandelt hätte.

Es freut mich, daß Sie des Saturns erwähnen. Ich sehe ihn auch in diesen Wochen immer mit Vergnügen. Das Wiederkehren der Planeten nach einer Reihe von Jahren bei denselben Sternbildern hat etwas sehr Bewegendes im Leben. Für den Saturn hat man übrigens, noch von den Astrologen her, eine geringere Zuneigung. Aber den Jupiter erinnere ich mich mehrmals im Löwen gesehen zu haben, das erstemal in einer sehr glücklichen Zeit meines Lebens.

Sie werden, wie es schon hätte früher geschehen sollen, nächstens meinen Briefwechsel mit Schiller empfangen. Ich habe Ordre gegeben, daß er Ihnen geschickt wird. Vor meinem Briefwechsel werden Sie eine Einleitung über Schiller und seine Geistesentwickelung finden, die Ihnen, wenn Sie seine Schriften dabei haben, zum Leitfaden dienen kann. Ich gehe darin seine Werke von den frühesten bis zu den spätesten durch, und zeige wie er von dem einen zu dem andern übergegangen und gekommen ist. Auch die Briefe handeln fast ganz von Schillers Arbeiten, die er gerade in jenen Jahren machte, und mir nach und nach, wenn ich abwesend war, mittheilte. Schwerlich hat je jemand Schiller so genau gekannt als ich. Es haben ihn sehr Wenige so lang und so nahe gesehen. Mit einem Manne wie er, der nicht zum Handeln, sondern zum Schaffen durch Denken und Dichten geboren war, heißt sehen — sprechen, und ganze Tage und Nächte haben wir eigentlich mit ein-

ander sprechend zugebracht. Wenn daher auch der Jahre, die wir mit einander verlebten, so viele nicht waren, so war des Zusammenlebens doch sehr viel.

Die Lieblichkeit des Wetters dauert fort, auch fängt alles an zu knospen und zu keimen.

Leben Sie recht wohl, mit unveränderlicher Theilnahme und Freundschaft der Ihrige. H.

Dreiunddreißigster Brief.

Tegel, den 4. Juni 1832.

Ich habe seit meinem letzten Briefe an Sie, liebe Charlotte, keine Zeile empfangen, und läugne nicht, daß ich nicht ohne alle Besorgnisse bin. Vielleicht aber kommt noch, ehe ich meinen Brief schließe, einer von Ihnen an. Vorerst will ich Ihrer Versicherung vertrauen, daß wenn Sie auch einmal selbst nicht schreiben könnten, Sie immer Mittel hätten mir Nachricht zukommen zu lassen. Ich schreibe Ihnen aber doch und halte meinen Brief nicht auf. Es kommt mir immer sehr unfreundlich vor, wenn man bei gegenseitigen geneigten Gesinnungen so Brief um Brief rechnet, und nicht eher wieder geben will, als man empfangen hat, auch kommt man nur in größere Unregelmäßigkeit. Endlich haben Sie mir so oft gesagt, daß Ihnen meine Briefe Freude machen, und so wird es Ihnen lieb sein, wenn Sie nicht warten dürfen. Den nächsten aber muß ich Sie bitten so abzusenden, daß er am 25. d. M. hier ankommt. Ich reise nämlich wieder ins Seebad nach Nordernei und reise vermuthlich schon am 1. Juli von hier ab, und wünsche kurz vorher noch einen Brief von Ihnen, liebe Charlotte, zu erhalten. Ich gehe recht ungern an diese Reise, nicht daß mir Nordernei oder das Baden in der See zuwider wäre, aber ich verlasse ungern Tegel, meine gewohnte Lebensart, und störe mich sehr ungern in wichtigen wissenschaftlichen Arbeiten, welchen ich unausgesetzt

den besten Theil meines Tages widme und die jetzt das Hauptinteresse meines Lebens ausmachen. Nicht nur, daß mein Arzt auf die Kur besteht, ich fühle auch selbst, daß sie mir nothwendig und gut ist. Die kranken und störenden Zustände, die das Bad verringert hatte, sind nach und nach wieder bedeutender geworden. Ich wundere mich darüber nicht. Wenn man durch irgend etwas auf den Punkt gekommen ist, wo die Jahre, mehr oder minder vorgerückt, auf die Kräfte und die Gesundheit einen sichtlich alterirenden Einfluß ausüben, so muß man körperliche Schwächen und selbst ernsthaftere und beschwerlichere Uebel, als nicht wegzuräumende Bedingungen, mit in das Dasein aufnehmen, in das man alsdann tritt. Das empfinde ich deutlich, und würde nicht klagen, wenn die Beschwerden auch wirklich viel größer wären. Nordernei hat mir im vorigen Jahre doch sehr wohl gethan. Ich leide wahrscheinlich an einer krankhaften Beschaffenheit des Rückenmarks, und dagegen, nicht gerade um das Uebel selbst ganz zu heben, aber um den Fortschritten entgegen zu arbeiten, ist das Seebad und besonders der Wellenschlag so wohlthätig. So gebe ich jetzt doch lieber zwei Monate hin, um wieder eine Reihe anderer mit größerer Rüstigkeit arbeiten zu können.

Den 5.

Ich wurde unterbrochen, und habe nun, wie ich es gewiß hoffte, indeß Ihren Brief empfangen, und danke Ihnen recht herzlich für alles, was er enthält. Der liebevollen Theilnahme, worin Sie den Wunsch aussprechen, meine kranken Zustände genauer zu kennen, bin ich schon zuvorgekommen, wie Sie auf der andern Seite gesehen haben.

Ich finde es sehr natürlich, daß Sie ernst gestimmt sind. Es liegt an und für sich im denkenden Menschen, ist den zunehmenden Jahren mehr noch eigen, und die Ihnen schon besonders eigenthümliche Neigung. Nun das mancherlei Traurige, das Sie früher, das häusliche Ereigniß, das Sie kürzlich betroffen, war wohl dazu gemacht, solche Stimmung sogar zu erzeugen, wenn sie selbst nicht schon vorhanden war.

Ueber den Tod und das Verhältniß desselben zum Leben kann ich aber doch nicht ganz in Ihre Ideen eingehen. Niemand kann ihn weniger fürchten als ich, auch hänge ich nicht an dem Leben, dennoch ist mir eine Sehnsucht nach dem Tode fremd; obwohl sie edlerer Art ist als Ueberdruß am Leben, dennoch ist sie zu mißbilligen. Das Leben muß erst, so lange es die Vorsehung will, durchgenossen und durchgelitten, mit einem Wort, durchgemacht sein, und zwar mit völliger Hingebung, ohne Unmuth, Murren und Klagen durchgeprüft sein. Es ist ein wichtiges Naturgesetz, das man nicht aus den Augen lassen darf, ich meine das der Reife zum Tode. Der Tod ist kein Abschnitt des Daseins, sondern bloß ein Zwischenereigniß, ein Uebergang aus einer Form des endlichen Wesens in die andere. Beide Zustände, hier und jenseits, hängen also genau zusammen, ja, Sie sind unzertrennlich mit einander verbunden, und der erste Moment des Dort kann sich nur wahrhaft anschließen, wenn der des Scheidens von hier, nach der freien Entwickelung des Wesens, wahrhaft der letzte gewesen ist. Diesen Moment der Reife zum Tode, oder der Unmöglichkeit hier weiter zu gedeihen, kann keine menschliche Klugheit berechnen, kein inneres Gefühl anzeigen. Dies zu versuchen wäre nur eine eitle Vermessenheit menschlichen Stolzes. Nur der, welcher das ganze Wesen

zu durchschauen und zu erkennen im Stande ist, kann dies, und ihm die Stunde anheimzustellen, und seiner Bestimmung auch nicht einmal durch heftige Wünsche entgegen zu kommen, ist Gebot der Pflicht und der Vernunft. Glauben Sie mir sicherlich, wenn Sie auch diese Ansichten manchmal strenge nannten, daß sie es allein sind, was uns in tiefem Seelenfrieden durch das Leben führt, und uns als treue Stütze nie verläßt. Das Erste und Wichtigste im Leben ist, daß man sich selbst zu beherrschen sucht, daß man sich mit Ruhe dem Unveränderlichen unterwirft, und jede Lage, die beglückende wie die unerfreuliche, als etwas ansieht, woraus das innere Wesen und der eigentliche Charakter Stärke schöpfen kann. Daraus entspringt dann die Ergebung, die Wenige hinreichend haben, obgleich Alle sie zu haben glauben. Fast Alle setzen der Ergebung ein gewisses Maß, und glauben der Verpflichtung dazu überhoben zu sein, wenn dies Maß überschritten ist, oder ihnen scheint. Aus der wahren Ergebung, die immer die Zuversicht mit sich führt, daß eine unwandelbare, immer gleiche Güte auch die unerwartetsten, widrigsten Geschicke zu einem heilbringenden Ganzen verknüpft, geht die ernste aber heitre Milde in der Ansicht eines auch oft gestörten und getrübten Lebens hervor. Diese Heiterkeit sich zu erhalten oder in sich zu schaffen, sollte man immer alles nur irgend vom Willen Abhängige versuchen. Man kann es nicht immer ganz erreichen, auch nicht in allen Momenten des Lebens, sie läßt sich auch eigentlich nicht hervorbringen, sondern muß sich von selbst in der Seele erzeugen. Sie bleibt aber da nicht aus, wo ihr der Boden vorbereitet ist, und diese Vorbereitung liegt hauptsächlich in einer besonnenen, von Selbstsucht freien, ruhigen Stimmung des Gemüths. Diese hat man durch Vernunft und Willenskraft in seiner

Gewalt, dahin kann und muß eigentlich Uebung und Vorsatz führen. Zur Beruhigung des Gemüths trägt angemessene Beschäftigung viel bei. So kann und darf eigentlich nichts in der Seele vorgehen, was der Mensch nicht nach vorgegangener Prüfung darin duldet oder unterdrückt.

Leben Sie wohl, und sein Sie meiner unwandelbaren Theilnahme gewiß. H.

Vierunddreißigster Brief.

Tegel, den 26. Juni 1832.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren so freundlichen Brief vom 17. d. M. empfangen, und danke Ihnen herzlich dafür. Sie erkundigen sich so liebevoll nach meiner Gesundheit. Ich kann im Ganzen dem Schicksal nicht genug danken für meinen Gesundheitszustand. Ich leide eigentlich gar nicht, kann mich über nichts beschweren, und sehe nach dem Urtheile Aller, sowohl derer, die mich täglich, als derer, die mich von Zeit zu Zeit sehen, wohl und gar nicht krank aus *).

Sie bemerken sehr richtig, daß diese Zufälle nicht gleich nach dem Verluste, den ich erlitten, so stark waren, sondern erst nach und nach allmählich geworden sind. Wirklich verhält es sich so. Wer in einem solchen Ereigniß wirklich den Verlust, und einen solchen, an dessen Stelle in gar keiner Art irgend etwas Anderes treten kann, fühlt, der empfindet, daß sich dieser Verlust immer im Verhältniß der Zeit steigert, welche er dauert. Aber ich verweile zu lange bei diesem Reden über mich selbst, und will jetzt abbrechen.

Was Sie über sich in Ihrem letzten Briefe sagen, habe ich mit großer Theilnahme gelesen. Ich begreife es voll-

*) Es folgen nun doch vielerlei Leidensdetails, die, wie schonend und gütig gegeben, schmerzlich ergreifend waren, aber den Leser, der ferner steht, ermüden würden.

kommen und glaube es richtig zu verstehen. Es enthält zugleich so viel Liebevolles für mich, daß ich es mit doppelter Befriedigung gelesen habe. Wenn ich Sie recht verstehe, daß Ihre jetzige Stimmung hauptsächlich ist, mit dem heutigen Tage zufrieden zu sein und dem folgenden zu vertrauen, so billige ich das vollkommen. In höheren Jahren ist doch ein betrachtendes Leben das angemessenste. Ueber das, was Sie mit Recht die tieferen Ideen nennen, ließe sich noch mancherlei sagen. Da Sie aber hinzufügen, daß sie jetzt in Ihnen zurücktreten, aber sonst gewissermaßen in Ihren Lebensplan zu gehören scheinen, so erkläre ich mir dies. Nun paßt die von Ihnen angeführte Stelle aus Herder so vortrefflich zu dem, was ich über diesen Punkt denke, daß ich mich nicht enthalten kann, darauf mit einigen Worten einzugehen. Herder sagt nämlich sehr schön und sehr wahr, daß immer im Menschen tiefer und verborgen liegende Kräfte zum Vorschein kommen, die ohne manches Vorhergehende nicht thätig werden konnten. Dadurch nun, und ich kann mit Wahrheit sagen, dadurch allein hat gegenwärtig das Leben Werth für mich, daß es ganz unberechenbar ist, welche Kräfte noch durch allerlei Ereignisse rege werden können. Die Entwickelung aller Keime aber, die in der individuellen Anlage eines Menschenlebens liegen, halte ich für den wahren Zweck des irdischen Daseins, nicht gerade das Glück. Auf das Glück rechne ich für mich in den letzten Lebensjahren, in denen ich stehe, gar nicht, so dankbar ich es auch empfange, wenn es sich ungerufen darbietet. Man geräth, um in einem Bilde zu reden, im Alter auf die Neige mancher Verhältnisse. — Man hat aber auch im Alter viel mehr Kraft, selbst wahres Unglück als unvermeidliche Folge unvermeidlicher Verkettung der Umstände zu tragen, und so hat die

Vorsehung doch auch dies weise eingerichtet, wie überhaupt bei ruhiger und besonnener Erwägung jeder Einwand, den man etwa gegen den Weltplan erheben könnte, sich von selbst auflöst. Ich liebe Herder's Schriften sehr, und habe ihn persönlich sehr geschätzt. Sie werden ihn auch in der Einleitung zu meinem Briefwechsel mit Schiller ausdrücklich erwähnt finden. Ihre Briefe enthalten noch zweierlei, worauf ich zu antworten wünsche, nämlich das, was Sie über den Kupferstich Napoleons im Augenblick seines Todes und über die zweiten Ehen sagen. Heute aber erlaubt mir weder Zeit noch Blatt mehr zu sagen.

Richten Sie Ihren nächsten Brief nach Nordernei über Aurich zwischen dem 15. und 20. Julius.

Mit der unveränderlichsten und herzlichsten Theilnahme der Ihrige. H.

Fünfunddreißigster Brief.

Norderney, den 2. August 1832.

Ich bin wieder hier, liebe Charlotte, bewohne wieder die nämlichen Zimmer, und führe wieder dasselbe nicht sehr erfreuliche Badeleben. Ein solcher von Jahr zu Jahr wiederkehrender Aufenthalt hat immer etwas Sonderbares für mich. Er ruft die Frage hervor, ob man im künftigen Jahr wiederkehren wird, und wenn nicht, aus welchem Grunde? Denn das Bad dann entbehren zu können, bin ich nicht so thöricht zu erwarten. Ich bin nicht krank, eher gesund. Das, wogegen das Bad wirken kann, ist Alterschwäche, die durch Umstände früher zum Durchbruch gekommen ist. Diese kann eine Kur nicht aufheben, nur mindern. Ich sage dies mit Fleiß, damit sich Ihr freundschaftlicher Antheil an mir nicht Hoffnungen macht, in denen Sie sich nothwendig getäuscht finden müßten. Den Erfolg aber, den man mit Recht und Billigkeit sich versprechen kann, glaube ich auch diesmal erwarten zu können. Meine Tochter ist allerdings wieder mit mir hier. Das Bad hat ihr voriges Jahr so wohl gethan, daß sie Unrecht gethan haben würde, die Kur nicht zu wiederholen. In den Einrichtungen hier ist vieles besser geworden. Daß die Zeitungen gesagt haben, ich sei nach den Rheinprovinzen gegangen, war ein grundloses Gerücht. Sie hätten sich die Mühe von mir zu reden ganz ersparen können. Ich bin auf dem gewöhnlichen Wege hergegangen und hasse alle

kleinen Reisen und Umwege so gründlich, daß ich mich nicht darauf einlassen würde. Sollte ich einmal eine längere Abwesenheit von Hause nicht scheuen, so würde ich nach Italien oder England gehen, und hiervon möchte ich die Möglichkeit nicht bestreiten, vorzüglich wenn mein Gesicht schwächer würde und mich am eigenen Arbeiten hinderte. Es freuet mich sehr, daß Ihnen mein Briefwechsel mit Schiller Freude gemacht hat. Mir ist es mit dem Buche sonderbar gegangen. Ich hatte den Schiller'schen Erben die Herausgabe versprochen. Als sie mich, da darüber mehrere Jahre verflossen waren, dazu aufforderten, war es mir höchst lästig, mich damit zu befassen. Ich mußte den ganzen Briefwechsel durchgehen, um alles auszuschalten, was sich für den Druck nicht geeignet hätte. Dessen war so viel, daß das Ganze gut und gern zur Hälfte zusammenschmolz, und die Arbeit kostete mich einige Wintermonate, dann schrieb ich die Vorerinnerung. Ich erwartete keinen großen Antheil für das Buch, höchstens für einen Theil der Briefe Schiller's und für einige wenige von mir. Der Erfolg hat aber meine Erwartungen übertroffen, und es ist viel mehr gelesen worden als ich dachte, und besonders von Frauen. Viele haben mir davon gesprochen, einige ausführlich geschrieben, und so, daß sie ganz in die Ideen eingegangen waren und einige davon weiter ausspannen. Ich glaube auch nicht, daß, wie Sie meinen, die Briefe gewonnen hätten, wenn sie früher erschienen wären, eher umgekehrt. Ich bin überhaupt gegen alles Drucken von Briefen. Die Herausgabe dieser rechtfertigt nur der Name eines wahrhaft großen Mannes, an den sich der Andere mit immer gleich sichtbarer Unterordnung anschließt, so daß man doch immer auch in ihm nur jenen sieht. Briefe haben immer einen Anflug des wirklichen Lebens.

Je mehr sie also aus der Ferne erscheinen, desto mehr überraschen sie. Gleich nach dem Tode sind sie eine schwache Fortsetzung der noch in dem Gedächtniß lebenden Wirklichkeit. Nach langer Zeit erscheinend, führen sie Personen zurück, die man nicht mehr gewohnt war sich mit den Umgebungen zu denken, wie sie das Leben begleiten. Ich dächte auch nicht, daß es störend auffallen könnte, wenn in den Briefen gewissermaßen kunstmäßig beurtheilt wird, was man in der Zeit mit Begeisterung aufgenommen hat. In der Dichtung ist wenig oder gar keine Kunst, die erlernt oder studirt werden müßte. Eine solche ist aber auch nicht in den Räsonnements dieses Briefwechsels entwickelt, wenn man einige leicht zu überschlagende Stellen über das Sylbenmaß ausnimmt. Beide, Schiller und ich, haben nur gesucht, die Gründe darzulegen, aus welchen das Gefühl entspringt, die Bedingungen, unter denen es entsteht. Wer nun die Gründe wahr findet, in dem müssen sie das Gefühl erhöhen, da sie es mit andern und gleich großen Ideen in Verbindung bringen. Wem sie nicht zusagen, der wird sich dadurch noch mehr in seinem Gefühle bestimmt finden, und sich nun vielleicht durch die Widerlegung leichter die Gründe selbst entwickeln.

Der Stelle in der Delphine erinnere ich mich nicht. Wenn Frau von Stael *) damit meinte, daß eine in der Jugend geschlossene und bis ins Alter fortgesetzte Ehe das wünschenswürdigste ist, so bin ich vollkommen derselben Meinung. Ich fürchte aber sehr, sie meinte es anders,

---

*) Frau von Stael stellt nämlich in der Delphine den Satz auf, daß für das Alter, oder die späteren Jahre, wo man allein stehe, die Ehe nöthig und erwünscht sei. Die Jugend finde überall ihre Freuden.

und dann ist es eine aus oberflächlicher französischer Ansicht geschöpfte Behauptung. Sie müssen darum nicht glauben, daß ich den Werth der Stael verkenne. Sie war meiner tiefsten Ueberzeugung nach eine wahrhaft große Frau, und nicht bloß von Geist, sondern durch wahres und tiefes Gefühl und eine sich nie verleugnende, unendliche Güte, und auch von Herz und Charakter. Sie hatte die feinste Empfindung der edelsten Weiblichkeit. Sie war in ihrem Innersten dem eigentlichen französischen Wesen fremd, aber es begegnete ihr doch zu Zeiten, französische Ansichten ihren Aeußerungen beizumischen, und das ist nicht zu verwundern, da sie immer in Frankreich lebte. Sie hat sogar erst spät Deutsch gelernt, und ich habe sie selbst noch in Paris unterrichtet.

Allein die Ehe mehr ein Bedürfniß des Alters als der Jugend zu nennen, ist ein Einfall, der eben so der Natur und der Wahrheit, als jeder schöneren Empfindung widerspricht. Die Frische der Jugend ist die wahre Grundlage der Ehe. Ich sage damit gewiß nicht, daß das Glück der Ehe mit der Jugend aufhört, oder auch nur im mindesten dadurch verliert. Aber die Erinnerung der zusammen genossenen Jugend muß in die höheren Jahre mit hinüber gehen, wenn das Glück vollkommen sein und nicht gerade die Eigenthümlichkeit des ehelichen verlieren soll. Diese Ansicht ist nicht als eine sinnliche zu betrachten. Die tiefsten und heiligsten Empfindungen hängen damit ganz enge zusammen, und man müßte aller Liebe den Stab brechen, wenn man dies nicht anerkennen wollte. Ein junges, sich gegenseitig gleich herzlich liebendes Ehepaar ist allemal ein im Tiefsten erfreulicher Anblick, auch in niedrigen Ständen, in sofern das Gefühl nur irgend die Feinheit hat, die ihm die Natur in gutartigen Gemüthern giebt. Von den in

höheren Jahren über 40 oder 45 geschlossenen Ehen, zweiten oder ersten, läßt sich das nicht sagen. Man wird sie gewiß nicht tadeln, man läßt gern jedem seine Empfindung, solche Verbindungen können sehr vernünftig, sie können auch für Leute, die einmal keine hohen Foderungen an ihr Gefühl machen, beglückend sein. Wer aber tiefer empfindet, sagt sich, daß er sie nicht eingehen würde. Mann oder Frau wird in solcher Verbindung fühlen, daß, wenn ihm der Gegenstand jugendlicher Liebe entrissen ist, oder er nie einen gefunden hat, er auf ein Glück Verzicht leisten muß, dessen wahre Blüthe ihm nicht mehr werden kann. Es wird ihm innerlich unmöglich sein, nach dem so Geringen zu greifen. Ich kann auch nicht in das einstimmen, was man über das Alter sagt. Es kann ein unglückliches und freudenloses geben, wie eine solche Jugend. Aber, die Schicksale gleichgestellt, finde ich das Alter, selbst mit allen Schwächen die es mir bringt, nicht arm an Freuden, die Farben und die Quellen dieser Freuden sind nur anders. Sie entspringen für mich immer ausschließlicher aus der Einsamkeit und der Beschäftigung mit meinen Ideen und Gefühlen. Das nimmt mit jedem Tage in mir zu. Ich fühle mich darin, und nur darin glücklich, und das ist so sichtbar, daß die wahrhaft diskreten unter meinen ältesten Bekannten diese Stimmung stillschweigend, aber durch die That ehren. Mir ist sie darum doppelt lieb, da sie mit meinen Jahren und mit meiner Lage übereinstimmt. Verzeihen Sie, daß ich wieder auf mich zurück komme, aber diese Dinge sind von der Art, daß man nur nach seinem individuellen Gefühl davon reden kann. Wer möchte sich anmaßen, über Fremdes darin abzusprechen?

Ueber meine Abreise kann ich noch nicht fest bestimmen, bitte Sie aber, mir nach Berlin zu schreiben, und so, daß der Brief zwischen dem 26. und 30. August dort anlangt. Mit der aufrichtigsten, unveränderlichsten Theilnahme Ihr H.

Sechsunddreißigster Brief.

Tegel, den 3. September 1832.

Ich bin am 26. August gesund und wohl hierher zurückgekehrt, liebe Charlotte, und habe gleich am folgenden Tage meine Beschäftigungen wieder vorgenommen. Von dem Bade sehe ich der Fortdauer der guten Wirkung, die ich schon spüre, entgegen. Das Wetter war vom August an in Nordernei sehr schön, ohne Regen und Sturm, und doch nie zu warm, da es nie an kühlender Seeluft fehlt. Sonnenschein war nicht immer; es ist allen Inseln, besonders den kleineren eigen, auch bei sehr milder Luft wenig eigentlich sonnige Tage zu haben. In Irland zum Beispiel zählt man deren unglaublich wenige. Ich habe mich aber bei meinem diesjährigen Aufenthalte im Seebad vollkommen überzeugt, daß, wenn man, wie es doch natürlich ist, bloß auf seine Gesundheit Rücksicht nimmt, und nicht weichlicher Weise die Unannehmlichkeit scheuet, man sich schlechtes und kein gutes Wetter wünschen muß. Bei ruhig gutem Wetter ist die See eben nichts anderes als eine große Badewanne. Der Sturm und die Wellen geben ihr erst Seele und Leben. Wie das Meer in seiner erhabenen Einförmigkeit immer die mannichfaltigsten Bilder vor die Seele führt und die verschiedenartigsten Gedanken erweckt, so ist mir erst jetzt bei den anhaltenden heftigen Stürmen recht sichtbar geworden, welche schmeichelnde Freundlichkeit das Meer gerade in seiner größten Furchtbarkeit hat. Die

Welle, die, was sie ergreift, verschlingt, kommt wie spielend an, und selbst den tiefen Abgrund bedeckt lieblicher Schaum. Man hat darum oft das Meer treulos und tükkisch genannt, es liegt aber in diesem Zuge nur der Charakter einer großen Naturkraft, die sich, um nach unserer Empfindung zu reden, ihrer Stärke erfreuet und sich um Glück und Unglück nichts kümmert, sondern den ewigen Gesetzen folgt, welchen sie durch eine höhere Macht unterworfen ist.

Hier im Haus und Garten habe ich alles im besten Stande gefunden. Im Garten ist gegen voriges Jahr, wo ich nur wenige Tage später zurück kam, ein angenehmer Unterschied. Jetzt ist noch das vollste schönste Grün. Es muß davon kommen, daß der Sommer kühler und nässer gewesen ist, was in dem hiesigen sandigen Boden große Wichtigkeit hat. Im vorigen Jahre traf ich zugleich mit der Cholera hier ein, und Viele waren in großen Sorgen deshalb, Einige in ängstlicher Bestürzung; ich selbst machte die damals üblichen angeblichen Sicherungsanstalten mit. Jetzt ist die Cholera an vielen Orten, und kann sehr leicht auch wieder nach Berlin kommen, obgleich noch keine Spur davon ist. Geschähe es aber, so würde man sie wenig mehr als jede andere Krankheit fürchten. So gewöhnt man sich an alles, und viele Schreckniße sind es größtentheils nur in der Einbildung. Selbst in vielen und wahren Krankheiten fügt diese bei Leuten, die furchtsam und ängstlich sind, noch vieles hinzu. Sie rühmen meine Gelassenheit und klagen die Ungeduld der Männer in Krankheit an. Diese rührt doch wohl daher, daß die Meisten an äußerer Thätigkeit hängen, die ihnen dann entgeht. Das ist mein Fall nicht. Die Stille, zu der die Krankheit verurtheilt, ist mir an sich nicht zuwider. Die Unruhe, die

gewisse Krankheiten mit sich führen, mindert sich, wenn man ihr moralische Ruhe entgegensetzt. Mit dem positiven Schmerz ist es allerdings anders. Aber auch da kann man viel thun. Ueberhaupt gewinnt man sehr, wenn man die Krankheit nicht wie ein Leiden ansieht, dem man sich hingeben, sondern als eine Arbeit, die man durchmachen muß. Denn es ist gewiß, daß der Kranke viel zur Aufrechthaltung seiner Kräfte und zu seiner Heilung beitragen kann. Meine sogenannte Gelassenheit ist gar kein Verdienst, sondern nur ein Glücksvorzug des Temperaments. Wenn man mich ruhig läßt, sich wenig um mich bekümmert, und mir nicht durch Bedauern Bangigkeit und ungeforderte Pflege Langeweile macht, so müßte die Krankheit sehr lästig sein, um mich ungeduldig zu machen. Sie halten in Ihrem letzten Briefe dem Alter eben keine Schutzrede, aber ich bleibe meiner Meinung getreu, nicht bloß für mich, sondern auch für Andere. Indeß sage ich damit nicht, daß ich gewünscht hätte, alt zu werden; dies ist eben so wenig der Fall, als ich jetzt wünsche, viel älter zu werden. Ueberhaupt hat mich das Wünschen nie sehr beschäftigt. Aber da ich einmal ohne mein Zuthun alt geworden bin, so scheint es mir angemessener, mich bei den Vorzügen des Alters aufzuhalten, als mir gerade die Nachtheile vorzustellen. Dieses gedenke ich nur in der Absicht, um mich vor den Fehlern des Alters, besonders vor Ueberschätzung seiner Kräfte zu hüten. Denn darin stimme ich ganz mit Ihnen überein, daß man allerdings von einer gewissen Lebensepoche an, die sich aber nicht allgemein bestimmen läßt, auch geistig an Kräften abnimmt. Aber das Alter — es sei dies nun eine wohlthätige oder lästige Einrichtung der Natur — gehört nun einmal zu den Entwickelungsperioden des menschlichen Lebens, und es wäre Unrecht, wenn der

Mensch nicht in seinem geistigen Charakter, seinen Gedanken, Empfindungen und Gesinnungen dasjenige aufzufinden strebte, was dem physischen Lebensabschnitt entspricht. So was giebt es aber unleugbar und im edeln Sinne des Worts. Mit dem Gemeinplatz, daß man Erfahrungen erhält und Leidenschaften verliert, muß man das Alter nicht abfertigen, diese Ansicht ist aus einem zu niedrigen Standpunkte genommen, und was man in diesem Sinne Erfahrungen und Leidenschaften nennt, hat beides keinen großen Werth. Um Erfahrungen ist es dem Alter nicht zu thun. Diese zu sammeln fodert ein kräftiges und thätiges Leben. Aber in natürlich gut gearteten Menschen sind dem Alter Ruhe, Aufhören vom Zufall abhängiger Bestrebungen, Geduld, Freiheit von zu ängstlichen Sorgen eigen, und diese Vorzüge erhöhen und verschönern alles. Man wirft wohl dem Alter gerade das Gegentheil von allem diesen vor, aber das ist der seltenere Fall und findet sich nur in Gemüthern, von denen zu sprechen nicht die Mühe lohnt. Bei den Besseren findet sich entweder ein liebenswürdiger gutmüthiger Frohsinn, oder mehr und ernstere Tiefe, die darum doch auch gar nichts Düsteres hat. Aus diesen beiden verschiedenen Richtungen stammt es her, daß eben so viele alte Leute die Gesellschaft als die Einsamkeit suchen. Das Alter wirkt da der ursprünglichen Verschiedenheit der Charaktere gemäß. Wendet es sich auf die innerliche Betrachtung, so bearbeitet der Mensch den im Leben gesammelten Stoff, zu dem denn auch allerdings die Erfahrungen gehören, in sich, indem er davon ausscheidet, was sich geistig nicht erhalten kann. Ich meine natürlich nicht, daß dabei ein Resultat oder gar ein Buch herauskommen soll, aber es ist nur überhaupt ein Leben oder auch ein Träumen in Ideen aller Art, ein geistiges Schweben über Ver-

gangenheit und Zukunft, oder vielmehr ein sinniges Verknüpfen beider. Ist der Mensch durch Neigung oder Bedürfniß auf äußere Wirksamkeit gerichtet, so paßt gerade für das Alter recht die Beschäftigung, die nach Schiller's Idealen Sandkorn an Sandkorn reiht. Ueber die Leidenschaft wäre viel zu sagen, aber darauf komme ich ein anderesmal zurück. Es ist mir eine erfreuliche Aussicht, jetzt wahrscheinlich wieder ein ganzes Jahr hier ungestört zubringen zu können.

Ich bitte Sie, für unsere Briefe wieder die frühere Abrede zurück zu nehmen. Leben Sie recht wohl und genießen Sie in Ihrem Garten des jetzt sehr schönen Wetters. Wie immer der Ihrige. H.

Siebenunddreißigster Brief.

Tegel, den 4. Oktober 1832.

Ihr am 27. September abgegangener Brief, liebe Charlotte, war so reich an Mittheilungen, die meinem Herzen wohlthaten, da die Gegenstände, die sie betrafen, Ihnen große Beruhigung gewährten, daß er mich innigst erfreuet hat. Doch will ich zuerst von dem reden, womit auch Sie anfangen, daß die Cholera, was ich schon mit großer Freude aus den Zeitungen ersehen hatte, nicht eigentlich sehr bösartig in K. ausgebrochen ist. Ihr Brief scheint dies zu bestätigen. Allerdings kann es schlimmer werden, aber die eigentliche große Furcht vor ihren Verheerungen ist doch verschwunden; und das mit Recht. Die Krankheit ist nicht mehr ganz so schlimm und die Menschen sind klüger geworden. Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen, die Voranstalten und die grauenerregenden Begrabungen sind furchtbarer, als die Krankheit selbst, die ja doch ein kurzes Ende macht. Ich selbst hing der Meinung an, daß sie ansteckend sei, habe mich aber jetzt eines andern überzeugt. Ich hoffe fest, Sie bleiben ganz unberührt von der doch immer furchtbar bleibenden Krankheit. Selbst Ihr abgeschiedenes Gartenleben beruhigt mich, mehr noch Ihr so ungemein einfaches und mäßiges Leben. Wer so lebt und so wenig Todesfurcht kennt, an dem geht sie ganz still vorüber. Sollten Sie sich indeß einmal nur unwohl fühlen, lassen Sie es mir auf der Stelle wissen, darum bitte ich

sehr, dann bin ich, selbst in Ihrem Schweigen, völlig beruhigt. Möge der Himmel geben, daß Ihr Wohlbefinden fortdauere! Mit meiner Gesundheit geht es fortwährend gut. Ich habe nicht die Ahndung eines Schmerzes. Nur daß ich mehr Schlaf bedarf als sonst, daß ich in allen körperlichen Verrichtungen nicht Mattigkeit, aber Unbehülflichkeit, ich möchte sagen Ungeschmeidigkeit der Gelenke fühle, daß Gesicht und Gehör stumpfer werden, nur über diese Dinge kann ich klagen. Daß ich aber auch darüber nicht klage, trauen Sie mir gewiß zu. Ich bin vielmehr auch darin mit dem Schicksal sehr zufrieden.

Der Mensch beurtheilt die Dinge lange nicht so sehr nach dem, was sie wirklich sind, als nach der Art, wie er sie sich denkt und sie in seinen Ideengang einpaßt.

Durch etwas, was der Mensch einmal in seine Ordnung und in die Reihe der gewöhnlichen Naturereignisse aufgenommen hat, läßt er sich, ohne eben zu murren, vom Schicksal und sogar von Menschen plagen. Nur das Außerordentliche ist ihm, wenn es verletzend ist, unangenehm und widrig. Es gesellt sich auch eine moralische Idee hinzu. Das Außerordentliche ist, oder erscheint vielmehr, als eine Ungerechtigkeit des Himmels.

Man pflegt zu sagen, daß die Gewohnheit auch unangenehme und schmerzhafte Dinge erträglich macht. Ich glaube aber gar nicht, daß der Eindruck der Dinge selbst um so viel anders ist, die Sache ist bloß die, daß der

Mensch das immer Wiederkehrende als unvermeidliche Nothwendigkeit ansieht und sich darein ergiebt.

Es ist das edle Vorrecht des Menschen, daß er dem Unglück und dem Tode sagen kann: ich will dich erdulden, und daß er dem Tode und dem Unglück die eigentliche Gewalt über sich nimmt. Ohne diese Stärke wäre das ihm so oft beiwohnende Voraussehen des Schmerzhaften und Kummervollen ein großes und bedeutendes Unglück. So entspringt das Heilmittel aus der gleichen Quelle. Mit den Krankheiten, ich meine den verschiedenen Krankheitsformen, ist es aber eine eigne Sache. Es giebt nur Eine Gesundheit und eine Menge von Krankheiten. Diese haben aber ihr Dasein wie andere lebendige Wesen auf Erden. Sie entstehen ohne erkennbare Ursachen und gehen eben so auch wieder unter. Das Alterthum kannte Krankheiten, die wir glücklicherweise nicht mehr haben, und umgekehrt. Nicht weniger merkwürdig sind die Veränderungen, wie wir sie jetzt an der Cholera sehen. Es ist immer nicht ausgemacht, ob die Krankheit, die doch die Aufmerksamkeit der Menschen so sehr gespannt hält, sich bloß von Menschen zu Menschen, oder auch unmittelbar durch die Luft mittheilt, so sehr viel wahrscheinlicher auch das letztere ist.

Im November.

Was sagen Sie zu dem außerordentlich schönen Herbst? Ich dächte ich hätte nie einen ähnlichen erlebt. Noch jetzt scheint er mehr ein Ausgehen aus dem Sommer, als ein Eingang in den Winter. Ich gehe noch immer eine Stunde vor Sonnenuntergang spazieren. Da ist es, selbst bei

stürmischen Tagen meist ruhig und bei regnerischen heiter. Sie haben gewiß auch oft gesehen, wie die scheidende Sonne sich dann durch ihre eignen Strahlen einen lichten Streifen bildet, in den sie sich dann hinabsenkt. Ist dann recht dunkles Gewölke über ihr, so regnet es meist unmittelbar nach dem Untergange, bisweilen auch noch während des Untergangs. Es ist mir die liebste Zeit des Tages. — Sie schreiben mir, daß die Centifolien in K. blühen. Auch hier habe ich es zu meiner großen Verwunderung gesehen. In mittäglichen Ländern ist dies wiederholte Blühen ganz gewöhnlich. Man sieht daran, daß das vegetirende Leben beständig die Neigung hat, Blüthen hervorzubringen, aber nur durch die Abwesenheit begünstigender Umstände daran verhindert wird. So traurig aber auch der Winter und seine lange Dauer sind, so entschädigt doch der Frühling dafür, nicht bloß sein Erscheinen und der Genuß desselben, sondern ganz vorzüglich das Erwarten desselben. Diese Sehnsucht ist eine der einfachsten und natürlichsten von allen, und eine der reinsten Quellen, woraus jede andere Sehnsucht fließt, die so Vieles und Großes im Gemüthe schafft und aus dessen innersten Tiefen hervorruft. Es ist dies gewiß eine der Ursachen, daß die nördlicheren Nationen doch eine tiefer ergreifende Poesie haben, als die südlicheren, wenn diese auch klangvollere Sprachen besitzen. Es liegt unendlich viel in dem Einfluß, den die Natur um uns her auf uns ausübt, und es kommt da nicht darauf an, daß sie gerade Genuß giebt, sondern weit mehr darauf, daß sie Empfindungen weckt und die Kräfte in Thätigkeit bringt. Leben Sie wohl. Ihr H.

Achtunddreißigster Brief.

Tegel, December 1832.

Der Ton der ruhigen Zufriedenheit und selbst einer frohen Heiterkeit, in welchem Ihr letzter Brief geschrieben ist, liebe Charlotte, hat mir eine lebhafte Freude gemacht. Ich hege nun auch die gewisse Hoffnung, daß diese Stimmung bleibend in Ihnen sein wird. Was mich in dieser beruhigenden Ansicht bestärkt, ist, daß Sie sich auch körperlich wohler fühlen, seit Sie sich befreiet fühlen von einem sorglichen Kummer, der seit längerer Zeit schwer auf Ihnen lastete, und wodurch Sie nun der Ruhe und Heiterkeit wiedergegeben sind, die ein Gemüth, wie das Ihrige, das mit sich und der Vorsehung eins ist, immer genießen müßte.

Daß eine schon in sich ernste Seele in Zeiten, wo außerordentliche Erscheinungen diesen Ernst vermehren, noch ernster gestimmt wird, ist ganz natürlich. An den Wunsch und das Verlangen, nichts unberichtigt zu lassen, knüpft sich ein moralisches Gefühl, und zwar eins der wesentlichsten und achtungswürdigsten.

Der Mensch fühlt ein Bedürfniß, die großen Ideen, die in ihn gelegt sind, und die er in der Natur ausgeprägt findet, in dem kleinen Kreise seines Daseins nachzu-

bilden, und oft selbst wenn er ganz andern, aus dem gewöhnlichen Leben geschöpften Bewegungsgründen zu folgen glaubt, folgt er in der That diesem geheimen Zuge. Ueberhaupt ist die menschliche Natur in ihrem tiefen Grunde viel edler, als sie auf der Oberfläche erscheint. Ja selbst in andern Stücken. Eitle Menschen sind oft in einigen mehr werth, als sie sich selbst glauben.

Sie brauchen in Ihrem Briefe den Ausdruck: sein Haus bestellen. Dies ist mir immer eine so passende und gehaltvolle Rede geschienen. Es ist ein alterthümlicher, ächt biblischer Ausdruck, der, wie mehrere dieses Gepräges, tief aus dem Leben geschöpft ist und tief in die Seele eingreift. Auch längst, ehe ich in die Jahre kam, wo das Bestellen des Hauses wahrhaft dringend wird, habe ich mir dadurch Abschnitte im Leben zu machen gesucht, und habe dies immer sehr wohlthätig gefunden. Es giebt aber im Innern ein Bestellen seiner Seele, wie im Aeußern seines Hauses. Man zieht dann das Gemüth auf einen kleinen Kreis von Empfindungen zurück, übergiebt die andern der Vergessenheit und freuet sich der Ruhe in der selbstgewählten Beschränkung. Wenn man dies recht thut, thut man dies nur Einmal. Man verläßt dann nicht wieder den Raum, wie man ihn eng umgränzt und umzogen hat.

Sie rühmen meine Geduld. Sie hat nichts Verdienstliches und hat mir nie Mühe gekostet. Ich möchte sie mir angeboren nennen. Die Zeit, die ich über eine Sache sitzen muß, um sie zu Ende zu bringen, wird mir nie lang.

Sie gedenken bei einem Ereignisse der Vergangenheit Holzminden im Braunschweigischen. Das hat mir lebhaft eine Erinnerung zurück gerufen. Von diesem kleinen Orte reiste ich 1789 mit Campe nach Paris. Campe kam

von Braunschweig, ich von Göttingen aus dahin. Die Reise, die Sie gelesen haben können, da Campe sie herausgegeben hat, war kurz, aber meine erste außer Deutschland. Campe war, wie ich Ihnen schon früher glaube gesagt zu haben, Hauslehrer im Hause meines Vaters, und es giebt noch eine Reihe großer Bäume hier, die er gepflanzt hat. Er hat nicht gerade ein unglückliches, aber ein bedauernswürdiges Ende gehabt. Er war die letzten Jahre seines Lebens ganz blödsinnig. Ich habe bei ihm schreiben und lesen gelernt, und etwas Geschichte und Geographie nach damaliger Art, die Hauptstädte, die sogenannten sieben Wunderwerke der Welt u. s. w. Er hatte schon damals eine sehr glückliche, natürliche Gabe, den Kinderverstand lebendig anzuregen. — —

Ich bin vollkommen wohl, und mir ist in meiner in mir vergrabenen Stimmung sehr wohl. Ich bitte Sie, Ihren Brief an mich, wie gewöhnlich, abgehen zu lassen, und wünsche von inniger Seele, daß Sie das Jahr gesund und heiter beschließen und eben so das neue beginnen mögen. Begleiten Sie mich bei dem Wechsel der Jahre mit dem Wunsch, daß mich nichts im Genuß meiner Einsamkeit, die mein wahres Glück ist, stören möge, und machen Sie, daß ich mir Ihr Leben ruhig und zufrieden denken kann. Mit der herzlichsten Freundschaft und unveränderlichsten Theilnahme der Ihrige. H.

Neununddreißigster Brief.

Tegel, den 5. Januar 1833.

Nehmen Sie zuerst, liebe Charlotte, meinen herzlichen Glückwunsch zum begonnenen Jahre. Der Himmel verleihe Ihnen vor allem Gesundheit und Heiterkeit. In äußeren, andern Dingen sind Ihre eignen Wünsche so ungemein bescheiden, daß es darin des Wunsches kaum bedarf, doch ausschließen will ich das nicht. Die innere Zufriedenheit verschaffen Sie sich selbst. Es ist das himmlische Gut, dem man, eben weil es vom Himmel kommt, nur das eigne Herz zum Ursprung anweisen kann. Sie haben, wie ich mit Freuden erkannt habe, viel an innerer Stärke gewonnen, so wie jeder noch an sich gewinnen kann, da es darin nie eine, nicht mehr zu überschreitende Gränze giebt.

Heller, freundlicher, mit schöneren Gestirnen kann ein Jahr nicht beginnen, als es dieses thut. Ich gehe zwar bei jedem Wetter im Freien täglich aus, aber jetzt mit doppelter Lust. Im November 1835 kehrt einer der größten bekannten Kometen zurück. Werden wir ihn noch sehen? Ich verlange es nicht, und glaube es nicht. Aber es ist immer ein Punkt der Erwartung am Himmel.

Ich gehe jetzt oft und bei Mondschein spazieren. In dieser kalten aber ganz trockenen Luft ist nichts von feuch-

ter und nebelichter Abendluft, wie in andern Jahreszeiten zu besorgen. Der Himmel aber ist zu schön, um ihn ungenossen zu lassen. Es ist überhaupt nicht auszusprechen, wie viel der Himmel beiträgt, die Erde zu verschönern. Das ist um so bewundernswürdiger an ihm, da alles daran so einfach ist, nur Gestirn und Wolken, und das unermeßliche Gewölbe, das allein eine Unendlichkeit ist, in welche der Geist sich vertieft und die Einbildungskraft sich verliert. Die Erde leuchtet wirklich nur in dem Glanze, den er über sie ausgießt. Italien ist in der That nicht darum um so viel reizender als Deutschland, weil die Erde, das Land so viel schöner, sondern weil der Himmel so ganz ein anderer ist, so tief blauer am Tage und schwärzer in der Nacht, und die Gestirne so unendlich viel strahlender. Auf der andern Seite aber ist es sonderbar, daß der Himmel doch eigentlich nur so schön und milde ist, weil er, so fern, das Auge nur wie ein optischer Zauber berührt und jede andere materielle Einwirkung hinwegfällt. Er ist auch sinnlich, wie wir ihn sehen, doch was die Schönheit der Sterne angeht, mehr ein Gegenstand des Geistes und der Phantasie, als der eigentlichen Wirklichkeit. Wenn man sich eine Planetenreise als möglich denken könnte, wäre sie, scheint es mir, nur ein Gegenstand der Furcht und des Entsetzens. Wäre man über die Gränzen unseres, nur in der Höhe ganz unlieblichen Dunstkreises hinaus, so geriethe man in das Rollen und den Wirbel dieser gigantischen Weltkörper, die in der Nähe, als Licht- oder Schattenmassen, gleich furchtbar wären. Selbst schon eine Nähe, in der viele Gestirne größer erschienen, wäre nicht wünschenswerth. Die größeren Lichter in größerer Zahl würden einförmiger sein und die kleineren und entfernteren überglänzen und unsichtbar machen. Ich kann

mir nicht vorstellen, daß mehrere Monde, wie andere Planeten sie haben, unsere Nächte verschönern würden. Ein anderes ists mit dem Saturnus-Ringe. Wenn man sich diesen wie eine goldene Doppelbrücke über den Himmel gespannt denkt, so muß es allerdings einen wundervollen Anblick gewähren. Es scheint also aus allem hervorzugehen, daß der Himmel, dem man sich, das Wort geistig genommen, so nah wünschen muß, körperlich für unsere Empfindung schöner in der Entfernung ist.

Zu dieser großen Abschweifung über den Himmel hat mich der sehr schöne am heutigen Abend gebracht. Zu dem Sternen- und Mondes-Schein kommen die Töne, die der gefrorne See von sich giebt, und die man besonders in der Stille der Nacht so deutlich vernimmt. Es ist bisweilen ein Krachen und Knistern, meist aber ein lange aushaltender klagender Laut.

Leben Sie herzlich wohl! Mit wahrer, unveränderlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Vierzigster Brief.

Tegel, den 9. Februar 1833.

Es thut mir leid, liebe Charlotte, daß Ihnen dieser Brief später als gewöhnlich zukommen wird. Ich habe aber wegen eines Geschäftes einige Tage in der Stadt sein müssen, und da komme ich nicht zum ruhigen Schreiben. Da ich Berlin jetzt selten besuche, so drängt sich dann alles, Menschen und Sachen zusammen, und es bleibt mir nicht einmal die materielle Zeit übrig, etwas für mich anzufangen, wenn ich auch gar nicht von der Stimmung reden will. Ich verlor aber gerade auf diese Weise die ersten Tage des Monats, in denen ich Ihnen jetzt gewöhnlich zu schreiben pflege. Ich hoffe, Sie werden sich über das Ausbleiben des Briefs nicht beunruhigt haben. Sie müssen das niemals thun, liebe Freundin, darum bitte ich sehr. Der kleinen, ganz unbedeutenden Ursachen, warum ich Ihnen an diesem oder jenem Tage nicht schreibe, können sehr viele sein, und ich kann sie so wenig voraussehen, als Sie sie errathen. Aber Sie können sicher eine von diesen voraussetzen, wenn meine Briefe Ihnen über die gewohnte Zeit ausbleiben. Da ich zu derselben Zeit im Monat jetzt gewohnt bin, Ihnen zu schreiben, so bekommen sie nach einer ziemlich längeren Pause hernach zwei Briefe schneller nach einander, was Ihnen Freude macht, da Sie auf meine Briefe einen viel größeren Werth legen als sie verdienen. Diese Ihre Freude ist auch mir

eine und macht, daß ich Ihnen willig die Zeit opfere, die es mich kostet. Seit vorgestern bin ich wieder hier, und heute schon setze ich mich hin, um mich mit Ihnen zu unterhalten. Denn eine Unterhaltung kann man unsern Briefwechsel vorzugsweise nennen. Da er sich meist um Ideen dreht, und die äußern Lebensverhältnisse sehr wenig angeht, so gleicht er darin einem raisonirenden Dialog, und Ideen sind ja nur das einzig wahrhaft Bleibende im Leben. Sie sind im eigentlichsten Verstande das, was den denkenden Menschen ernsthaft und dauernd zu beschäftigen verdient. Auch Sie nehmen eben so lebhaftes Interesse daran, und daß Ihnen meine Briefe Freude machen, liegt vorzüglich in diesem ihren Inhalte. Es ist mir auch ein besonderer Grund der Zufriedenheit und Freude an Ihrer Art zu schreiben, daß Sie nicht mehr, wie Sie es sonst oft thaten, darauf dringen, daß ich Ihnen von dem erzähle, was mich angeht, und über das Mittheilungen mache, was mich umgiebt, das gar nicht in meinem Wesen liegt. Darum müssen Sie nun aber ja nicht denken, daß ich es auch gern habe, wenn Sie über sich schweigen. Es macht mir im Gegentheil wahre Freude, wenn ich Ihr inneres Leben in allen Ihren äußeren Umgebungen sehe. Vergessen Sie also nicht, mir auch ferner, von Zeit zu Zeit diesen Ueberblick wie bisher zu geben.

Sie bitten mich in Ihrem letzten Brief, Ihnen noch nähere Erläuterung darüber zu geben, was ich eigentlich damit meine, daß man in gewissen Lebensepochen innerlich das thun müsse, was man äußerlich sein Haus bestellen nenne. Ich habe darunter etwas sehr Einfaches und ganz

der gewöhnlichen Bedeutung der Redensart Entsprechendes verstanden. Man sagt, daß man sein Haus bestellt hat, wenn man Sorge getragen hat, alles das auf den Fall sei-
nes Todes zu berichtigen, was bis dahin unberichtigt ge-
blieben war. Die Redensart schließt ferner in sich, daß man angeordnet habe, wie es mit den Dingen, die einem ange-
hören, nach dem Hintritt werden soll. Von allen Seiten schneidet also das Hausbestellen Verwickelung, Ungewißheit und Unruhe ab, und befördert Ordnung, Bestimmtheit und Seelenfrieden. So nimmt man den Ausdruck im äußern, weltlichen Leben. Auf viel höhere und edlere Weise aber findet das Aehnliche im Geistigen statt. Auch darin giebt es mehr und minder Wichtiges, mehr und minder an das irdische Dasein Geknüpftes, mittelbar oder unmittelbar mit dem Höchsten im Menschen Verbundenes. Ich meine da-
mit nicht gerade, wenigstens nicht ausschließlich, Religions-
ideen. Was ich hier meine, gilt auch von solchen, die gar nicht in diesen Kreis gehören. Es läßt sich überhaupt nicht im Allgemeinen bestimmen, was hier das Höchste und Wichtigste genannt wird. Jederman pflegt aber in sich die Erfahrung zu machen, daß er gerade dem, was in ihm das Tiefste und Eigenthümlichste ist, die wenigste Muße widmet, und sich viel zu viel durch untergeordnete Gegen-
stände das Nachdenken rauben und entreißen läßt. Dies muß man abstellen, den störenden Beschäftigungen ent-
sagen und sich mit Eifer den wichtigeren widmen. Noch mehr aber geht diese Sammlung auf eine kurze Spanne noch übrigen Lebens, wie man es auch nennen könnte, in dem Gebiete des Gefühls vor. Doch ist hier im Allgemei-
nen ein großer und wichtiger Unterschied. Im Intellek-
tuellen und allen Sachen des Nachdenkens hat der Vorsatz volle Kraft. Man kann und muß absichtlich die Gedanken

und das Nachdenken auf gewisse Punkte richten. Im Gefühl ist das nicht nur unmöglich, sondern würde auch geradezu schädlich sein. Im Gebiete des Empfindens läßt sich nichts Unfreiwilliges, nichts Erzwungenes denken. Da kann also die Aenderung nur von selbst eintreten, und ist mit der Reife einer Frucht zu vergleichen. Sie geht von selbst vor sich, so wie die ganze Seelenstimmung verräth, daß dies Loslassen vom hiesigen Dasein in das Gemüth ganz übergegangen ist. Die Aenderung besteht auch da in einem Vereinfachen und Zurückziehen des Gemüths auf sich selbst, doch läßt sich hier noch weniger als im Gebiete des Denkens, aus einer einzelnen Individualität heraus, etwas allgemein Geltendes sagen. In mir ist es ganz einfach so zugegangen, daß sich mein Gemüth so auf eine Empfindung konzentrirt hat, daß es jeder andern unzugänglich geworden ist, insofern nämlich, als ich durch eine andere Empfindung etwas empfangen sollte. Denn auf keine Art bin ich dadurch kalt und untheilnehmend geworden, nur uneigennütziger und wirklich jeder Forderung entsagend. Nicht bloß mit Menschen ist es mir aber so, auch an das Schicksal mache ich keine Forderung. Ich würde Ungemach wie ein Anderer fühlen, das läßt sich aus der menschlichen Natur nicht ausrotten. Entbehrung bleibt Entbehrung und Schmerz bleibt Schmerz. Aber den Frieden meiner Seele würden sie mir nicht nehmen, das würde der Gedanke verhindern, daß solche Ereignisse und Zustände natürliche Begleiter des menschlichen Lebens sind, und daß es nicht geziemend wäre, in einem langen Leben nicht einmal die Kraft gewonnen zu haben, seine höhere und bessere Natur gegen sie aufrecht erhalten zu können. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen so deutlich genug geworden bin. Wäre es nicht der Fall, oder schiene Ihnen meine Ansicht nicht richtig,

so werde ich sehr gern weiter und ausführlicher in die Sache eingehen.

Sie reden in Ihrem Briefe von Gedächtnißhülfen, die Sie sich ersonnen haben, und erbieten sich mir mehr darüber zu sagen, wenn ich es wolle. Thun Sie es ja. Leben Sie wohl! Mit immer gleichem Antheil der Ihrige.

H.

Einundvierzigster Brief.

Tegel, den 8. März 1833.

Auch diesmal komme ich viel später zum Schreiben, als es mein Vorsatz war, liebe Charlotte, und da ich immer viel Zeit zum Schreiben brauche, so werden Sie noch später bekommen. Sie müssen sich aber nie deshalb beunruhigen. Sie werden sagen, daß man darüber nie Herr ist. Mit jedem Ersten des Monats denke ich daran, Ihnen zu schreiben, aber es treten bei meiner Lebenseintheilung oft Tage und Reihen von Tagen ein, wo ich nicht zum Schreiben an Sie, auch mit dem besten Willen, kommen kann. Der Vormittag ist unabänderlich wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet. Davon mache ich hier in Tegel keine Ausnahme (in der Stadt muß ich es freilich), diese Arbeiten machen jetzt eigentlich mein Leben aus, meine Gedanken sind ihnen ganz zugewendet, und da ich jetzt vieles Schlafes bedarf, so ist mein Vormittag doch kurz. Den Nachmittag gehe ich eine bis zwei Stunden spazieren, und die übrige Zeit bleibt für meine ziemlich weitläufige Korrespondenz und vielfachen Geschäfte u. s. w. Fällt nun in diesen Dingen etwas ungewöhnlich Dringendes vor, wie es diesmal der Fall war, oder kommt Besuch, so verzögert sich gegen mein Wünschen und Wollen der Abgang meines Briefes an Sie. Dennoch bin ich glücklicherweise viel weniger Störungen ausgesetzt wie Andere, und genieße noch der höchst nützlichen Gabe, nie durch Mangel an Stimmung abgehalten

zu werden, oder die Stimmung abwarten zu müssen. Wie ich die Sache vornehme, ist, wenn ich bisweilen auch lieber etwas ganz andres thäte, und mich zum Anfange wahrhaft zwingen muß, die Stimmung da. Bei dem Wort fallen mir Ihre Tabellen ein. Sie haben mich sehr interessirt. Es ist eine originelle Idee, die täglichen Zustände des Lebens schnell an einander zu reihen, die Stimmung und alle andere Dinge, von denen sie abhängen kann, aufzuzeichnen. Auch nur ein halbes Leben so verzeichnet, würde zu einer Menge von Vergleichungen Stoff darbieten.

Ihr ganzer Brief hat mir Freude gemacht, da eine ruhige, in jeder Art erfreuliche Gemüthsstimmung daraus hervorgeht. Nur hat mich für Sie der neue Verlust sehr geschmerzt, den Sie abermals erlitten haben. Das Vorangehen so Vieler ist allerdings bei vorrückenden Jahren etwas die ruhige Heiterkeit des Gemüths sehr schmerzlich Trübendes. Ich gehe aber noch weiter. Auch das Altwerden derer, die man in Jugendkraft des Körpers und Geistes gekannt hat, ist betrübend. Ich wollte schon immer alt werden, wenn nur die, die um mich her sind, jung blieben. Indeß ist das, wenn es auch nicht scheint, ein eigennütziger Wunsch.

Sie fragen mich, was ich unter Ideen meine, wenn ich sage, daß sie allein das Bleibende im Menschen sind, und daß sie allein das Leben zu beschäftigen verdienen? Die Frage ist nicht leicht beantwortet, ich will aber versuchen, deutlich darüber zu werden. Die Idee ist zuerst den vergänglichen äußeren Dingen und den unmittelbar auf sie bezogenen Empfindungen, Begierden und Leidenschaften entgegengesetzt. Alles, was auf eigennützige Absichten und augenblicklichen Genuß hinausgeht, widerstrebt ihr natürlich und kann niemals in sie übergehen. Aber auch viel

höhere und edlere Dinge, wie Wohlthätigkeit, Sorge für die, die einem nahe stehen, mehrere andere gleich sehr zu billigende Handlungen sind auch nicht dahin zu rechnen, und beschäftigen denjenigen, dessen Leben auf Ideen beruht, nicht anders, als daß er sie thut, sie berühren ihn nicht weiter. Sie können aber auf einer Idee beruhen, und thun es in idealisch gebildeten Menschen immer. Diese Idee ist dann die des allgemeinen Wohlwollens, die Empfindung des Mangels desselben wie einer Disharmonie, wie eines Hindernisses, das es unmöglich macht, sich an die Ordnung höherer und vollkommener Geister und an den wohlthätigen Sinn, der sich in der Natur ausspricht und sie beseelt, anzuschließen. Es können aber auch jene Handlungen aus dem Gefühl der Pflicht entspringen, und die Pflicht, wenn sie bloß aus dem Gefühl der Schuldigkeit fließt, ohne alle und jede Rücksicht auf Befriedung einer Neigung oder irgend eine selbst göttliche Belohnung, gehört gerade zu den erhabensten Ideen. Von diesen muß man hingegen auch absondern, was bloß Kenntniß des Verstandes und des Gedächtnisses ist. Die kann wohl zu Ideen führen, verdient aber nicht selbst diesen Namen. Sie sehen schon hieraus, daß die Idee auf etwas Unendliches hinausgeht, auf ein letztes Zusammenknüpfen, auf etwas, das die Seele noch bereichern würde, wenn sie sich auch von allem Irdischen losmachte. Alle großen und wesentlichen Wahrheiten sind also von dieser Art. Es giebt aber sehr viele Dinge, die sich nicht ganz mit den Gedanken fassen und ausmessen lassen, und darum doch nicht minder wahr sind. Bei vielen von diesen tritt dann die künstlerische Einbildungskraft ein. Denn diese besitzt die Gabe, das Sinnliche und Endliche, zum Beispiel die körperliche Schönheit, auch unabhängig vom Gesicht und seinen seelen-

vollen Ausdruck, so darzustellen, als wäre es etwas Unendliches. Die Kunst, die Poesie mit eingeschlossen, ist daher ein Mittel, sehr vieles in Ideen zu verwandeln, was ursprünglich und an sich nicht dazu zu rechnen ist. Selbst die Wahrheit, wenn sie auch hauptsächlich im Gedanken liegt, bedarf einer solchen Zugabe zu ihrer Vollendung. Denn wie wir bisher die Idee nach ihrem Gegenstand betrachtet haben, so kann man sie auch nach der Seelenstimmung schildern, die sie fordert. Wie sie nun, dem Gegenstand nach, ein Letztes der Verknüpfung ist, so fordert sie, um sie zu fassen, ein Ganzes der Seelenstimmungen, folglich ein vereintes Wirken der Seelenkräfte. Gedanke und Gefühl müssen sich innig vereinigen, und da das Gefühl, wenn es auch das Seelenvollste zum Gegenstande hat, immer etwas Stoffartiges an sich trägt, so ist nur die künstlerische Einbildungskraft im Stande, die Vereinigung mit dem Gedanken, dem das Stoffartige widersteht, zu bewirken. Wer also nicht Sinn für Kunst oder nicht wahren und ächten für Musik oder Poesie besitzt, der wird überhaupt schwer Ideen fassen, und in keiner gerade das wahrhaft empfinden, was darin Idee ist. Es ist ein solcher Unterschied zwischen den Menschen in ihrer ursprünglich geistigen Anlage gegründet. Die Bildung thut hierzu nichts. Sie kann wohl hinzuthun, nie aber schaffen, und es giebt hundert künstlerisch und wissenschaftlich gebildete Menschen, die doch in jedem Worte deutlich beweisen, daß ihnen die Naturanlage, mithin alles fehlt. Der große Werth der Ideen wird vorzüglich an Folgendem erkannt: Der Mensch läßt, wenn er von der Erde geht, alles zurück, was nicht ganz ausschließlich und unabhängig von aller Erdenbeziehung, seiner Seele angehört. Dies aber sind allein die Ideen, und dies ist auch ihr ächtes Kenn-

zeichen. Was kein Recht hätte, die Seele noch in den Augenblicken zu beschäftigen, wo sie die Nothwendigkeit empfindet, allem Irdischen zu entsagen, kann nicht zu diesem Gebiete gezählt werden. Allein diesen Moment, bereichert durch geläuterte Ideen zu erreichen, ist ein schönes, des Geistes und des Herzens würdiges Ziel. In dieser Beziehung und aus diesem Grunde nannte ich die Ideen das einzig Bleibende, weil nichts anderes da haftet, wo die Erde selbst entweicht. Sie werden mir vielleicht Liebe und Freundschaft entgegenstellen. Diese sind aber selbst Ideen und beruhen gänzlich auf solchen. Von der Freundschaft ist das an sich klar. Von der Liebe erlassen Sie mir zu reden. Es mag an sich eine Schwachheit sein, aber ich spreche das Wort ungern aus, und habe es eben so wenig gern, wenn man es gegen mich ausspricht. Man hat oft wunderbare Ansichten von der Liebe. Man bildet sich ein, mehr als einmal geliebt zu haben, will dann gefunden haben, daß doch nur das einemal das Rechte gewesen sei, will sich getäuscht haben oder getäuscht sein. Ich rechte mit niemandes Empfindungen. Aber was ich Liebe nenne, ist ganz etwas anderes, erscheint im Leben nur einmal, täuscht sich nicht und wird nie getäuscht, beruht aber ganz und vielmehr noch auf Ideen.

Ich fürchte aber, Sie ermüdet zu haben, ohne Ihnen vollkommen klar zu werden. In diesem Fall verzeihen Sie mir. Sie wollten ausdrücklich, daß ich Ihnen darüber schreiben sollte, und die Schwierigkeit liegt in der Sache. Vielleicht aber finden Sie doch etwas darin, woran Sie sich halten können, und wenn Sie von da aus Fragen thun, so kann ich Ihnen weitere Erläuterungen geben, was ich von Herzen gern thun will. Wie immer der Ihrige. H.

Zweiundvierzigster Brief.

Tegel, den 7. April 1833.

Ich bin schon lange im Besitz Ihres Briefes, liebe Charlotte, habe aber nicht früher dazu kommen können, ihn zu beantworten. Sie haben ihn bloß vom Monat März datirt und gegen Ihre Gewohnheit nicht den Tag des Abgangs bemerkt. Ich bitte Sie, ihn künftig immer hinzuzusetzen. Ein Brief, von dem man nichts als den Monat weiß, ist eine zu unbestimmte Mittheilung, und ich habe immer auf die Tage gehalten. Man kann eher noch etwas im Raum unbegränzt lassen. Die Empfindung der Zeit greift überhaupt tiefer in die Seele ein, was wohl daran liegt, daß der Gedanke und die Empfindung sich in der Zeit bewegen.

Ich habe oft, fast von meiner Kindheit an, angefangen Tagebücher zu halten, und sie nach einiger Zeit wieder verbrannt. Es thut mir aber sehr leid, nicht wenigstens von jedem Tag aufgezeichnet zu haben, wo ich war, und was ich vorzüglich that, oder was mir begegnete. Ich würde mich sehr freuen, das von meinem zehnten Jahre an zu besitzen. Von ausführlichen Tagebüchern und solchen, die Beurtheilungen der Handlungen und Gesinnungen enthalten sollen, halte ich sonst nicht viel. Es geht einem, wie man es anfangen möge, nie ganz ein, für sich

selbst und an sich selbst gerichtet zu schreiben. Wenn man das Geschriebene auch niemand zeigt noch zeigen würde, so schreibt man doch wie einem imaginirten Publikum gegenüber. Man ist wirklich mehr befangen, als wenn man die Selbstbeurtheilung an eine einzelne bestimmte Person richtet. Das Interesse an dieser zieht da die Seele davon ab, sich zu sehr mit sich selbst zu beschäftigen und zu sehr auf sich Rücksicht zu nehmen, stellt dadurch die Unbefangenheit wieder her und befördert die Naivetät der Erzählung. Ueberhaupt ist nicht eben zu fürchten, daß man sich in solchen Aufzeichnungen über sich selbst zu sehr schont, oft liegt sogar die Uebertreibung der Wahrheit im Gegentheil. Was dagegen eher zu fürchten sein kann, ist, daß die Eitelkeit dabei Nahrung findet. Man hält leicht, je mehr man sich mit sich selbst beschäftigt, alles, was einen betroffen hat, für außerordentlicher, als was Andern begegnet ist, und legt auf jeden Zufall wie auf eine Absicht Werth, welche Gott mit uns gehabt hätte. Indeß können solche Fehler vermieden werden, und dann wird gerade ein solches Tagebuch zu einer zugleich anziehenden und nützlichen Selbstbeschäftigung.

Die Zeit ist nur ein leerer Raum, dem Begebenheiten, Gedanken und Empfindungen erst Inhalt geben. Da man aber weiß, daß sie, wenn man auch viel Einzelnes davon kennt, diesen Inhalt freudvoll und leidvoll für empfindende Menschen getragen hat, so ist sie an sich immer das Herz ergreifend. Auch ihr stilles und heimliches Walten hat etwas magisch Anziehendes. Der Tag, an dem einen ein großes Unglück begegnet, ist eine lange Reihe von Jahren ungeahndet an einem vorbeigegangen, und eben so still und

unbekannt schreitet der an uns vorüber, an dem uns ein Unglück unwandelbar bevorsteht. Denkt man aber der Folge der Zeit nach, so verliert man sich darin wie in einem Abgrund. Es ist nicht Anfang noch Ende. Ein großer Trost liegt aber im Wandel, da er immer an ein höchstes Gesetz, an einen ewig lenkenden Willen in unverrückter Ordnung erinnert. Das Erkennen dieser Ordnung ist in allen Welteinrichtungen, bei der Hinfälligkeit der menschlichen Natur und der scheinbar oft regellos zermalmenden Gewalt der Elemente, etwas sehr Beruhigendes. Am regelmäßigen Sonnenlauf und Mondeswechsel muß das auch ganz rohen Nationen anschaulich werden. Je mehr die Kenntniß der Natur zunimmt, desto mehr wächst die Zahl der Beweise dieser Ordnung. Zur eigentlichen Einsicht in den Sternenlauf ist schon wissenschaftliche Beobachtung nothwendig. Steigt diese, wie bei uns, zum höchsten Grade, so werden wieder Abweichungen bemerkbar und Dinge, die sich in die sonstige Ordnung nicht passen lassen. Diese sind sichere Beweise, daß die Forschung noch ein neues Feld zu Entdeckungen vor sich hat. Denn alles wissenschaftliche Arbeiten ist nichts anders, als immer neuen Stoff in allgemeine Gesetze zu bringen.

Sie klagen im Ganzen über Ihr Gedächtniß, nehmen aber einiges aus. Mehr können Wenige von sich sagen. Das Gedächtniß ist nach Gegenständen vertheilt, und in niemanden ist es für alle gleich gut. Das angenehmste ist ein leichtes Gedächtniß für Gedichte. Ist das mit wahrem Geschmack in der Auswahl, und mit Talent im Hersagen verbunden, so giebt es keine andere, das Leben gleich verschönende Gabe. Zum guten Hersagen gehört aber un-

endlich viel: zuerst freilich nur Dinge, die jede gute Erziehung jedem geben kann, richtiges Verstehen des Sinnes, eine gute, deutliche, von Provinzialfehlern freie Aussprache; aber dann freilich Dinge, welche nur angeboren werden, ein glückliches, schon in sich seelenvolles Organ, ein feiner musikalischer Sinn für den Fall des Silbenmaßes, ein wahrhaft dichterisches Gefühl, und hauptsächlich ein Gemüth, in dem alle menschlichen Empfindungen rein und stark widerklingen. Der Genuß, den ein solches Wiedergeben wahrhaft schöner Gedichte gewährt, ist in der That ein unendlicher. Er ist mir oft und im höchsten Grade geworden, und ich rechne das zu den schönsten Stunden des Lebens. Aber auch das eigne Auswendiglernen und Auswendigwissen von Gedichten, oder von Stellen aus Gedichten, verschönert das einsame Leben, und erhebt oft in bedeutenden Momenten. Ich trage mich von Jugend an mit Stellen aus dem Homer, aus Göthe und Schiller, die mir in jedem wichtigen Augenblicke wiederkehren, und mich auch in den letzten des Lebens nicht verlassen werden. Denn man kann nichts Besseres thun, als mit einem großen Gedanken hinüber gehen.

Ich befinde mich, Gott sei gedankt, recht wohl, gehe aber doch den Sommer wieder ins Seebad nach Norderney. Man findet, daß es meine Schwächlichkeiten vermindert hat. Das sehe ich nun zwar nicht, und auch Sie werden es an meinem Schreiben wenigstens nicht gewahr werden. Allein das ist wohl möglich, und das glaube ich sogar selbst, daß der jährliche Gebrauch des Bades diese meine Schwächlichkeiten auf dem Punkte erhält, auf dem

sie jetzt sind. Vielleicht sind auch die Wellen unschuldig daran. Aber man ist gern dankbar, und die See ist ein so schöner und großer Gegenstand, daß man ihr gern dankbar ist. Gern gehe ich aber nicht hin, es ist mir eine lästige Störung. Aber wenn ich mich einmal in das Nothwendige fügen muß, so nehme ich mir das Angenehme heraus, und gehe leicht über das Lästige hinweg, ob ich mich gleich von meiner hiesigen Einsamkeit so ungern als von einer geliebten Person trenne.

Ich komme diesmal erst am Ende zu Ihnen, liebe Charlotte, Sie müssen das nicht einer geringeren Theilnahme zuschreiben. Ich wollte Sie zu mir herüber ziehen, worauf Sie ja so gern und gütig immer eingehen. Gewiß nicht, daß ich nicht vollkommen mit Ihrer Stimmung zufrieden wäre. Die Wehmuth nach dem Verlust einer geliebten Freundin ist so natürlich, und wenn das Schicksal dies herbeiführt, so ist die Wehmuth eine wohlthätige Empfindung. Die edle ist immer von stiller Ergebung begleitet, und daß diese sich vorzugsweise in Ihrem letzten Brief ausspricht, macht ihn mir so werth. Diese Ergebung liegt ganz gewiß in der Grundbildung Ihres Gemüths, sie macht einen hauptsächlichen Theil seines Grundwesens aus, und ich habe nie Mangel darin bei Ihnen gefunden; doch scheint es mir, als wenn sie noch mehr als früher und klarer in Ihnen hervorgehe. Die sichere Probe ist, wenn Ergebung mit Heiterkeit in Verbindung tritt.

Mit der Gegenwart sind Sie so dankbar zufrieden. Vertrauen Sie auch der Zukunft, und hegen keine ängstlichen Besorgnisse. Sie ist allerdings ungewiß, aber bedenken Sie, daß die ewige Güte wacht, daraus entspringt Vertrauen, und dies muß man im Herzen nähren. Mit inniger Theilnahme unveränderlich der Ihrige. H.

Dreiundvierzigster Brief.

Tegel, den 28. April 1833.

Ich fange einen Brief an Sie an, liebe Charlotte, ehe ich den Ihrigen erhalten habe.

Wir müssen dies Jahr ungewöhnlich lange auf den Frühling warten, nur Gesträuche grünen, aber nirgends sind noch wahre Blätter. Bäume wie Eichen und Akazien, die ihrer Natur nach spät ausschlagen, werden einen kurzen Sommer haben, wenn sie erst im Anfang Junius das volle Laub bekommen, das sie schon im September wieder anfangen zu verlieren. Im hohen Norden ist es zwar auch so, aber es liegt darin eine Art von Ausgleichung der Natur, daß die Vegetation, wenn sich ihr Erstarren einmal gelöst hat, mit einer unglaublichen Schnelligkeit zu vollen Entfaltung fortschreitet. Ich habe es nicht nördlicher als Königsberg gesehen, es ist aber nicht zu sagen, wie dort im vollen Frühling jeder Morgen einen ganz veränderten Anblick gegen den vorigen Tag darbietet. In südlichen Ländern ist wieder der Unterschied zwischen Winter und Frühling zu geringe, und das Gefühl des fröhlichen Erwachens der Natur wird weniger auffallend rege. Man wird freilich dafür durch tausend andere Vorzüge reichlich entschädigt, und fühlt dafür auch nicht die todte Erstarrung unsers Winters. Der Wunsch, den Wechsel recht merklich zu empfinden, ist wie der Wunsch, Schmerz zu haben, um sich an der Genesung zu erfreuen. Unserm Klima ähnlich,

aber viel glücklicher in früherer Entfaltung der Natur, größerer Beständigkeit und längerer Dauer der schönen Jahreszeit sind einige Gegenden des südlichen Deutschlands und der Schweiz, wo die hohen Gebirge nicht zu nahe stehen, namentlich die reizenden Ufer des Bodensees. Dort ist der Frühling wirklich in aller seiner Pracht.

Es mag doch an der sonderbaren Jahreszeit liegen, daß sehr viele Erkrankungen hier sind, wenn auch im Ganzen einzelne, doch immer wenige Todesfälle erfolgt sind. Unter diesen war hier ein allgemein betrauerter und doppelt betrauernswürdiger, weil der Verstorbene mit Recht überall sehr geliebt war, und weil dieselbe Familie hinter einander so schreckliche Verluste durch den Tod erlitten hat. Sie haben gewiß in den Zeitungen gelesen, daß in Berlin der Fürst Radziwill gestorben ist. Er hatte eine königliche Prinzessin, eine Cousine unsers Königs, zur Gemahlin. Sie hatten sich, ohngefähr zu gleicher Zeit als ich, aus reiner Neigung geheirathet. Die Prinzessin ist eine der geistvollsten Frauen, die es gegeben hat; der Fürst war sehr liebenswürdig und überall hülfreich. Sein Talent für Musik war ausgezeichnet und anerkannt. Er hat einen großen Theil von Goethe's Faust in Musik gesetzt. Etwa drei Jahre können es sein, daß diese beiden Eltern in ihrer sonst so glücklichen Lage das Unglück hatten, zwei völlig erwachsene Söhne in kurzem Zwischenraum an der Schwindsucht zu verlieren. In diesem Winter bekam die älteste Prinzessin plötzlich einen Blutsturz, und ist seitdem so offenbar schwindsüchtig, daß man an ihrem Aufkommen verzweifelt. Vierzehn Tage nach ihrem Erkranken starb der Vater, den man bloß an der Grippe krank glaubte, ganz unerwartet. In der großen Schwäche, worin die anmuthige Tochter sich befand, durfte sie den Tod nicht erfah-

ren. Man kann sich kaum denken, was die arme Mutter litt, was es ihr kosten mußte, bei der Tochter heiter zu scheinen, und von dem schon zu seiner Ruhestätte eingegangenen Vater wie von einem bald Genesenden zu reden, und diese Täuschung wochenlang fortzusetzen. Es gehört die ganze Stärke und Ergebung dazu, welche diese außerordentliche Frau besitzt.

Gall, dessen Sie in Ihrem Briefe erwähnen, habe ich noch persönlich gekannt und seinen Lehrstunden über die Schädellehre in Wien 1797 beigewohnt. Ich habe keinen Augenblick daran geglaubt. Es war eine der Erfindungen, die, wenn man sie des Charlatanismus entkleidet, der sie umgiebt, eine sehr dürftige Wahrheit hinterlassen. Gall's eigentliches wissenschaftliches Verdienst besteht darin, daß er die wahre Form und Zusammenfaltung der Gehirnmasse zuerst richtig eingesehen, begriffen und gezeigt hat. Außerdem war er ein sehr guter Arzt. Er starb gerade, als ich das letztemal in Paris war, und ich habe ihn noch dort gesehen. Er hatte in seinem Testament verordnet, daß gleich nach seinem Tode sein Kopf abgelöst und sein Schädel seiner Sammlung einverleibt werden sollte, was auch pünktlich geschehen ist. Da er kein Honorar für seinen Unterricht nahm, so konnte ich ihm die Gefälligkeit nicht abschlagen, meinen Kopf für ihn in Gyps abformen zu lassen. Dies geschieht unmittelbar über die Natur, wie es bei Todten geschieht, und so ungeschickt als es bei ihm gemacht wurde, brachte es einen dem Ersticken sehr nahe. Meine Gypsform muß noch in seiner Sammlung sein. Dies war übrigens kein beneidenswürdiges Schicksal. Denn alle Laster, die man der Theorie nach hätte haben sollen, aus de-

ren Schlingen man sich aber glücklich gezogen hatte, wurden einem da, so oft man die Ehre genoß, in einer Vorlesung vorgezeigt zu werden, in nur zu klaren und unzweideutigen Ausdrücken, da Gall sich sehr roh und ungebildet zu äußern pflegte, vorgeworfen, wie ich an merkwürdigen Beispielen selbst gehört habe. Er hat mich gewiß nicht mehr geschont als Andere, und hat darin ganz recht gethan, da ich in gar keinem nähern Verhältnisse zu ihm stand. Der Grundfehler des Gallischen Systems ist der, daß er gar nicht einsah, daß alle moralischen und intellektuellen Kräfte im Menschen so in Verbindung stehen, und so ein zusammenhängendes Ganze ausmachen, daß sich gar nicht nach so oberflächlicher Abtheilung verschiedene Organe annehmen lassen, als er auf das allerwillkürlichste entscheidet. Darin, in der wahren geistvollen Würdigung des Menschen, war Lavater ein ganz anderer Kopf und ein ganz anderes Gemüth. Leben Sie wohl, erfreuen Sie sich des Frühlings und rechnen Sie auf meine unwandelbare Theilnahme. H.

Vierundvierzigster Brief.

Tegel, den 14. Juni 1833.

Machen Sie sich nie darüber Sorge, liebe Charlotte, wenn Ihr Brief sich einmal verspätet. Sie müssen mir nur dann schreiben, wenn Sie Kraft und Stimmung dazu in sich fühlen, und Ihnen die Unterhaltung mit mir zur Erheiterung gereicht. Sie haben mir mehr als einmal gesagt, daß im Fall eines Erkrankens, auch wenn Sie es mir nicht selbst melden könnten, was noch nie Ihr Fall gewesen, Sie Mittel haben mir Nachricht zu geben, — so bin ich auch beruhig, wenn einmal ein Brief von Ihnen nicht pünktlich, wie ich es gewöhnt bin, einläuft. Auch Ihnen wird diesmal mein Brief später zukommen, als sich die Gewohnheit bei mir gebildet hat Ihnen zu schreiben; das ist aber diesmal nur Folge zufälliger Ursachen, nicht der inneren Stimmung, die ich glücklicherweise von äußeren Zufälligkeiten frei und unabhängig zu erhalten strebe. Aber innig leid thut es mir, wie ich schon es erkannte in Ihrem Briefe, daß Sie erschöpft an Kräften, überarbeitet und angestrengt waren, und Sie mir erst sagen wollten, wenn Sie ausgeruht und etwas wohler waren. Ich rede freilich, wie Sie bemerken, der Arbeitsamkeit das Wort, ehre ganz vorzüglich die Ihrige, sie muß aber doch das Maß der Kräfte nicht überschreiten. Ich möchte indeß die Mattigkeit und Schwäche, worüber Sie klagen, nicht sowohl der Arbeit an sich zuschreiben;

ich glaube vielmehr, daß die Grippe dabei im Spiel gewesen ist. Auch hier ist es Vielen auf ähnliche Weise gegangen. Die, wie man nicht leugnen kann, epidemische Krankheit hat sich offenbar auf zweifache Weise geäußert. Bei der großen Anzahl der Menschen ist sie ganz eigentlich zum Durchbruch gekommen, hat einen kurzen, mehr oder minder heftigen Verlauf gehabt, ist dann gewichen, hat aber eine große Mattigkeit hinterlassen. Oft auch sind andere Krankheiten, namentlich Nervenfieber nachgefolgt. Andere Personen sind scheinbar nicht krank geworden, haben aber Schwere und Mattigkeit der Glieder gefühlt, gleich als hätten sie eine schwere Krankheit durchgemacht, und diese haben eigentlich mehr als jene gelitten, da dieser auch an sich sehr unangenehme Zustand zu keiner Krisis kam, und daher sich viele Wochen hindurch ohne merkliche Besserung fortsetzte. So mag es leicht auch bei Ihnen, liebe Freundin, gewesen sein, und dann hat die Anstrengung der Arbeit natürlich das, ohne zum vollen Ausbruch zu kommen, in den Gliedern schleichende Uebel noch vermehrt. Sehr viel kann man auch auf die wirklich sehr große Hitze schieben, die wir im Mai hatten. Aber ich bitte Sie inständig, sich so großer Anstrengung nicht wieder hinzugeben — ich weiß recht gut zwar, was Sie mir einwenden werden und oft einwendeten, das Entweder, Oder, aufgeben — was nicht angeht — oder den momentanen Forderungen entsprechen. Ich habe mir sonst immer weibliche Arbeiten reizend vorgestellt, weil sie wohl einen Grad der Aufmerksamkeit erheischen, aber doch den Geist nicht so beschäftigen, daß er nicht vielfach dabei in Gedanken, Phantasien und Träumen herumschweifen könnte. Es hat mir geschienen, als wenn sogar darum das Leben der Frauen anziehender, und, wenn sie sonst Geist und Gemüth be-

sitzen, bildsamer sei als das der Männer. Sehr viele, ja fast die meisten männlichen Arbeiten nähren eigentlich den Geist wenig oder gar nicht, erlauben doch aber auch nicht, die Gedanken dabei auf irgend etwas anderes zu wenden. Die besten Kräfte des Gemüths bleiben unbeschäftigt, und wenn sie in Perioden fallen, wo man von irgend einem Unglück betroffen worden ist, so versetzen sie, wie ich aus mehrmaliger eigner Erfahrung weiß, die Seele in die widrigste Spannung. Denn zerstreuen lassen sich tiefe Gemüther nicht, sie finden vielmehr sich selbst und mit sich die Ruhe dadurch wieder, daß sie sich absichtlich mit den Gegenständen ihres Grams beschäftigen. Den Beweis von dem, was ich eben über den Gegensatz weiblicher und männlicher Arbeit sagte, fand ich und finde ich noch in der alltäglichen Erfahrung, daß alle Geschäftsmänner, denen man weder Umsicht noch Kenntnisse absprechen kann, doch meistentheils leere und stumpfgewordene Leute sind, ihre Frauen hingegen, und gerade in solchen äußeren Verhältnissen, wo der Hausfrau wenig oder keine freie Zeit übrig bleibt, die sie ihrer Bildung widmen können, geistesaufgeweckt und innerlich lebendig bleiben. Ich selbst habe mich oft in maschinenartigen Arbeiten, die auch Männern bisweilen vorkommen, deshalb gehen lassen, um dabei an etwas anderes zu denken. Allein nicht jeder mag so gestimmt sein, und ich will daher nicht von mir auf Andere schließen. Ich ziehe überhaupt die Selbstbeschäftigung immer dem Lesen vor, und muß mich zu letzterem oft wie zu einer lästigen Arbeit zwingen. Ich denke dann nicht gerade über wichtige Gegenstände nach, ich träume auch nicht geradezu, aber ich gerathe in Stimmungen, die mich über die Gegenwart, sie sei freudig oder

traurig, hinwegsetzen und der Seele den Gleichmuth geben, der ihr so unendlich wohlthätig ist.

Ich reise am 2. Juli nach Nordernei ab, und wünsche sehr, liebe Charlotte, noch einen Brief von Ihnen zu erhalten. Ich bitte Sie also recht sehr darum. Ob ich selbst Ihnen noch werde von hier schreiben können, weiß ich nicht, und vermag es wenigstens nicht gewiß zu versprechen. Von der Reise aus ist es mir gewiß nicht möglich. Ich thue es aber gewiß gleich nach meiner Ankunft in Nordernei.

Mit treuer und unveränderlicher Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Fünfundvierzigster Brief.

Berlin, den 1. Juli 1833.

Ich reise morgen ab, liebe Charlotte, gehe über Hamburg, und meine Töchter begleiten mich, da sie auch das Bad gebrauchen wollen. Ich danke Ihnen sehr für Ihren am 19. v. M. abgegangenen Brief, und freue mich, daß ich noch die Nachricht empfangen habe, daß Sie wieder wohl sind. Ich befinde mich sehr wohl bis auf das Zittern, das natürlich zunimmt, je weiter die letzte Badekur und ihre Wirkung zurück tritt. Ich habe mich gewundert, daß Sie neulich schrieben, meine Schriftzüge wären fester. Ich fühle bestimmt, daß es mit meinem Schreiben schlechter geht. Ich schreibe so ungemein langsam, daß ich das eigne Schreiben noch viel mehr werde beschränken müssen, als ich es schon thue. Es wäre eine Sünde gegen die Zeitanwendung, so lange man noch ganz fähig ist mit dem Kopf ohne die Hand zu arbeiten.

Sagen Sie mir doch, ob in K. Homöopathie getrieben wird. Ich maße mir zwar kein Urtheil über die Sache an, würde mich aber selbst nie so kuriren lassen. Die Kurart scheint mir wenigstens so viel Uebertriebenes zu haben, daß sie dadurch an Charlatanerie grenzt.

Ich kann Ihnen nicht bestimmen, wann ich Ihnen wieder schreiben werde. Da das Schreiben mir Mühe und Zeit kostet, so könnte es sein, daß ich nicht gleich nach meiner Ankunft dazu käme. Aengstigen Sie sich also nicht.

Ueberhaupt können Sie nicht glauben, welch einen störenden Eindruck es immer auf mich macht, die Unruhe in denen zu wissen, die Theil an mir nehmen, selbst dann, wenn, wie hier gar nicht der Fall ist, Grund dazu vorhanden wäre. Die gefaßte Ruhe ist, wo wirkliche Besorgniß eintritt, eine so viel edlere, den tiefen Gefühlen so viel würdigere Stimmung. Unruhe aber ohne alle gegründete Besorgniß kann nur wieder, und ganz unnütz, beunruhigend wirken. Ich wünsche, daß Sie mir zweimal nach Norderney über Aurich schreiben, so daß der erste Brief den 20. Juli, der zweite den 15. August dort eintreffe.

Mit herzlicher und unveränderter Theilnahme der Ihrige.

H.

Sechsundvierzigster Brief.

Nordernei, den 13. Juli 1833.

Ich bin gestern Mittag gesund und glücklich hier angekommen, liebe Charlotte, und gebe Ihnen gleich Nachricht davon, weil ich weiß, daß es Sie interessirt. Das Fahren hat mich nicht besonders angegriffen, obgleich ich einige lange Tagereisen gemacht habe. Allein heute beim Baden habe ich doch gefühlt, daß ich schwächer an Kräften als im vorigen Jahre bin. Ich habe deutlich gefühlt, daß ich weniger fest und sicher gegen den Andrang der Wellen stand als im vorigen Jahre. Die Badeleute schieben das freilich auf die Ungewohntheit, aber das eigne Gefühl täuscht nicht, und die Zeit will ihr Recht haben.

In Hamburg war ich seit beinahe vierzig Jahren nicht, und fand sehr erhöheten Wohlstand, viel mehr Betriebsamkeit und überall Verbesserungen im Inneren und Aeußeren. Sogar auf dieser kleinen Insel ist dies der Fall seit der letzten Badezeit. Wie auch die sogenannten großen politischen Angelegenheiten stehen mögen, die einzelnen Menschen und Familien gehen ihren Weg mit geringer Störung fort, streben sich ihre Lage besser und gewinnreicher zu machen, benutzen die Mittel, welche die Zeit in sich immer vermehrenden Maßen dazu an die Hand giebt, und vermehren diese Mittel selbst dadurch, daß sie dieselben benutzen. Dies ist ein sehr tröstender Gedanke, und der große Gang der Schicksale des Menschengeschlechts zeigt sich darin viel we-

niger abhängig von fremder Willkür und Zufall, als es beim ersten Anblick erscheint. In Hamburg habe ich nur meine ältesten Bekannten aufgesucht, unter andern einen, mit dem ich vor mehr als dreißig Jahren Spanien durchreiste. Er war damals ein blutjunger Mensch, und hat jetzt eine Reihe blühender Kinder. Klopstock's Grab sah ich mit Rührung. Ich habe ihn noch recht gut gekannt. Mein Gefühl für ihn entspringt doch aber mehr aus frühem Lesen seiner Gedichte. Jetzt ist man freilich in der Poesie an etwas noch tiefer Gehaltvolles gewöhnt, und würde schwer in Klopstock's Werken anhaltend viel lesen mögen. Es hat sich ein höherer und offenbar mehr dichterischer Sinn erschlossen. Aber einzelne Oden, wie Anklänge aus einer in andrer Art edeln Zeit, behalten noch jetzt einen hohen Reiz. In dem Leben des Mannes hat mir immer mißfallen, sogar noch in seiner Grabschrift, daß er seine zwiefache Ehe gleichsam heraushob. Wenn die erste eine glückliche war, habe ich von früh an einen Widerwillen gegen zweite Ehen gehabt. Nach den gewöhnlichen moralischen, ja nach religiösen Begriffen läßt sich nichts dagegen sagen; aber die höhere Sittlichkeit und das ächte Zartgefühl erheben sich dagegen. Auch scheint eine gewisse Ahndung davon allgemein zu sein. Denn in der griechischen Kirche, wo die Priester sich verheirathen dürfen, sind ihnen doch die zweiten Ehen untersagt.

Die Lage von Hamburg hat mich aufs neue durch ihre Anmuth überrascht. Der große Strom und die prachtvollen Bäume würden an sich reizend und einladend sein, wenn auch die Wohlhabenheit und der Geschmack der Bewohner sie nicht in große und schöne Gärten, reich an Blumen und exotischen Gewächsen, umgeschaffen hätten.

Das Jahr theilt sich für mich jetzt immer in zwei andere Hälften, als die der Kalender angiebt, in die zwei Monate, die ich auswärts zubringe, und die zehen ungestört ruhigen Aufenthalts zu Hause. Die letzten sind mir die allein angenehmen, und ich betrachte den Tag nach meiner Rückkunft in Tegel als den ersten eines neu beginnenden Jahres. Ich lächle bisweilen über mich selbst, daß ich mich so gläubig um zwei schöne Monate des Jahrs bringe. So wie man es vernünftig überlegt, sieht man ein, wie mißlich es um den Nutzen solcher Reisen steht, und daß diejenigen, die sich nicht darauf einlassen, darum nicht schlimmer dran sind. Der Erfolg ist, wie auch mein Beispiel beweist, nie recht entschieden, ein mehr oder weniger, worauf auch die Einbildung oft noch mitwirkt. Ich gehe bloß hierher, weil es mein Arzt so will, und es mein Grundsatz ist, ihm unbedingt zu folgen, in den Mitteln, die mir zu Gebote stehen. Er hat die Vernunftmäßigkeit seiner Kurart zu verantworten, und mein Befinden ist daher mehr seine als meine Sache. Er muß daher die freie Wahl der anzuwendenden möglichen Mittel haben.

Innerlich und geistig sehe ich meinen hiesigen Aufenthalt dadurch als wohlthätig an, daß mich die Entfernung von vielen Büchern mehr zum freien, stillen eignen Nachdenken zwingt. Ich lebe ganz und ausschließlich meinen wissenschaftlichen Beschäftigungen, an die sich glücklicherweise auch alle Andenken anschließen, die mir das Leben und die Vergangenheit theuer machen. Denn wenn man die Ideen tief genug verfolgt, so führen sie allemal zugleich in das Gebiet der tiefsten und rein menschlichsten Gefühle. Diese Beschäftigungen fordern nun zugleich freies Nachdenken und angestrengte Arbeit in Büchern. Beides geht nun zwar immer Hand in Hand, allein es ist nicht übel, zuweilen

gewaltsam von den Büchern abgezogen zu werden, nicht zur Erholung, deren man von geistiger, schon in sich stärkender Arbeit nicht bedarf, noch als Zerstreuung, sondern um in derselben Arbeit in ganz freiem, durch nichts Aeußeres geleitetem Nachdenken fortzufahren. In dieser Art wende ich den hiesigen Aufenthalt an, und bedarf also keiner Menschen und klage nie über Langeweile. Dabei ist das Meer und sein beständiger Anblick, so öde auch Strand und Insel sind, eine schöne Zugabe.

Es sind neulich fünf Theile nachgelassener Werke von Goethe erschienen. Der eine enthält die Fortsetzung seines Lebens, unter dem alten Titel: „Wahrheit und Dichtung." Es sind darin die Jahre 1774 und 75 beschrieben, und ein Prediger Ewald in Offenbach wird mehrmals darin erwähnt. Etwas Besonderes wird nicht von ihm erzählt; er wird nur von Goethe genannt als zu dem Kreise gehörig, in dem auch er damals lebte. Dies ist doch wohl derselbe Ewald, von dem Sie mir oft schrieben? Sagen Sie es mir doch ausdrücklich.

Leben Sie wohl. Unveränderlich der Ihrige. H.

Siebenundvierzigster Brief.

Nordernei, den 2. August 1833.

Mit dem Anfange dieses Monats ist gerade die Hälfte meiner Badekur vollendet, liebe Freundin, und es wird Ihnen Freude machen, wenn ich Ihnen sage, daß ich sie ununterbrochen habe fortsetzen können, und befinde mich, Dank sei es der Vorsehung, sehr wohl. Von der gänzlichen Wirkung läßt sich erst nach Monaten urtheilen. Dem Erfolg bis jetzt nach zu schließen, wird sie hoffentlich nicht geringer als im vorigen Jahre sein. Hier werde ich fast allgemein, meiner eigenen Schwächlichkeiten ungeachtet, für stark gehalten, und gewissermaßen könnte ich mir selbst so erscheinen. Denn kein noch so junger rüstiger Mann braucht das Bad stärker als ich, und ich fühle mich niemals nur einen Augenblick davon angegriffen. Ich nehme nie etwas Stärkendes nachher, und beschäftige mich, wenn ich nicht der Luft im Gehen genießen will, mit jeder Sache, die mich gerade interessirt. Von der Witterung spüre ich gar keinen Einfluß. Einige Körperstärke setzt das allerdings voraus, und weil ich weiß, daß die Nachricht Ihnen Freude macht, gebe ich sie Ihnen. Aber die Hauptsache ist doch, das ganze Leben hindurch die Seele zur Ertragung jedes Ungemachs abgehärtet zu haben. Es ist unglaublich, wie viel Kraft die Seele dem Körper zu verleihen vermag. Es erfordert auch gar nicht eine große oder heldenmüthige Energie des Geistes. Die innere Sammlung reicht hin, nichts

zu fürchten und nichts zu begehren, als was man selbst in sich abwehren oder erstreben kann. Darin liegt eine unglaubliche Kraft. Man ist darum nicht in eine phlegmatische Ruhe versenkt, sondern kann dabei gerade von den tiefsten und ergreifendsten Gefühlen bewegt sein, ihre Gegenstände gehören nur nicht der äußeren Welt an, sondern sind höheren Dingen und Wesen zugewendet. Man ist nicht frei von Sehnsucht, vielmehr ihr oft hingegeben, aber es ist nicht die verzehrende, die nach äußerer Gewährung strebt, sondern eine eigne, nur die lebendige Empfindung von etwas Besserem und Schönerem, mit dem die Seele innig verwandt ist. — Das Wetter war hier seit unserer Ankunft für den Gebrauch des Bades sehr günstig. Denn da es immer windig und einigemal sehr stürmisch war, so war die See fast unausgesetzt sehr hoch und unruhig, und diesen heftigen Wellenschlag hält man gerade für sehr zuträglich. Mit Sonnenschein verbunden, wie wir ihn oft hatten, ist er zugleich ein reizender Anblick. Ueber Hitze hat man sich hier wohl selten zu beklagen. Da die Winde meistentheils vom Meer herkommen, so kühlen sie die Luft hinreichend ab. Auf Inseln, besonders auf kleinen, ist große Hitze eben so wie große Kälte selten. Wir haben aber in diesem Sommer wirklich sehr heiße Tage gehabt. Meine Liebe für große Wärme schreibt sich doch nicht, wie Sie glauben, aus meinem längern Aufenthalt in Spanien und Italien her, ich erinnere mich sie von früher Kindheit an gehabt zu haben.

Sie haben allerdings recht, wenn Sie sagen, Frau von Stael und Frau von Laroche werden schlimm im Goethischen Briefwechsel behandelt. Es ist dies Goethe's Schuld.

Im vertraulichen Briefwechsel kann man sich, wie im Gespräch, kleine Spöttereien erlauben, da man keine üble Absicht damit verbindet, und genau weiß, wie man verstanden wird. Wenn man aber solche Briefe vor das große Publikum bringt, muß man solche Stellen wegstreichen, und darum ist Goethe, der den Briefwechsel herausgegeben, zu sorglos gewesen. Solche kleine Flecken können aber einem Werke keinen Eintrag thun, das sonst einen solchen Reichthum an genialen und neuen Ideen enthält, und so das lebendige Gepräge des Gedanken-Austausches zweier großer Geister in sich trägt, denn es giebt nicht leicht eine Schrift, die einen so unendlichen Stoff zum Nachdenken darbietet, und so, nach allen Richtungen hin, die einzig richtig leitenden Ansichten angiebt. Der Stael mußten Goethe und Schiller Unrecht thun, da sie sie gar nicht genug kannten. Die Stael war bei weitem weniger von ihren schriftstellerischen Seiten, als im Leben, und von Seiten ihres Charakters und ihrer Gefühle. Geist und Empfindung waren in ihr auf eine ganz ihr angehörende Weise verschmolzen. Goethe und Schiller konnten das nicht so wahrnehmen. Sie kannten sie nur aus einzelnen Gesprächen, und auch da nur unvollkommen, da sie sich doch beide nicht französisch mit vollkommener Freiheit ausdrückten. Diese Gespräche griffen sie an, weil sie dadurch angeregt wurden, ohne sich doch in dem fremden Organ ganz und rein aussprechen zu können, und so wurde ihnen die lästig, die solche Gespräche veranlaßte. Von dem wahren, inneren Wesen der Frau wußten sie nichts. Was man von ihrer Unweiblichkeit sagte, gehört zu dem trivialen Geschwätz, das sich der gewöhnliche Schlag der Männer und Weiber über Frauen erlauben, deren Art und Wesen über ihren Gesichtskreis geht. Sich über das Höhere alles Urtheils

zu enthalten, ist eine zu edle Eigenschaft, als daß sie häufig sein könnte. Wirklich selbst vorzügliche Frauen, welche die Stael kannten, haben sie nie als unweiblich getadelt, und noch weniger kann man sie so in ihren Schriften finden.

Die Laroche habe ich selbst gleichfalls gekannt. Sie war sehr gutmüthig und mußte in ihrer Jugend schön gewesen sein. Von Geist war sie allerdings nicht ausgezeichnet. Allein ihre Schriften sind nicht ohne Wirkung auf die weibliche Bildung ihrer Zeit geblieben, wie ja auch Sie mir mehr als einmal von ihr mit großer Liebe geschrieben und ihr dies Lob beigelegt haben. In sofern hat die Frau ein Verdienst gehabt, das ihr auch Goethe und Schiller nie würden haben absprechen wollen. Sie dachten nur an den literarischen Werth, der freilich nicht groß war. Man muß aber auch, was sie in scherzhaft heiterer Laune hinschrieben, nicht als vollwichtigen Ernst aufnehmen. Die Epochen, in die uns diese Erinnerungen zurückführen, weichen allmählig in solche Ferne zurück, daß schon darum das Interesse an ihnen wächst. Auch erscheint immer mehr, was zur Charakterisirung der damals merkwürdigsten Personen dient. In den Urtheilen über sie wirkt noch die Stimmung mit fort, welche sie im Leben hervorbrachten; allein nach und nach tritt eine andere Stimmung ein, bis sich endlich das bildet, was man den bleibenden Nachruhm nennt. Die Menschen werden in diesem gewissermaßen zu Schattengestalten. Vieles was sie an sich tragen erlischt, und das Uebrigbleibende wird nun zu einer ganz andern Erscheinung. Dabei wird noch, was man von ihnen weiß, nach dem Geiste der jedesmaligen Zeit aufgenommen. So ungewiß steht es um das Bild, das auch die größten Menschen hinterlassen, und um die Geschichte!

Meine Badekur ist den 21. d. M. zu Ende, und ich werde also noch vor dem Ende desselben zurückgekehrt in Tegel sein. Ich fühle mich wohl und sehr gestärkt, und werde die Wirkung nach einiger Zeit noch mehr empfinden. Ich sage Ihnen das, liebe Freundin, schon jetzt und noch von hieraus, da Sie mir mit liebevoller Theilnahme so oft gesagt haben, daß Sie diese Nachrichten zuerst und vor allen andern in meinen Briefen suchen. So begegnen sie Ihnen schon am Schluß dieses Briefes und kommen Ihnen früher zu, was Ihnen, wie ich weiß, Freude macht. Aber richten Sie es nun auch so ein, daß ich einen Brief von Ihnen in Berlin vorfinde. Mit der innigsten und unveränderlichsten Theilnahme der Ihrige. H.

Achtundvierzigster Brief.

Tegel, den 6. Oktober 1833.

Ich sage Ihnen meinen herzlichsten Dank, liebe Charlotte, für Ihren lieben Brief, den ich bei meiner Zurückkunft hier vorfand, und der so viel Liebes und Gütiges über mich enthält. Von mir wiederhole ich nur mit ein paar Worten das, womit ich meinen letzten Brief schloß, daß ich mich gestärkt durch das Bad fühle, und auch Andere finden mich wohler. Auch bin ich durch die gar nicht sehr kleine Reise nicht angegriffen. Das Zittern nur hat nicht nachgelassen, das werden Sie an meinem Schreiben auch erkennen. Ob Sie nichts von Ihrem Befinden erwähnen, so scheint mir doch die Stimmung zu beweisen, daß Sie wohl sind. Sie wissen, welchen lebhaften Antheil ich daran nehme. Sie genießen doch gewiß auch recht in Ihrem Garten die schönen Tage, mit denen das sich zum Ende neigende Jahr scheint alle schlimmen Tage, an denen der Sommer reich war, wieder in Vergessenheit bringen zu wollen. Es ist merkwürdig, wie wunderschön das Wetter ist, eben so ausgezeichnet schön war der Frühling. Ich dächte in 20 Jahren kein so blüthenreiches Frühjahr hier erlebt zu haben. Die Pracht war über alle Beschreibung. Das schöne Wetter wird aber bei weitem nicht so dankbar von den Menschen erkannt, als man das bloß minder gute gleich übermäßig allgemein tadeln hört. Die Menschen scheinen zu meinen, daß, wenn ihnen auch der Himmel alle

übrigen Glücksgaben vorenthielt, er ihnen doch diese, gleichsam die wohlfeilste von allen, gewähren müsse. Wie viel dem Himmel das schöne Wetter kostet, ist freilich schwer zu berechnen. Allein in der Wirkung auf das Gemüth gehört ein wahrhaft schöner Tag zu den allerkostbarsten Geschenken des Himmels. Wenn man im Menschen eine gewisse mittlere Seelenstimmung als die Regel annehmen kann, so bringt mich schlechtes Wetter niemals unter dieselbe, dies erlaubt meine gegen alle äußeren unangenehmen Eindrücke sehr gut verwahrte Natur nicht. Aber ein schöner Tag oder eine strahlend sternhelle Nacht hebt mich unaussprechlich darüber empor. Denn man kann, gerade indem man die Empfindung des Schönen schärft, die Reizbarkeit gegen das Unangenehme abstumpfen.

Was Sie über Herder und Goethe sagen, und über die verschiedene Wirkung, welche die Schriften beider auf Sie haben, hat mich zu allerlei Betrachtungen geführt. Ich begreife, daß nach vielen schmerzlichen Erfahrungen, und in einer nicht freien, beengenden Lage, Sie sich dem erfreuenden Genuß eines erheiternden Studiums, welcher Art es sei, nicht hingeben dürfen, indem dadurch Ihnen mancher Lebensdruck völlig unerträglich werden würde. Es hat mich sehr gerührt, was Sie, wenn auch kurz, bemerken, daß Sie sorgfältig vermeiden, sich daran zu erinnern, wie Ihre frühere Lage Ihnen gestattet habe, Ihren Neigungen hier zu folgen. Sie setzen hinzu, daß so, bei weniger Muße, Sie sich nicht ohne Absicht einer Lektüre hingeben können, und in dieser beengenden Stimmung entspreche, im Ganzen, Herder mehr Ihrem tieferen Bedürfen als Goethe, dessen Schriften Sie aber wohl, und bis auf wenige Ausnahmen, alle und genau kennen und viel mit ihnen allein gelebt haben. Ich finde das alles sehr natürlich, das nur

scheint mir etwas einseitig, daß Sie sagen, Goethe habe für Glückliche gedichtet und sich wohl nie in eine sehr leidenvolle, freudenlose Lage versetzen können, da er ja stets ein höher begabtes Schooßkind des Glückes gewesen. Ueber die Empfindungen Anderer sollte man nicht so scharf absprechen. Beschränken Sie das Gesagte auf sich und Andere, deren Gemüthsart Ihnen genau bekannt ist, so stimme ich Ihnen gänzlich bei. Was mir aber bei dieser Stelle Ihres Briefs besonders aufgefallen ist, ist, daß sie mir wieder recht klar bewiesen hat, daß es zwei ganz verschiedene Arten giebt, sich einem Buche zu nahen. Eine, mit einer bestimmten Absicht verbunden und ganz nahe auf den Lesenden selbst bezogen, und eine freiere, die mehr und näher auf den Verfasser und seine Werke geht. Jeder Mensch liest, nach Verschiedenheit der Stimmungen und der Momente, mehr auf die eine oder die andere Weise; denn rein und gänzlich geschieden sind beide natürlich nie. Die eine wendet man an, wenn man von einem Buche fordert, daß es erheben, erleuchten, trösten und belehren soll, die andere Methode ist einem Spaziergange in freier Natur zu vergleichen. Man sucht und verlangt nichts Bestimmtes, man wird durch das Werk angezogen, man will sehen, wie sich eine poetische Erfindung entfalte, man will dem Gange eines Raisonnements folgen. Belehrung, Trost, Unterhaltung findet sich nachher ebenso und in noch höherem Maße ein, aber man hat sie nicht gesucht, man ist nicht von einer beschränkten Stimmung aus zu dem Buche übergegangen, sondern das Buch hat frei und ungerufen die ihm entsprechende selbst herbeigeführt. Das Urtheil ist aber auf diese Weise freier, und da es von augenblicklicher Stimmung unabhängiger bleibt, zuverlässiger. Ein Verfasser muß es vorziehen, so gelesen und geprüft zu werden.

Herder kann übrigens jede Art der Beurtheilung ruhig erwarten. Er ist eine der schönsten geistigen Erscheinungen, die unsere Zeit aufzuweisen hat. Seine kleinen lyrischen Gedichte sind voll tiefen Sinnes, und in der Zartheit der Sprache und der Anmuth der Bilder die Lieblichkeit selbst. Besonders weiß er das Geistige unnachahmlich schön, bald mit einem wohl gewählten Bilde, bald mit einem sinnigen Worte in eine körperliche Hülle einzuschließen, und eben so die sinnliche Gestalt geistig zu durchdringen. In diesem symbolischen Verknüpfen des Sinnlichen mit dem Geistigen gefiel er sich auch selbst am meisten, bisweilen, obgleich selten, treibt er es bis ins Spielende. Eine seiner großen Eigenschaften war es auch, fremde Eigenthümlichkeiten mit bewunderungswürdiger Feinheit und Treue aufzufassen. Dies zeigt sich in seinen Volksliedern und in der Geschichte der Menschheit. Ich erinnere mich z. B. aus der letzten der meisterhaften Schilderung der Araber. Herder stand im Umfang des Geistes und des Dichtungsvermögens gewiß Goethe und Schiller nach, allein es war in ihm eine Verschmelzung des Geistes mit der Phantasie, durch die er hervorbrachte, was beiden nie gelungen sein würde. Diese Eigenthümlichkeit führte ihn zu großen und lieblichen Ansichten über den Menschen, seine Schicksale und seine Bestimmung. Da er eine große Belesenheit besaß, so befruchtete er seine philosophischen Ansichten durch dieselbe, und gewann dadurch den Reichthum von Thatsachen für seine allegorischen und historischen Ausführungen. Er gehört, wenn man ihn im Ganzen betrachtet, zu den wundervollest organisirten Naturen. Er war Philosoph, Dichter und Gelehrter, aber in keiner einzigen dieser Richtungen wahrhaft groß. Dies lag auch nicht an zufälligen Ursachen, an Mangel gehöriger Uebung. Hätte er einen dieser Zweige

allein ausbilden wollen, so würde es ihm nicht gelungen sein. Seine Natur trieb ihn nothwendig zu einer Verbindung von allen zugleich hin, und zwar zu wahrer Verschmelzung, wo jede dieser Richtungen, ohne ihre Eigenthümlichkeit zu verlassen, doch in die der andern einging, und da doch dichtende Einbildungskraft seine vorherrschende Eigenschaft war, so trug das Ganze, indem es die innigsten Gefühle weckte, immer einen doppelt stark anziehenden Glanz an sich. Diese Eigenthümlichkeit bringt es aber auch freilich mit sich, daß die Herderschen Raisonnements und Behauptungen nicht immer die eigentlich gediegene Ueberzeugung hervorbringen, ja daß man nicht einmal das recht sichere Gefühl hat, daß es seine eigne recht feste Ueberzeugung war, die er aussprach. Beredsamkeit und Phantasie leihen leicht allem eine willkürliche Gestalt. Von der Außenwelt entlehnte er nicht viel. Sein Aufenthalt in Italien hat ihn fast um nichts bereichert, da Goethe'n der seinige so reiche und schöne Früchte getragen hat. Herder's Predigten waren unendlich anziehend. Man fand sie immer zu kurz und hätte ihnen die doppelte Länge gewünscht. Aber eigentlich erbaulich waren die, welche ich gehört habe, nicht, sie drangen wenig ins Herz.

Wenn er jetzt wüßte, daß ich so viel mit unleserlich kleinen Buchstaben über ihn schriebe, würde er sich gewiß wundern, und ich wundere mich über mich selbst. Ich thue es einzig, weil ich denke, daß es Ihnen Freude macht. Sagen Sie mir aber auch, wenn Sie mich nicht mehr lesen können. Denn für mich selbst schreibe ich nicht.

Mit der herzlichsten Theilnahme Ihr H.

Neunundvierzigster Brief.

Tegel, den 4. bis 8. November 1833.

Ich danke Ihnen sehr, liebe Charlotte, für Ihren Brief vom 24. v. M., der mir noch mehr Freude gemacht haben würde, wenn er mir nicht zugleich von der wehmüthigen Stimmung spräche, die Sie in sich aufsteigen fühlen. Sie sagen selbst, daß Sie keine Ursache sehen, die derselben zum Grunde läge. Ich begreife das sehr gut; wie in der äußern Natur, so ist es in unserm Innern oft ungewöhnlich heiter, oft bewölkt, ohne daß sich, was so vorgeht, eigentlich erklären läßt. Es ist in unserer Seele offenbar eine doppelte Sphäre, eine, wo nicht bloß alle Begriffe, sondern auch alle Gefühle klar und in vollem Bewußtsein ihres Zusammenhangs aus einander hervor und in einander übergehen, und eine, in der Dunkelheit herrscht, und aus der nur Einzelnes von Zeit zu Zeit plötzlich auftaucht. Man kann die letztere nicht vernichten oder einschläfern wollen, man kann ihr nicht einmal zürnen. Denn die wahrsten Gedanken, die heilsamsten Entschlüsse, die tiefsten Gefühle stammen oft wie plötzliche Offenbarungen aus ihr her. Auf der andern Seite ist auch freilich vieles in ihr rein körperlich, und gehört zu demjenigen, dessen man sich entschlagen müßte und gern entschlagen würde, wenn man sich nur seiner entschlagen könnte. Von dieser Art ist glaube ich das, worüber Sie klagen. Geradezu läßt sich gegen solche Stimmungen so viel als nichts thun, mit der größten über

sich gewonnenen Kraft selbst nicht. Man kann es dahin bringen, daß man eben so denkt und arbeitet, als wäre die Stimmung nicht vorhanden, selbst sie äußerlich unbemerkbar in sich verschließen, aber man bleibt trübe, die Heiterkeit läßt sich nicht erzwingen, und der Mensch hat nicht viel mehr Gewalt über seinen innern Wolkenhimmel als über den äußern. Indeß darf man doch nicht ganz dabei müßig bleiben, und muß auch hier die allgemeine Pflicht üben, auf sich wachsam sein und an sich arbeiten. In jener, dem Bewußtsein fremden Sphäre ist allerdings wenig zu thun. Die andere, zugängliche klarer Begriffe und in ihrem Zusammenhange erkennbarer Gefühle, muß man in solchen Momenten der Trübheit in erhöhete Thätigkeit setzen und kann es; dies Mittel verfehlt seine Wirkung nicht. Ein recht ruhiges und klares Zusammennehmen der Kräfte des Gemüths, mit denen man seinem Schicksale begegnen kann, thut dann immer sehr wohl und ruft auch die höhere unsichtbare Hülfe herbei, die immer nur in dem Maße erscheint, in welchem der Mensch sich selbst das Ziel zu erreichen anstrengt.

Der Winter erscheint mehr in Rauhheit als in Kälte. Ich lasse mir das sehr gern gefallen. Ich lebe zwar auch jetzt sehr einsam, doch im Winter noch mehr. Und der Hang zur Einsamkeit, zu dem ausschließlichen Leben mit meinen Gedanken und Erinnerungen, wächst in mir mit jedem Jahre. Er wächst aber nicht bloß, er verbreitet immer mehr seinen wohlthätigen, wahrhaft segensreichen Einfluß auf mein Gemüth.

In Spanien giebt es einen Einsiedlerberg, der Montserrat bei Barcelona. Ich weiß nicht, ob Sie davon lasen

oder hörten. Ich war auf meiner spanischen Reise dort, und eine ausführliche Schilderung davon muß von mir irgendwo gedruckt sein. Die Einsiedler sind keine Geistlichen, sondern Leute, die bis zu einem oft hohen Alter in der Welt, ja zum Theil in angesehenen und wichtigen Verhältnissen gelebt haben. Die Gegend ist zauberisch schön. Ein inselartig aus der Ebene aufsteigender Berg, ganz felsig und ganz mit Bäumen und mit Waldgebüsch bedeckt. Unzählige Fußwege gehen durch die abwechselnden Schluchten und Höhen hin. Der Berg hat das Eigene, daß überall ganz isolirt stehende Klippen wie ein Wald von Bäumen emporsteigen. Keine dieser 70 bis 80 Fuß hohen Klippen gleicht der andern, und es kommen die wunderbarsten Gestalten darunter vor. Von dem Gipfel des Berges hat man eine weite Aussicht auf das Land umher, bis zur Meeresküste hin. Zwölf Einsiedeleien liegen zum Theil sehr nahe, zum Theil sehr entfernt von einander. Auf beinahe kindische Weise war ihnen mitunter das Zusammenkommen erschwert. So wohnten zwei in einer großen Spalte einer ganz senkrecht steilen Felswand, die eine lange Höhlung bildete. In dieser Felswand hatte der Fels eine natürliche Zwischenwand gelassen, welche die Wohnung der beiden Einsiedler trennte. In diese nun ward keine Thür gemacht, wie leicht das auch gewesen wäre, und die beiden Greise, denn von solchen wurde, als ich dort war, diese Felswand bewohnt, mußten, obgleich Wand an Wand lebend, um zu einander zu kommen, jeder über hundert Stufen herunter und wieder eben so viele hinauf steigen. Vieles andere in dem Leben und den Andachtsübungen dieser Einsiedler war eben so sonderbar und wenig anziehend. Dennoch lag in der Neigung, nach vollbrachtem thätigen Leben, ein stilles, von den Dingen der Welt enttäuschtes

Leben in Gottes Natur, an einem Ort, wo sie vorzugsweise schön ist, zu führen, etwas aus der Tiefe des Gemüths Geschöpftes. Die Menschen dort mochten es nicht so rein empfinden. Aber ihre Lage und der ganze Einsiedlerberg gaben doch das deutliche Bild, daß es so empfunden werden konnte. Wenn man etwas auch noch so sehr als eine menschliche Empfindung erkennt, so überrascht es doch noch mehr und erfreulicher, eine Erscheinung im Leben anzutreffen, an die sie sich wie an ein symbolisches Bild anschließen kann.

Leben Sie herzlich wohl. Mit dem innigsten Antheil der Ihrige. H.

Ich wünsche von Herzen, daß jede trübe Stimmung in Ihnen verschwinden möge und Sie mir recht heiter schreiben.

Funfzigster Brief.

Tegel, den 16. Novbr. bis 7. Dezbr. 1833.

Ich fange diesen Brief an, liebe Charlotte, ohne noch einen von Ihnen empfangen zu haben, ich denke aber gewiß, daß in diesen Tagen selbst einer ankommen muß. Zuerst habe ich noch auf eine Stelle Ihres Briefes zurück zu kommen, die eigentlich ganz unbeantwortet von mir geblieben ist, und wofür ich Ihnen sehr danke. Es ist nämlich das, was Sie über die verschiedene Art Bücher zu lesen sagen, und über das, was man in ihnen zu suchen hat. Sie beziehen sich dabei auf Goethe. Sie wissen, ich liebe es sehr, wenn man im freundschaftlichen Briefwechsel es frei ausspricht, wo die Meinungen nicht übereinstimmen. Dann auch haben Sie mich veranlaßt, die schöne Stelle in Goethe's „Wahrheit und Dichtung" wieder zu lesen, auf die Sie sich beziehen. Im Ganzen aber ist es, wie es gewöhnlich im Entgegenstellen der Behauptungen geht, daß man einander doch nicht bekehrt. Meine Art ist es einmal, und wird es immer bleiben, ein Buch eben so wie einen Menschen als eine Erscheinung an sich, nicht als eine Gabe für mich anzusehen. Ich gehe darum noch nicht, wie Goethe sagt, in die Kritik desselben ein, eben so wenig wie ich dies bei einem Menschen thue. Aber ich betrachte es wie ein Produkt des menschlichen Geistes, das ohne alle Beziehung auf meine Gedanken und Gefühle einen eignen Ideenzusammenhang und eine eigne Gefühls-

weise ausspricht, und meine Aufmerksamkeit dadurch in Anspruch nimmt. Ich begreife indeß, daß viele Leser die Bücher mehr zu sich hinziehen, und sie weniger objektiv nehmen, und wenn Sie mich fragen, ob es einem Schriftsteller unangenehm sein könne, wenn er Beruhigung oder Erheiterung in ein, dieser oder jener bedürfendes Gemüth ergieße oder eine gebeugte Seele ermuthige, so antworte ich mit voller Ueberzeugung: er ist gewiß damit zufrieden und fühlt sich belohnt, gesetzt, es wäre auch nicht gerade sein Zweck. Ich wollte Ihnen nur sagen, wie ich Bücher lese, keineswegs aber Ihre Weise tadeln.

Da wir einmal von Büchern reden, so will ich auf eines kommen, auf das ich schon lange Ihre Aufmerksamkeit heften wollte, und dessen Inhalt und Anordnung mich sehr beschäftigt hat. Es ist dies eine neu erschienene geistliche Liedersammlung. Sie ist von unserm Gesandten in Rom gemacht und herausgegeben. Bunsen, der Herausgeber, ist ein vielfach gelehrter und sehr religiöser Mann. Er hat die Lieder aus allen Zeiten gesammelt, jedoch den ältern, besonders denen von Paul Gerhard, den Vorzug gegeben. Mit besonders richtigem Gefühl ist die Bearbeitung der Lieder behandelt. In der Regel sind sie ganz ungeändert geblieben, wo aber etwas gar nicht bleiben konnte, sondern unverständlich oder Anstoß gebend war, da ist die Aenderung leise und kaum bemerkbar, und immer ganz im Geiste des ursprünglichen Verfassers vorgenommen. Wenn man die Wahl der Lieder beachtet, so sieht man, daß dem Herausgeber das vorgeschwebt hat, was ein geistliches Lied eigentlich sein soll. Es muß nämlich den frommen und erbaulichen Stoff, den es sich zum Inhalt wählt, poetisch wirklich so behandeln, daß der dichterische Schwung dazu beiträgt, die andächtigen Gefühle zu steigern und in

Schwung zu bringen. So viele mittelmäßige Lieder, besonders von neueren Verfassern, begnügen sich, fromme Gedanken, die gleich gut in Prosa sein würden, in Reime zu bringen. Es kann durch sie keine Wärme der Frömmigkeit geweckt werden, da sie selbst aus keiner solchen hervorgegangen sind. Solche Lieder und in solchem Geist gemachte Aenderungen von Anderen sind von dieser Sammlung gänzlich ausgeschlossen worden. Da der Herausgeber sich viel mit der alten kirchlichen Musik beschäftigt hat, so hat er besonders auch darauf geachtet, ob die Lieder leicht und gut sangbar sind oder nicht. Was aber der Sammlung einen besonderen Werth giebt, ist, daß dem Herausgeber so ganz das Bild einer wahrhaft christlichen, andachtsuchenden und schon andachtmitbringenden Gemeinde vorgeschwebt hat. Er hat daher in den Liedern vorzüglich das Volksmäßige gesucht, das Lichtvolle wie das Verständliche, das was das menschliche Gemüth am tiefsten und allgemeinsten ergreift und am lebhaftesten zu gemeinschaftlicher Inbrunst entflammt. Er hat aber auch durch die Vergleichung einer großen Menge von Gesangbüchern gestrebt zu erforschen, welche Lieder bei den Gemeinden in Deutschland die gewesen sind, die den meisten Eingang gefunden haben, und die man daher in die meisten Sammlungen aufgenommen hat. Ich bin darum so ausführlich über diesen Gegenstand gewesen, weil ich gewiß bin, daß es Ihnen Freude macht. Sie haben mir oft davon geredet, welchen Werth Sie auf alte Kirchenlieder, besonders auf Gemeinde-Gesänge legen; Sie haben namentlich Paul Gerhard's Lieder herausgehoben und sie unsterblich genannt. So habe ich, indem ich mich mit den Liedern beschäftigte, Ihrer und Ihres tiefen Sinnes für fromme Lieder gedacht. Sie haben allerdings Recht, es liegt in den

alten Liedern ein anderer Geist als in den neueren, der gewiß in seiner hohen und wahren Einfalt mehr kräftigt, und Sie werden sagen, Bunsen hat sich ein Verdienst erworben um Viele, die sich an den Liedern erfreuen werden. Dieser Sammlung folgt dann eine Sammlung von Gebeten. Diese aber hat mich bei weitem nicht so angesprochen. Der Unterschied liegt schon in der Natur der Sache. Die Gebete sind größtentheils für die Andacht der Einzelnen bestimmt. Wenn aber der Einzelne betet, bedarf er keiner Formel. Er ergießt sich viel natürlicher in von ihm selbst gewählten und verknüpften Gedanken vor Gott, und bedarf kaum der Worte. Die recht innige Andacht weiß von keinem andern als von einem aus ihr selbst hervorgegangenen Gebet.

Wenn ich die Zeiten meiner Kindheit und Jugend mit den jetzigen vergleiche, so herrscht doch jetzt ein mehr religiöser Sinn als damals. Ich rede natürlich nur von der hiesigen Gegend, da ich andere Theile Deutschlands nicht so genau von dieser Seite kenne. Hier ist es größtentheils eine Folge der letzten Kriegsjahre gewesen. Doch kann man nicht sagen, und das macht den Gemüthern der Menschen desto mehr Ehre, daß das Unglück allein diese Wirkung hervorbrachte. Es hätte gewiß einen höheren Ernst gegeben. Allein die Richtung zu religiösen Gefühlen entstand mehr nach dem gelungenen Erfolg, als Dank für die empfangene Wohlthat. Sie wurde zum Theil gleichsam dem Herzen entrissen durch die mit frohem Staunen verknüpfte Ueberzeugung, daß nur die Vorsehung diese Kraft verleihen, diesen Schutz gewähren konnte.

Wenn behauptet wird, es gehe jetzt von manchen Seiten Strafungs- oder Verdammungswürdiges vor, so ist

dabei doch die Frage, ob darum die Gesinnung der Menschen jetzt schlimmer und unmoralischer ist. Ich möchte es bezweifeln. Es scheint mir weit mehr eine Verkehrtheit der Meinungen, eine Verdrehung der Begriffe zu sein. Ehemals war mehr und weiter verbreitete Frivolität. Die scheint jetzt doch weniger und seltener. Gerade die Frivolität aber untergräbt alle Moralität und läßt keinen tiefen Gedanken und kein reines und tiefes Gefühl aufkommen. Es können sich damit natürlich gutmüthige und sanfte Empfindungen verbinden, aber es kann in solcher Seelenstimmung nichts aus Grundsätzen hervorgehen, und an Selbstüberwindung und Aufopferung ist nicht zu denken. Jetzt herrscht doch der Ernst, der zum Nachdenken führt, und der auf das Gemüth zurückwirkend, einer Anspannung des Willens fähig ist, und auch da wirksam bleibt, wo der Entschluß Ueberwindung kostet.

Das Wetter ist für die Jahreszeit gelinde, aber desto melancholischer. Ich habe das Glück, daß das Wetter keinen Einfluß auf meine Stimmung ausübt. Ich genieße das schöne, aber das schlechte läßt mich bloß gleichgültig. Ich fürchte aber, daß die trübe Stimmung, die sich, wie Sie mir neulich schrieben, bei Ihnen regte, durch diesen Novemberhimmel genährt werden wird. Der Mensch kann es sich oft nicht nehmen, durch die Elemente aus seinen gewöhnlichen Lebensgeleisen herausgebracht zu werden. Auch ist es einem Menschen mehr als dem andern unmöglich. Ich habe eine Frau gekannt, die sehr viele Briefe schrieb, es aber bei keinem zu bemerken vergaß, bei welchem Wetter sie sich zum Schreiben hinsetzte. Gleich nach dem Datum stand das Wetter, und ganz ausführlich beschrieben. Das war bei ihr zur festen Gewohnheit geworden, und da der Brief mehrentheils die Farbe des Wet-

ters trug, so wußte der Empfänger einigermaßen voraus, welcher Stimmung er sich in dem Brief zu gewärtigen hatte. Eine durch so leichte, mehr äußere und körperliche, als innere und geistige Ursache hervorgebrachte trübe Stimmung weicht auch ohne Mühe jeder Zerstreuung. Anders ist es mit der, die, wenn sie gleich nicht aus wirklichen gegenwärtigen Leiden hervorgeht, doch in einem, durch schmerzliche Lebenserfahrungen, oft getrübten Gemüth entsteht. Sie wurzelt tiefer, und es ist ihr schwerer zu begegnen. Ein solches Gemüth trägt dann aber auch einen Reichthum an Mitteln in sich, Beruhigung und Heiterkeit zu erlangen. Es hat die dem Menschen inwohnende Sehnsucht, sich an eine höchste, mit Weisheit leitende Macht anzuschließen, in stiller Einsamkeit in sich ausgebildet, und wenn etwas die ohne sichtbare Ursache aufsteigende Trübheit zu heilen und zu zerstreuen vermag, so ist es der, von diesem Vertrauen herstammende Trost und die anhaltende innere Beschäftigung mit diesen, auf das Himmlische in edler Klarheit des Geistes gerichteten Gefühlen.

Den 4. December. Ich bin nunmehr im Besitz Ihres Briefes vom 24. November, und danke Ihnen herzlich für den ganzen Inhalt desselben. Erhalten Sie sich in der ruhigen, heitern, zufriedenen Stimmung. Eine Heiterkeit wie die, von der Sie sagen, daß sie Ihnen natürlich inwohnt, ist eine sehr glückliche Gabe des Himmels oder des Schicksals, und wie Sie selbst sehr richtig bemerken, mehr noch eine Frucht einer natürlich einfachen, bescheiden genügsamen Gemüthsart. Wenn sie aber auch so, gleichsam von selbst, im Charakter hervorblüht, so kann und muß man sie doch auch nähren und unterstützen. Ich meine das nicht von Außen, sondern recht eigentlich von Innen. Eben so ist es auch mit der Wehmuth. Der Mensch hat sich,

wenn er irgend ein innerliches Leben gelebt hat, ein geistiges Eigenthum von Ueberzeugungen, Gefühlen, Hoffnungen, Ahnungen gebildet. Dies ist ihm sicher, ja, im eigentlichen Verstande unentreißbar. Kann er darin sein Glück, seine Beruhigung, seine stille Heiterkeit finden, so ist ihm diese gesichert und geborgen, wenn seine Stimmung auch wehmüthig bleibt. Denn jeder Gegenstand edler Wehmuth schließt sich willig an den eben genannten Kreis an. Sobald man überhaupt irgend etwas, was das Gemüth ergreift, in das Gebiet geistiger Thätigkeit hinüberführen kann, wird es linder, und mischt sich auf eine sehr versöhnende Weise mit allem, was uns eigenthümlich ist, wovon wir, wenn es auch schmerzte, uns nicht trennen könnten, ja nicht trennen möchten. Ich meine aber unter geistiger Thätigkeit nicht die der Vernunft. Diese könnte ein fühlendes Gemüth nur zu starrer Resignation bringen, die immer eine Ruhe des Grabes ist und nicht die schöne lebendige Heiterkeit gewähren kann, von der ich hier rede. Die rein geistige Wirksamkeit hat aber ein viel weiteres Gebiet, und verschmilzt mit der Empfindung gerade zu dem Höchsten, dessen der Mensch fähig ist, und diese Verschmelzung enthält das wahre Mittel aller wahrhaft hülfreichen Beruhigung. Der Gedanke verliert in ihr seine Kälte, und die Empfindung wird auf eine Höhe gestellt, auf der sich die verletzende einseitige Beziehung auf das persönliche Selbst und den Augenblick der Gegenwart abstumpft. Leben Sie herzlich wohl! Ihren letzten Brief beantworte ich das nächstemal. Mit dem innigsten Antheil der Ihrige.

H.

Einundfunfzigster Brief.

Tegel, den 20. Decbr. 1833 bis 7. Jan. 1834.

In noch nicht zwei vollen Wochen ist das Jahr wieder geendet, und es ist mir, als wäre keins mir je so unbegreiflich schnell verstrichen, besonders die vier letzten Monate. Es ist mir, als wäre ich erst ganz vor kurzem von Nordernei zurückgekommen, und als müßte ich ganz bald wieder in die Wellen der Nordsee gehen. Vielleicht wird es besser mit den sechs anderen, die Gottlob! noch wirklich bis zu dieser Schreckenszeit hin sind. Denn, ob ich gleich die kleine Insel liebe und gern dort bin, wenn ich mich einmal vom Hause losgemacht habe, so ist mir doch diese Störung sehr widerlich. Die Hoffnung auf das langsamere Vergehen der andern sechs Monate möchte mich aber wohl täuschen. Es liegt in dem Alter selbst, daß man diese Flüchtigkeit der Zeit beschleunigt findet. Je weniger man zu Stande bringt, desto kürzer scheint sie.

Es freut mich für Sie und Ihre Freundin, daß sie eine Reise nach Italien macht. Es giebt gewiß wenige so große Genüsse, und wenn man zurückgekehrt ist, so bedeutende Erinnerungen. Diese Reise nun zusammen, Mann und Frau, vorausgesetzt, daß man sich gegenseitig gern hat, zu machen, in der Rüstigkeit der Jugend, in der nichts ermüdet, ist alles, was man wünschen kann.

Sie fragen mich nach einer italienischen Reisebeschreibung, worin Sie Ihrer Freundin folgen können in Ge-

danken. Ich bin aber wirklich in Verlegenheit, Ihnen, liebe Charlotte, eine zu nennen. Von Schlegel, muß ich zuerst sagen, giebt es keine, sonst würde die unstreitig vorzuziehen sein. Die von G. Jacobi sagt wenig Bedeutendes. Es giebt zwei Arten von Büchern über Italien. Die eine ist ganz beschreibend, eine Art Wegweiser durch Straßen, Kirchen und Gallerien, also nur zu lesen, wenn man vor dem Gegenstande steht, oder allenfalls, wenn man ihn gesehen hat, zur Erinnerung. Wer nie da gewesen ist, könnte eine solche Lektüre vor Langerweile nicht aushalten. Diese Bücher sind also nicht für Sie. Die andere Art ist weniger eine Beschreibung des Landes, als eine Schilderung des individuellen Lebens des Verfassers in demselben. Diese ist offenbar die interessantere, nur kann der Reisende so viel von sich selbst einmischen, daß man dadurch wenig oder nichts von dem Lande erfährt. Von dieser Gattung giebt es gerade eine Menge von Reisen nach Italien, da jeder die Lust gefühlt hat, seine Empfindungen dort aufzuzeichnen. Wer will und kann aber diese Unzahl durchlesen? Und was ist aus der Menge zu wählen? Ich rathe Ihnen zu Stolberg's Reisen und dem letzten Buch der Friederike Brun über Italien. Stolberg, nämlich Friedrich Leopold, hatte Georg Jacobi bei sich. Er hat in sein Buch, das mehr zu der ersten als zweiten Gattung der Reisen gehört, Auszüge aus den alten Schriftstellern aufgenommen, ohne doch zu ausführlich zu sein. Er wird dadurch belehrender, als so viele andere, die Mangel der Kenntnisse mit flachen Raisonnements oder Ausbrüchen schaaler Empfindungen bedecken, vorzüglich französische und englische aber auch deutsche Reisebeschreiber. Das Einzige, was mich bei diesem Vorschlag irre macht, ist nur, daß ich mich nicht erinnere, ob Stolberg's Reise sich

über ganz Italien oder nur über einen Theil erstreckt. Friederike Brun kennen Sie gewiß schon durch ihre Schriften; sie ist eine geborene Münter, sie lebt in Kopenhagen, und muß jetzt auch eine sehr bejahrte Frau sein. Ihr Buch ist nicht gerade wichtig, aber gemüthlich und leicht und hübsch geschrieben, so daß es sich angenehm liest. Die Brun machte einen langen Aufenthalt in Rom zu der Zeit, in der ich gerade dort war, und von diesem Aufenthalt handelt die Schrift, von der ich rede. Ich wiederhole es aber, es ist sehr schwer, ja fast unmöglich, etwas über Italien zu schreiben, was dem Leser irgend dasselbe Gefühl gäbe, das der Reisende hat, wenn dieser nämlich von rechter Art ist. Es ist nicht, daß man etwas ganz Ungemeines und Unaussprechliches empfände, es ist vielmehr eben ein so einfaches Wohlbehagen, das man genießen kann, über das sich aber eben nicht viel sagen läßt. Es entspringt nämlich aus einem solchen Zusammenfluß von Eindrücken, daß man sich selbst keine Rechenschaft davon ablegen kann. Die meisten Reisebeschreiber wenden sich dann zur Schilderung der Gebäude und Alterthümer,. und setzen sich der Gefahr aus, unzähligemal Gesagtes zu wiederholen.

Es ist sehr gütig von Ihnen, liebe Charlotte, daß Sie lieber meine Briefe entbehren wollen, als mir zumuthen, sie bei dem Zustand meiner Augen und Hand zu schreiben. Ich erkenne es mit doppelter Dankbarkeit, da ich weiß, was Ihnen meine Briefe sind, und daß Sie weit mehr darin finden, als wirklich darin liegt. Ich fühle auch, daß Ihre Einsamkeit sie Ihnen noch werthvoller macht, da es nicht immer leicht ist, im Innern ganz allein zu stehen. Ich begreife daher und fühle vollkommen, daß das Aus-

bleiben meiner Briefe eine bedeutende Lücke in Ihr tägliches Leben machen würde. Gewiß weiß ich also die Stelle, die Ihr letzter Brief enthält, nach ihrem vollen Werth zu schätzen. Für den Augenblick sehe ich noch keine Nothwendigkeit ein, eine Aenderung vorzunehmen. Wenn mich, wofür man freilich menschlicher Weise nicht stehen kann, nichts Plötzliches befällt, so wird überhaupt ein gänzliches Abbrechen nicht nöthig sein. Die Uebel, die mir das Schreiben erschweren, sind von der Art bis jetzt, daß sie nur nach und nach und bis jetzt sogar nicht schnell zunehmen. Die Folge wird daher auch nur die sein können, daß ich weniger ausführliche Briefe schreibe, wobei es mir doch auch ein Trost sein wird zu denken, daß Sie weniger Mühselichkeit haben werden zu lesen. Ueberlassen Sie es also vertrauungsvoll mir, abzumessen was meinen Kräften noch zusagt, und wozu sie nicht mehr ausreichen. Ich bin von Natur und durch eigne frühe Gewöhnung thätig und von nicht leicht zu ermüdender Geduld, lasse schwer ab in Ueberwindung von Schwierigkeiten, und gestatte nicht gern der Natur, meinem Willen etwas abzunöthigen. Ganz aus eignem Triebe habe ich als Kind schon mich geübt zu thun, was mir körperlich sauer wurde, und Schmerz und Beschwerde mir nicht aus Weichlichkeit zu ersparen gesucht. Noch danke ich dem Himmel, daß er mir gerade das in die Brust legte. Denn wenn auch die Selbstverleugnung und Uebung der Willenskraft gar nicht zu den höchsten und größten Tugenden gehören, so kann man sie doch mit vollem Recht zu den nützlichsten zählen. Sie können nicht ganz von wechselnden Fügungen des Schicksals unabhängig machen. Eine solche wahre Unabhängigkeit kann der Mensch auf Erden niemals erlangen, er muß es schon als einen unendlich großen, ihm von der Vorsehung eingeräumten

Vorzug ansehen, daß die Unabhängigkeit, die es ihm gelingen kann sich zu erstreben, in seine Gewalt gegeben ist, ja, daß er allein sie sich zu schaffen im Stande ist, da es eine innerliche ist. Wenn man aber recht frei und kühn auf das Ziel zugeht, den äußeren Einflüssen keine Herrschaft zu gestatten, so gelangt man immer weit, und kann nicht allem, aber viel im Leben begegnen. Auch im Alter, kann ich mit Wahrheit sagen, suche ich mir das Leben nicht leicht und bequem zu machen, wenn ich den einzigen Punkt ausnehme, daß ich nicht mehr in Gesellschaft gehe: denn das habe ich ganz aufgegeben, selbst für die wenigen Orte, die ich noch, wenn auch schon selten, im vorigen Winter besuchte.

Den 4. Januar 1834. Es ist das erstemal, daß ich die neue Jahreszahl schreibe. Ich hätte früher nie geglaubt, daß ich noch so viele schreiben würde, und noch jetzt, wo ich das Leben schon seit Jahren für das, was mich eigentlich daran knüpft, als geendet ansehe, habe ich weder ein äußeres körperliches, noch inneres geistiges Vorgefühl, daß ich nicht noch mehrere neue Jahrzahlen schreiben würde. Das sage ich nicht im mindesten darum bestimmter, weil ich weiß, daß Sie es gern hören, so gern ich Ihnen auch Freude mache, sondern weil ich es wirklich so fühle. Ungeachtet des sonderbaren Winters ist mein eigentliches Befinden, wenn ich es von den hindernden Beschwerden trenne, so, daß es mir zu keiner Klage Anlaß giebt.

Der Ideenumtausch, von dem Sie in Ihrem Briefe reden, ist wohl sehr hübsch, aber mir ist der Sinn dafür vergangen. Die persönliche Nähe Anderer ist mir immer eine Störung meiner Einsamkeit, das heißt jetzt im engsten Sinne meiner selbst. Sie wird mir leicht beunruhigend und kann mir peinigend werden. Ich vermeide daher, so

viel ich kann, die Besuche meiner ältesten Freunde und Bekannten, sollte ich auch dadurch lieblos oder unhöflich erscheinen. Es giebt Opfer, die man Unrecht hätte zu bringen. Die Meisten aber sind diskret und gütig, und gönnen mir die Lust des Alleinseins.

Was Sie mir von Paul Gerhard schreiben, hat mich sehr interessirt, und ich werde die Lieder, die Sie mir bezeichnen, nochmals nachlesen. Seine Schicksale waren mir im Allgemeinen bekannt, aber nicht in so genauer Beziehung auf die Lieder, die doch hier gerade das Wichtigste ist. Ich schließe jetzt meinen Brief mit meinen herzlichen Glückwünschen für das neue Jahr. Möge dasselbe Sie frei von störenden Ereignissen, in Gesundheit und der stillen heitern Stimmung erhalten, die das Erfreuliche, wo es sich finde, rein genießt, und über das Entgegengesetzte, wo es nicht zu ändern ist, still hinüber trägt. Mit der innigsten Theilnahme der Ihrige. H.

Zweiundfunfzigster Brief.

Tegel, den 12. Januar 1834.

Sie kommen in Ihrem letzten Briefe noch einmal auf Paul Gerhard's Lieder zurück, die Ihnen, wie Sie sagen, immer vorzugsweise lieb waren, so daß Sie wohl alle auswendig wissen, sie unsterblich nennen, und bis diese Stunde oft Trost daraus nahmen. Das ist mir nun zwar nicht neu in Ihnen, hat mich aber aufs neue erfreuet, und ich stimme Ihnen ganz bei, daß die alten Lieder, um sie in alter Sprache zu preisen, viel kräftiger sind als die neueren. Auch darin mögen Sie recht haben, daß sich wenige Gesandte in Rom mit der Herausgabe eines neuen Gesangbuchs beschäftigen möchten. Es macht Bunsen viel Ehre. Der Stelle von Herder besinne ich mich nicht, wo er sagt: daß wenn man auch gar kein anderes Buch haben dürfte, man mit Bibel und Gesangbuch leben könnte. (Bemerken Sie mir doch die Stelle und den Band.) Für das Volk wäre es gewiß genug und ausreichend. Ueber die Bibel theile ich ganz Ihre Meinung. Das Gesangbuch würde ich doch nur als eine Zugabe ansehen. Was so alles andere ersetzen soll, muß nicht von einzelnen, bekannten, uns nahe stehenden Verfassern herrühren, es muß aus fernen Jahrhunderten als die Stimme der ganzen Menschheit, in der sich immer zugleich die Stimme Gottes offenbart, zu uns herüber schallen. Darum könnte, wessen Gemüth kindlich und einfach genug

ist, den Sinn früherer Jahrtausende zu fühlen, auch mit dem Homer getrost in die Einsamkeit gehen. Das ist das, was der Mensch nie genug an der Vorsehung bewundern, und wofür er nie dankbar genug sein kann, daß sie die wahrhaft göttlichen Gedanken, die, auf denen unser innerstes Dasein ruht, bald im Geiste ganzer Völker und Zeiten, bald in einzelnen Menschen weckt und durchbrechen läßt. Ueber sich selbst bemerken Sie, was Sie mir schon früher gesagt haben, daß Sie im Ganzen zwar gute Bücher, aber in geringerer Zahl gelesen haben, als man es von Ihnen denke; daß sie der neuen, modernen Literatur ganz fremd seien, ja Sie klagen sich fast an, daß Sie nur wenig lesen können, und wenn dann und wann die Neigung sie anwandle, Sie immer wieder die alten Bekannten aufsuchen. Von mir gestehe ich Ihnen, daß ich sehr leicht ohne alle Bücher leben könnte. Eine eigentliche Neigung zum Lesen habe ich gar nicht, auch habe ich für ein langes Leben und so vielfache wissenschaftliche Beschäftigungen nur wenig gelesen. Eine Menge Bücher, die Andere sehr früh gelesen, kenne ich nur dem Namen nach, und ich kann von Büchern umringt sein, auch wissen, daß neue darunter sind, ohne in eines hinein zu sehen. Diese geringe Anziehungskraft aber haben die Bücher nicht erst spät, gleichsam aus einer Art Ueberdruß, für mich bekommen, es ist, auch wie ich sehr jung war, nicht anders gewesen. Ich habe darum doch sehr viel, Tage und Nächte, mit Büchern gelebt, allein immer mit dem Zweck, irgend etwas Bestimmtes zu lernen, aufzusuchen oder zu erforschen. Dies aber ist durchaus verschieden von der, in einigen Menschen sich bis zur Leidenschaft steigernden Lust zu lesen. Diese Lust liegt in einer innern Lebendigkeit, die ich nie so besessen habe, an einem Bedürfniß nach Ideenstoff, das aber freilich zu-

gleich an ein Verlangen geknüpft ist, diesen Stoff von außen in bunter Mannichfaltigkeit zu bekommen, anstatt ihn in größerer Einförmigkeit aus seinem Innern zu schaffen. Indeß ist diese Neigung darum nicht zu mißbilligen. Der Mangel an jener Strebsamkeit nach außen hin, das Hängen an einsamem Sinnen, das Versenken in sich selbst, ist auch nicht immer reines Metall ohne Schlacken. Es entspringt oft aus Apathie, aus Hang zum Müssiggange, und ist oft mehr ein weiches Träumen als ein fruchtbares Nachdenken. Es führt aber eine Süßigkeit mit sich, die ich sonst mit nichts vergleichen kann, man mag sich nun in Ideen verlieren, oder Erinnerungen zurückrufen. Das erste ist leichter und müheloser als im Gespräch und im Schreiben, da man nur für sich denkt, also Mittelsätze überspringen und näher zum Ziel gelangen kann, ja, von niemand gedrängt, es nicht so scharf zu erreichen braucht. Wo aber die Wahrheit auf Gefühlen ruht, da vertrauen sich diese lieber der Verschlossenheit des eignen Busens an. Darum sind alle religiösen Menschen der Einsamkeit leicht zugethan. Erinnerungen aber kleiden sich in ein so sanftes Dämmerlicht, daß die Zeit, die man in ihnen zum zweitenmal durchlebt, oft dadurch tiefer in die Seele eindringt, als ihr die Unruhe der Gegenwart es zu thun erlaubt, denn die Gegenwart ist immer mit der Zukunft gemischt, und die Empfindung in ihr ist von einer Seite noch dem Wechsel offen. Auch versetzt der Genuß wie der Schmerz in eine Spannung, die der ruhigen Betrachtung des Gegenstandes nicht günstig ist. Wenn nun dies Vergnügen am Nachhängen gewisser Gedanken, die einen gewohnten Reiz über das Gemüth ausüben, der unbestimmten Lust, den Blick in ein Buch zu werfen, gegenübertritt, so bleibt meine Wahl nicht lange unent-

schieden, und ich könnte sehr gut lange Zeit ohne alle Bücher zubringen.

Sie bemerkten, daß man sehr oft fragen hört: was ist Glück? Wenn man unter dem Worte das Glück meint, durch das man im Leben in der letzten tiefsten Empfindung glücklich oder unglücklich ist, nicht bloß darunter einzelne Glücksfälle versteht, so ist es recht schwer, das Glück zu definiren. Denn man kann sehr vielen und großen Kummer haben und sich doch dabei nicht unglücklich fühlen, vielmehr in diesem Kummer eine so erhebende Nahrung des Geistes und des Gemüths finden, daß man diese Empfindung mit keiner andern vertauschen möchte. Dagegen kann man im Besitz recht vieler Ruhe und Genuß gewährender Dinge sein, gar keinen Kummer haben, und doch eine, mit den Begriffen des Glücks ganz unverträgliche Leere in sich empfinden. Nothwendig wird also zum Glück eine gehörige Beschäftigung des Geistes oder des Gefühls erfordert, allerdings verschieden nach jedes Einzelnen Geistes- oder Empfindungsmaß, aber doch so, daß eines jeden Bedürfniß dadurch erfüllt werde. Die Natur dieser Beschäftigung, oder vielmehr dieses innern Interesse richtet sich aber dann nach der individuellen Bestimmung, die jeder seinem Leben giebt, oder vielmehr, die er schon in sich gelegt findet, und so liegt Glück oder Unglück in dem Gelingen oder Mißlingen des Erreichens dieser Bestimmung. Ich habe immer gefunden, daß weibliche Gemüther in dies Gefühl lieber und williger eingehen als Männer, und sich auf diese Weise ein stilles Glück in einer freudenlosen, ja oft kummervollen Lage bilden. Auch für das künftige Dasein ist diese Ansicht folgereich. Denn alles Erlangen eines andern Zustandes kann sich doch nur auf einen bereits erfüllten gründen. Man kann nur erlangen, wozu man reif geworden

ist, und es kann in der geistigen und Charakter-Entwickelung keinen Sprung geben.

Den 4. Februar. Ich habe Ihren am 24. Januar geendeten Brief zur gewöhnlichen Zeit richtig bekommen, und danke Ihnen herzlich dafür; es hat mich ungemein erfreut, die ruhige und selbst heitere Stimmung darin zu erkennen, in der sie ihn geschrieben haben, und noch mehr, daß Sie der meinige in diese Stimmung versetzt hat. Ich schrieb Ihnen genau wie es wahr ist. So lange ich Ihnen ohne Nachtheil meiner Augen schreiben kann, thue ich es selbst, wäre es auch weniger. Dagegen rechne ich auf Ihre Ruhe und Fassung, wenn ich es nicht mehr könnte. Es ist des Menschen würdig, was im Laufe der Natur liegt, auch natürlich zu nehmen. Mir ist dies immer ein Ziel des Strebens gewesen, und ich kann sagen, daß ich es mir in nicht geringem Grade zu eigen gemacht habe. Ich wünsche dann aber auch bei Andern dasselbe, besonders in Beziehung auf mich zu finden. Nichts spannt mich auf eine so unangenehme und wahrhaft fruchtlose Weise, als wenn man mir zeigt, daß man für mich besorgt ist, oder sonst meinetwegen in Unruhe, die außer Fassung bringt, geräth. Ruhe und Fassung in jedem Geschicke und sonst Heiterkeit oder Wehmuth, das macht das Leben ertragen und hebt die Seele über den Wechsel der Ereignisse. Leben Sie herzlich wohl! Mit dem innigsten Antheil der Ihrige.

H.

Dreiundfunfzigster Brief.

Tegel, Februar 1834.

Es geht mir mit dem Februar sehr sonderbar. Ich liebe ihn auf einer Seite mehr als irgend einen andern Monat im Jahr, auf der andern Seite ist er mir der unangenehmste Monat. Um meine Liebe zu ihm hat er kein Verdienst, meine geringe Zuneigung aber hat ihren Grund in ihm selbst und ist in mir von meinen Kinderjahren her. Obgleich er nur um so wenige Tage kürzer ist als die andern Monate, macht er doch, daß einem die Zeit noch flüchtiger erscheint; auch ist mir die Ungleichhelt mit dem Schaltjahr zuwider. Sie werden, liebe Charlotte, das alles sehr kindisch finden und sich wundern, daß ich dabei verweile. Das will ich nun aber auch nicht, die Ueberschrift brachte mich nur darauf.

Da ich von der Zeit rede, so fällt mir ein, daß wir, glaube ich, noch niemals in unserer Korrespondenz den großen Halleyschen Kometen berührt haben, der im Herbst des künftigen Jahres wiederkehren muß. Er ist einer der mit Sicherheit berechneten. Erscheinen wird er also gewiß; ob aber mit gleich großem Schweif? ist eher eine Frage. Man will schon das letzte mal seines Erscheinens eine Verringerung der Länge des Schweifs gegen das vorletzte mal bemerkt haben, und es scheint sehr wohl möglich, daß diese wunderbaren Weltkörper während ihres Laufs Partikeln des lockersten Theils ihrer Materie verlieren. Denn ihr

Körper ist von so loser Zusammenfügung, daß man mit stark vergrößernden Fernröhren nicht bloß durch den Schweif, sondern auch durch den Kopf oder Kern, wie man es nennen soll, hindurch gerade dahinter stehende Fixsterne deutlich und bestimmt erkennen kann. So nahe auch dies himmlische Ereigniß zu sein scheint, so kann sich doch jeder mit Recht fragen, ob er es erleben wird, und ob ich mich gleich nicht grämen würde, wenn es von mir ungesehen bliebe, so ist, wenn ich einmal lebe, meine Neugier doch sehr darauf gespannt. Die Himmelskörper, die uns nur in langen Zwischenräumen von Jahren, und dann auf kurze Zeit erscheinen, geben einen noch sinnlicheren Begriff der wahren Unbegreiflichkeit der Größe des Weltganzen. Man fühlt noch anschaulicher, daß es Ursachen geben muß, von deren Natur wir nicht einmal eine Vorstellung haben, welche diese Körper zwingen, so ungeheuer sich entfernende Bahnen in solcher Schnelligkeit zu durchlaufen. Auf alle diese Fragen ist keine befriedigende Antwort zu geben, man kann sich aber die Ahndung nicht nehmen, daß der Zustand nach dem Tode Aufschluß darüber geben wird, und so knüpft sich das Interesse an die Lösung dieser Räthsel für uns an etwas Ueberirdisches an.

Den 15. Ich erinnere mich, daß wir vor nicht gar langer Zeit über die nun längst verstorbene Frau uns schrieben, die Goethe gern heirathen wollte, und der er in seinen Gedichten den Namen Lili giebt. Wir konnten uns damals nicht auf ihren Namen besinnen. Sie hieß Schönemann, ihr Mann war Hr. von Türkheim. Dieser liebte sie schon während ihrer Bekanntschaft mit Goethe, und zweifelte lange an der Erfüllung seiner Wünsche. Dies erzählte mir neulich ein Bekannter von beiden.

Berlin hat in diesen Tagen einen Verlust erlitten, den

man mit Wahrheit einen gleich großen für die Religion und Philosophie überhaupt nennen kann. Schleiermacher ist nach einem kurzen Krankenlager an einer Lungenentzündung gestorben. Er ist Ihnen gewiß nicht unbekannt als Herausgeber mehrerer religiöser und moralischer Schriften. Indeß war von Schleiermacher in ohne Vergleich höherem Grade wahr, was man von den meisten sehr vorzüglichen Menschen sagen kann, daß ihr Sprechen ihr Schreiben übertrifft. Wer also auch alle seine zahlreichen Schriften noch so fleißig gelesen, aber seinen mündlichen Vortrag nie gehört hätte, dem blieben dennoch das seltenste Talent und die merkwürdigsten Charakterseiten des Mannes unbekannt. Seine Stärke war seine tief zum Herzen dringende Rede im Predigen und bei allen geistlichen Verrichtungen. Man hätte Unrecht das Beredsamkeit zu nennen, da es völlig frei von aller Kunst war. Es war die überzeugende, eindringende und hinreißende Ergießung eines Gefühls, das nicht sowohl von dem seltensten Geiste erleuchtet wurde, als vielmehr ihm von selbst gleichgestimmt zur Seite ging. Schleiermacher hatte von Natur ein kindlich einfach gläubiges Gemüth, sein Glaube entsprang ganz eigentlich aus dem Herzen. Daneben hatte er doch aber auch einen entschiedenen Hang zur Spekulation, er bekleidete auch und mit ganz gleichem Beifall und Glück ein philosophisches Lehramt neben dem theologischen an der Universität in Berlin, und seine Sittenlehre, ein ganz philosophisches Werk, steht in der genauesten Verbindung mit seiner Dogmatik. Spekulation und Glaube werden oft als einander feindselig gegenüberstehend angesehen, aber diesem Mann war es gerade eigenthümlich, sie auf das innigste mit einander zu verknüpfen, ohne weder der Freiheit und Tiefe der einen, noch der Einfachheit des andern Eintrag zu thun. In einer

Aeußerung, die er am Tage vor seinem Hinscheiden gemacht, hat er gleichsam das letzte Zeugniß davon abgelegt. Er hat nämlich seiner Frau, die von sehr ausgezeichnetem Geist und Charakter ist, gesagt, daß seine Besinnungskraft für allen äußeren Zusammenhang der Dinge sehr dunkel zu werden anfange, daß aber in seinem innern Ideenzusammenhange eine vollkommene Klarheit herrsche, und daß er sich besonders freue, auch jetzt seine tiefste Spekulation im reinsten Einklange mit seinem Glauben zu finden. In dieser schönen harmonischen Seelenstimmung ist er auch gestorben. Mit herzlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Vierundfunfzigster Brief.

Tegel, den 14. März bis 4. April 1834.

Es freuet mich, daß die Stolberg'sche italienische Reise Ihnen Befriedigung gewährt. Ich dachte mir gleich, daß sein gründliches Eingehen in die Gegenstände, woran Andere Anstoß nehmen, Ihnen seine Darstellung gerade interessant machen würde. Ich glaubte immer, daß Stolberg's Katholicismus eine Folge seines Aufenthalts im Münsterschen gewesen wäre, wo es damals einige sehr eifrige, aber geistvolle und gemüthreiche Katholiken, Männer und Frauen, in den vornehmsten Familien gab. Es ist indeß sehr möglich, daß auch die italienische Reise dazu wesentlich mit beigetragen hat. Die Schönheit und Pracht der Kirchen kann wohl ein ernsthaftes Gemüth nicht zu einem andern Glauben verführen, allein sehr erfreulich und in gewissen Momenten erhebend ist sie unleugbar, auch ganz abgesehen von aller Beziehung auf Glauben und Katholicismus, bloß für einen regsamen, gegen innere Eindrücke leicht empfänglichen Sinn. Etwas anderes damit Verbundenes hat mir aber immer noch einflußreicher geschienen, ich meine den in den meisten katholischen Ländern herrschenden Gebrauch, die Kirchen den ganzen Tag offen stehen zu lassen. Der Geringste im Volke erhält dadurch einen Ort, wo er unbemerkt einsam sitzen und seinen Gefühlen und Gedanken ungestört nachhängen kann, und gleichsam neben seiner, von allen irdischen Mühseligkeiten durchwimmelten Wohnung,

eine von diese allen entblößte Freistatt findet, in der ihn alles auf wahrhaft hohe und würdige Betrachtungen führt. Das beständige sorgfältige Verschließen unserer protestantischen Kirchen hat, wie schwerlich abgeleugnet werden kann, etwas Trübes, und macht, daß auch darin vorhandene Pracht und Kunst nicht wahrhaft zum öffentlichen Genuß kommt. Man gelangt nur durch ausdrückliches Aufschließen des Kirchners, den man herbeiholen lassen muß, dazu. In jenen Ländern nimmt das ganze Volk einen freieren und freudigern Antheil daran, und man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß das Volk dagegen unempfindlich wäre.

Was Sie noch über Paul Gerhard's Lieder sagen, hat mich sehr interessirt. Ich begreife ganz, daß ein Gemüth, das meist unter sehr ernsten und wiederholten schmerzlichen Ereignissen gelitten hat, Trost und Beruhigung daraus nehmen kann, wie es beides gerade bedarf. Die Lieder, die Sie mir bemerken, will ich noch einmal lesen, und Ihrer Bitte gemäß mich nicht an ein und anderm, nicht mehr üblichen und vielleicht anstößigen Ausdruck ärgern, sondern wie Sie auf den Geist sehen, der immer erhebend ist. Vielleicht hat auch Bunsen das abgeändert. Poetisch bleiben sie darum immer; dies hängt nicht nothwendig mit der Bildung zusammen, hängt wenigstens nicht von ihr ab, es beruht auf Schwung und Tiefe, und der Sinn dafür findet sich oft reiner beim Volke, als bei der Klasse der gebildeten, aber nicht ganz durchgebildeten Personen. Es scheint mir auch nicht, daß die Verfasser der alten Kirchenlieder solche Stellen aufnahmen, um sich auf diese Art an die Vorstellungsart und die Sprache des Landmanns anzuschließen, ihm verständlicher zu werden und seine Empfindungen lebendiger anzuregen. Was wir geschmacklos finden,

erschien ihnen nicht so, das lag in ihrer Zeit, wo wahrhaft deutsche Bildung feinerer Art kaum vorhanden war, und die Gebildeten, in sofern ihre Bildung nicht eine ausländische oder gelehrte war, in der That sich weniger vom Volke unterschieden als jetzt. Jene alten Kirchendichter, und namentlich Paul Gerhard, in welchem einzelne uns mißfällige Stellen nur unwesentliche Flecke sind, verstanden es weit besser, den Punkt zu finden, wo man dem Volke durchaus verständlich und seine Gefühle anregend ist, ohne sich in den Begriffen herabzustimmen und an ihrer Richtigkeit nachzulassen, oder eine unedle Sprache anzunehmen. Diese wahre Volksmäßigkeit ist ein hauptsächliches Erforderniß guter und zweckmäßiger Kirchengesänge. Denn die Kirche ist für Alle, es soll sich in ihr kein Kreis vornehmer oder höherer Bildung absondern; der wahrhaft Gebildete soll aber auch durch nichts ihn Verletzendes zurückgestoßen werden. Beides kann erreicht werden, ohne daß eines dem andern Abbruch thäte. Denn alles rein und natürlich Menschliche, frei von Künstelei und Gelehrsamkeit in Sachen der Erkenntniß, und von Verzärtelung und Ueberspannung in Sachen des Gefühls, ist dem Volke, und besonders dem Landmanne, dem ich hierin viel mehr zutraue als dem Städter, gewiß nicht bloß vollkommen verständlich, sondern auch seiner Empfindung zugänglich, und eben dies tief und ächt Menschliche ist auch die Grundlage aller wahren Bildung. In diesen Ausgangspunkten des menschlichen Denkens und Empfindens begegnen sich, wenigstens in Deutschland, alle Klassen der Nation. Eben so vereinigen sie sich in dem Verständniß einer einfachen, klaren und würdigen Sprache, wie man an Luther's Bibelübersetzung sieht, die sich nie zum Gemeinen herabläßt und — die Stellen ausgenommen, wo die Schwierigkeit in dem Sinne

und den Sachen liegt — zugleich allgemein verständlich ist. Sich recht nahe an die biblische Sprache zu halten, ist auch für Kirchengesänge der sicherste Weg, auch schwierigeren Ideenreihen in dem Gemüth des Volks Eingang zu verschaffen. Wenn man, wie nicht selten geschieht, von einem Prediger mit Rühmen erwähnt, daß er für die gebildeten Klassen erhebend und belehrend predige, so halte ich das für ein sehr einseitiges Lob, und wenn er es nicht versteht, eben so erbaulich für das Volk und den gemeinen Mann zu predigen, für einen wahren Tadel. Die Kirche umschließt Alle, und die Religionswahrheiten werden ihrer Natur angemessener, allgemeiner und menschlicher aufgefaßt, wenn man sie auf allgemeine Verständlichkeit gründet. Die Scheidewand, die die gebildeten Stände vom Volke trennt, ist ohnehin schon zu groß, man muß daher mit doppelter Sorgfalt das hauptsächlichste Band erhalten, das sie noch zusammenknüpft. Leben Sie wohl, und rechnen auf meine unwandelbare Theilnahme an allem was Ihnen begegnet.

Der Ihrige. H.

Fünfundfunfzigster Brief.

Tegel, den 15. April bis 8. Mai 1834.

Sie haben, liebe Charlotte, bemerkt, daß meine Handschrift in meinen zwei letzten Briefen größer, bestimmter und deutlicher geworden ist, und ich sah voraus, daß Sie diese Veränderung überraschen und Ihnen auffallen würde *). Es ist ein Sieg, den mein Wille endlich durch festen Vorsatz über meine Hand davon getragen hat. In Hinsicht der Unbequemlichkeit, eigentlich nicht schreiben zu können, sondern alles diktiren zu müssen, bringt mich zwar diese Verbesserung nicht weiter, da die neue Methode eher langsamer, als schneller wie die bisherige ist. Es ist indeß doch ein wahrer Gewinn, daß es ordentlicher aussieht, und keine Schwierigkeit zu lesen macht, da die vorige Schrift auf ängstliche Weise in Unleserlichkeit überging. Man kommt so im Alter auf die Kinderschrift zurück. — Es ist ein großer, wichtiger und mißlicher Punkt im Alter, der wenigstens mich beständig begleitende Zweifel, ob die Jahre nicht allmählig eine Schwächung des Geistes oder Charakters, oder beider unvermerkt hervorbringen. Wer vernünftig ist und mehr mit sich umgeht, muß sich gestehen, daß

*) Diese gänzliche Umwandlung der Handschrift, von ängstlicher Undeutlichkeit zu großer sehr deutlicher Schrift, hatte etwas tief Ergreifendes und höchst Rührendes.

es kaum anders sein kann. Alles nützt sich durch die Zeit ab, und die Abhängigkeit der Seele vom Körper kommt dazu. Bisweilen ertappt man sich auch wohl selbst auf einzelnen Beweisen. Es bleibt aber immer ein quälender Gedanke, ob diese Fälle nicht ungleich häufiger sind, als man sie bemerkt. Man mißtrauet mit Recht dem eignen Urtheile, weil seine Schärfe auch durch dieselbe Abnahme gelitten haben muß, und man von Andern nie die Wahrheit über solchen Punkt erfährt. Am meisten, behauptet man gewöhnlich, leide das Gedächtniß. Das kann ich aber an mir nicht finden, auch würde mich das, wenn es nicht zu arg damit würde, am wenigsten kümmern. Schlimmer und schwerer zu bemerken ist der Mangel an Festigkeit im Urtheil, ja die Schwierigkeit, sich bestimmt genug aus dem Zweifel herauszuwickeln, um nur überhaupt ein entschiedenes zu fällen. Es ist dies Charakterunschlüssigkeit, welche vom Handeln auf das Denken übergeht, da alles Geistige im Innern des Menschen immer in unzertrennlichem Zusammenhange mit einander steht. Das Schlimmste von allem aber ist die Fruchtbarkeit an Ideen. Sie hängt natürlich von der Stärke, Regsamkeit und Lebendigkeit aller Geisteskräfte zusammengenommen ab. Es ist daher auch natürlich, daß die Zahl der zunehmenden Jahre darauf bedeutenden Einfluß ausübt. Schon die Abstumpfung der Sinne bringt um sehr viel. Alle Begriffe, die, auch früher gesammelt, auf sinnlichen Wahrnehmungen beruhen, verlieren an Bestimmtheit, Deutlichkeit und besonders an weiter anregender Anschaulichkeit. Was ich aber am meisten besorge, ist eine Art Einschlafen der Seele, daß sie sich immer in einem ihr längst bekannten Kreise herumdrehe und sich einbilde, dadurch in befriedigender Thätigkeit zu bleiben. Das Wachsein des Geistes, seine Fruchtbarkeit an Vorstel-

lungen, die er bald aus der äußeren Beobachtung der Dinge und Menschen, bald aus seinem Innern schöpft, oder das feste Fortrücken in längst begonnenen, vielleicht, durch einen Theil des Lebens hindurchgeschlungenen Ideenreihen, ist das wahre, dem menschlichen Dasein erst Werth verleihende Glück des Lebens, und zwar nicht bloß für intellektueller organisirte, höher gebildete, mehr dem Denken ergebene Menschen, sondern für Alle. Denn jeder hat einen innern Kreis von Ideen und Gefühlen, Wahrheiten und Vorurtheilen, Phantasien und Träumen, in dem er wach und regsam bleiben und den er als innere Beschäftigung weiter ausspinnen will. Wie wenig geistig auch ein Mensch in seiner Natur sein möge, so fürchtet er doch keinen Vorwurf so sehr, als den der Geistesschwäche. Vor großer ist man vielleicht ohne besondere bedeutende Krankheit sicher, aber kleinere ist auch betrübend genug, und man ängstigt sich mehr dafür, da sie einem leicht lange unbemerkt bleiben könnte.

Ich habe Ihren letzten Brief später als gewöhnlich empfangen, und es hat mich geschmerzt zu sehen, daß Sie wieder sehr trübe gestimmt waren. Sie sagen zwar selbst, daß die Zeit dies auch wieder heilt, aber das Leben ist doch zu kurz, um sich ganze Wochen so rauben zu lassen. Sie waren auch zu meiner großen Freude eine längere Zeit heiterer und zufriedener gestimmt. Kehren Sie dahin zurück, ich bitte Sie recht dringend darum; man kann viel, wenn man sich nur recht viel zutraut. Stimmungen entstehen allerdings oft aus Ursachen, über welche der Mensch nur wenig Gewalt hat, aber sie nehmen zu und werden der innern Gemüthsruhe immer verderblicher, wenn man sich in ihnen gehen läßt. Am sichersten stellt man ihnen Gefühle entgegen, und Sie haben es gewiß oft selbst an

sich erfahren, daß sich das Gefühl für erhabene und tief ergreifende Dinge so erwärmen kann, daß alle dunkeln und dumpfen Stimmungen dadurch verscheucht werden.

Mit der freundschaftlichsten Theilnahme der Ihrige.

H.

Sechsundfunfzigster Brief.

Tegel, den 16. Mai 1834.

Ich dächte, es müßte Ihnen besser werden, liebe Charlotte, in diesem schönen Frühlingswetter. Das Laub, das anfangs ungewöhnlich zögerte und stockte, ist durch die Wärme und den fruchtbaren Regen plötzlich hervorgekommen, und die milde und blüthenduftige Luft könnte einen verleiten, bis zum späten Abend in ihr zu verweilen. Schreiben und Lesen läßt sich draußen leicht, ich aber habe es für mich nie geliebt. Es war mir, so oft ich es versuchte, immer als trüge mir die Luft auch die Gedanken mit davon, beim Arbeiten stört mich die Luft, und ich liebe selbst kein offenes Fenster in meinem Arbeitszimmer. Dagegen befördern Spaziergänge den innern Umschwung der Gedanken, und erhöhen die Fruchtbarkeit in denselben. Sie sind die besten Vorbereitungen zu nahen und entfernten Arbeiten, und gewähren, auch abgesehen davon, am freiesten und ungestörtesten den Genuß, sich seinen Gedanken, Erinnerungen und Empfindungen zu überlassen. Ich gehe daher am liebsten allein spazieren, und habe es nicht gern, wenn mich jemand begleitet, und mich hindert allein mit der Natur zu sein.

Die Worte Paulus, die Sie in Ihrem Briefe anführen: „Lebten wir allein für diese Welt, so wären wir die

elendesten Geschöpfe", haben allerdings eine tiefe Wahrheit und einen innerlich ergreifenden Sinn. Sie sprechen auf die kürzeste und einfachste Art die überirdische Bestimmung des Menschen aus. Denn in allen höheren, edleren, des Menschen wahrhaft würdigen Gefühlen erblicken wir mit Recht einen Ursprung, der nicht der Erde angehören kann. Alle Veredlung unsers Wesens stammt nur aus dem Gefühl der Ausdehnung unsers Daseins über die Grenzen dieser Welt. Das giebt dem Menschen ein so eigenthümliches, den Nachdenkenden unaufhörlich begleitendes Gefühl, daß ihm die Welt, die ihn umgiebt, in der er allein unmittelbar wirkt und genießt, nicht genügt, und daß seine Sehnsucht und seine Hoffnungen ihn zu einer andern unbekannten und nur geahndeten hinziehen. In dem verschiedenen Verhältniß, in das sich jeder zu der einen und der andern stellt, liegt hauptsächlich der Unterschied der inneren Individualität der Menschen. Es giebt den Charakteren die ursprüngliche Richtung, aus der sich alles Uebrige entwickelt. Wer nun da ganz im Irdischen befangen wäre, ohne für eine höhere Welt Sinn und Gefühl zu haben, der wäre in Wahrheit elend zu nennen. Er entbehrte der höchsten und besten inneren Genugthuung, und könnte in dieser Gesinnung zu keiner Vervollkommnung und eigentlichen Veredlung seines sittlichen Wesens gelangen. Es giebt aber auch eine gewisse Verschmähung der Erde, und eine irrige Beschäftigung mit einem überirdischen Dasein, die, wenn sie auch nicht zu einer Vernachlässigung der Pflichten des Lebens führt, doch das Herz nicht dazu kommen läßt, die irdischen Wohlthaten der Vorsehung recht zu genießen. Die wahrhaft schöne und edle Stimmung vermeidet diese doppelte Einseitigkeit. Sie geht von den unendlichen Spuren des Göttlichen aus, von denen alles

Irdische und die ganze Schöpfung so sichtbar in weiser Anordnung und liebevoller Fürsorge durchdrungen ist. Man knüpft in ihr die reinen, wirklich einer besseren angehörenden Empfindungen des Herzens zunächst an die menschlichen Verhältnisse an, denen dieselben auf eine würdige und nicht entweihende Weise gewidmet werden können. Man sucht so und pflanzt das Ueberirdische im Irdischen, und macht sich dadurch fähig, sich zu dem ersten in seiner Reinheit zu erheben. In diesem Verstande lebt man in dieser Welt für eine andere; denn das Irdische wird bloß zur Hülle des göttlichen Gedankens, er allein ist sein eigentlicher und nicht tief in ihm verborgen liegender, sondern hell und sichtbar aus ihm hervorstrahlender Sinn. In dieser Ansicht trennt sich dann die Seele leicht ganz vom Irdischen und erhebt sich über dasselbe. Unmittelbar daran knüpft sich der Glaube an Unsterblichkeit und an ein jenseits des Grabes beginnendes Dasein an. Diesen trägt ein Gemüth, das im richtigen Sinn nicht für diese Welt allein lebt, nicht bloß als Hoffnung und Sehnsucht, sondern als unmittelbar mit dem Selbstbewußtsein verbundene Gewißheit in sich. Wären wir nicht gleichsam schon ausgestattet mit dieser Gewißheit auf die Erde gesetzt, so wären wir in der That in ein Elend hinabgeschleudert. Es gäbe keinen Ersatz für irdisches Unglück, und was noch mehr und noch beklagenswerther wäre, die wichtigsten Räthsel blieben ungelöst und unserm ganzen innern Dasein fehlte, was ihm eigentlich das Siegel seiner Vollendung aufdrückt.

Den 18. Juli.

Sie erwähnen in Ihrem letzten Briefe der Beschwerden des Alters; sie sind allerdings, einzelne Fälle abgerechnet,

wo sich die Kräfte spät in Rüstigkeit erhalten, sehr groß. Sie werden es besonders dadurch, daß sie in jedem Moment des Lebens wiederkehren und das Leben ganz eigentlich begleiten. Die gehemmte oder doch wenigstens durch Langsamkeit sehr erschwerte Thätigkeit ist, meiner Empfindung nach, das Drückendste. Dann die Unbehülflichkeit, daß man viele Sachen gar nicht, oder nicht ohne große Beschwerlichkeit sich selbst und allein machen kann. Wenn einem auch dann die Wahl bleibt, sich helfen zu lassen, oder die Sache langsam und mühevoll selbst zu machen, so ziehe ich in der Regel das letzte vor, da mir das Gefühl der Abhängigkeit von fremder Hülfe sehr unangenehm und widrig ist. Indem ich aber so alle Unbequemlichkeiten, die zu wahren Leiden anwachsen können, zugebe, und zum großen Theil an mir selbst empfinde, kann ich doch dem Alter nicht abhold sein und keine Klage darüber führen. Es gehört zur Vollendung des menschlichen Lebens, ein solches Heruntergehen der Kräfte zu empfinden, und das menschliche Leben als ein Ganzes, sich aus sich selbst Entwickelndes durchzumachen, hat in sich etwas Beruhigendes, weil es den Menschen im Einklange mit der Natur zeigt. Die innere Stimmung ändert sich auch von selbst so um, daß man die äußere Unbequemlichkeit leichter trägt. Man ist geduldiger, fühlt, daß über den Lauf der Natur keine Klage ziemt, und hat viel lebhafter das Gefühl, daß man durch immer gleichmüthige und sanfte Ruhe über alles Aeußere einen milderen Schimmer wirft. Es ist sichtbar ein Vorzug des Alters, den Dingen der Welt ihre materielle Schärfe und Schwere zu nehmen und sie mehr in das innere Licht der Gedanken zu stellen, wo man sie in größerer, immer beruhigender Allgemeinheit übersieht.

Den 28. Julius.

Ich habe vorgestern Ihren am 22. d. M. abgegangenen Brief erhalten, und danke Ihnen, liebe Charlotte, recht herzlich für den Antheil, den Sie so warm und lebhaft an meiner Gesundheit nehmen. Sie werden finden, daß ich Ihnen noch in meinem letzten Briefe recht ausführliche Nachricht darüber gegeben, da Sie darauf gütigen Werth legen.

Leben Sie recht wohl! Mit der innigsten Theilnahme der Ihrige. H.

Siebenundfunfzigster Brief.

Tegel, August und September 1834.

Daß Sie unter der großen Hitze, die Ihnen, liebe Charlotte, immer Beängstigungen erregt, leiden würden, habe ich leider gedacht. Sie war und ist in der That außerordentlich, und zeichnet sich noch immer durch eine eigne, gewitterartige Schwüle aus. Wenn es einmal ein heißes Jahr geben sollte, so ist es ordentlich gut, daß es dies und nicht das künftige ist. Im künftigen würde man nicht unterlassen, die außerordentliche Witterung dem Einflusse des dann zu erwartenden Kometen zuzuschreiben, so daß dadurch die irrigen Meinungen über diese Weltkörper vermehrt worden wären. Die Hitze allein würde ich für mich wohl ertragen, man kann sich doch sehr durch Kühlhalten der Zimmer und leichteren Anzug die drückende Empfindung erleichtern. Aber die ununterbrochene Dürre, welche die Hitze dieses Jahr begleitet, das Verschmachten der Pflanzen, das Zusammenschrumpfen der Blätter ist immer ein betrübender Anblick. Man kann mit Grund voraussetzen, daß alles in der Welt gerade so am besten eingerichtet ist, wie es wirklich besteht, und dies schließt von selbst jeden kurzsichtigen Tadel aus, den sich kein Vernünftiger erlauben wird. Sonst ist eine Erscheinung in der Weltanordnung auffallend, daß die lebendigen und empfindenden Geschöpfe, von den Pflanzen an bis zu den Menschen, den wilden und rohen Elementen untergeordnet und von ihnen abhängig gemacht

erscheinen. Es ist als wenn die Natur meinte, jenen großen körperlichen und elementarischen Verhältnissen müsse erst ihr Recht werden, ehe an das Gedeihen und das Glück der empfindenden Wesen zu denken sei. Es ist ohngefähr wie im menschlichen häuslichen Leben, wo auch nicht bloß die höhere geistige Beschäftigung oft dem gewöhnlichen körperlichen Tagewerke nachstehen muß, sondern wo alle Thätigkeit in Geschäften, die doch auch immer nur eine äußere ist, in der Meinung der Menschen höher gestellt wird als eine innere Hinneigung zu Nachdenken und Wissenschaft. In beiden liegt sichtbar der Sinn, daß durch die körperlichen, äußeren Verhältnisse erst der Boden bereitet und gesichert werden muß, ehe das Geistige, Innere, ruhig darauf Wohnplatz finden und ohne Gefahr seine Blüthen erschließen kann. In von Menschen eingerichteten und also immer unvollkommenen Dingen ist das sehr begreiflich. Menschliche Vernunft und Kraft reichten nicht zu, den Hauptzweck ohne einige Aufopferung des Besseren zu erreichen. Bei der von der höchsten Weisheit und Macht herkommenden Welteinrichtung ist eine solche Erklärungsart nicht zulässig. Was man sonst über eine solche Zurücksetzung des Geistigen gegen das Körperliche, wenn man sie so nennen kann, sagt, ist auch wenig genügend. Es muß darin noch etwas von uns Unverstandenes geben, das vielleicht in einem uns ganz unbekannten Verhältniß des Geistigen zum Körperlichen liegt. Denn wenn wir auch vom Geist oder der Seele nicht viel mit Gewißheit erkennen, so ist uns das eigentliche Wesen des Körpers (der Materie) völlig unbekannt und unbegreif'ich.

Ich hoffe, daß Sie sich, bei der abgekühlten Temperatur, nunmehr besser befinden werden. Mit unverändertem Antheil an allem was Ihnen begegnet, Ihr H.

Den 26. Nachschrift. Ich habe Ihren Brief vom 18. September erst heute erhalten, und setze nur das noch dem meinigen hinzu. Es betrübt und beunruhigt mich zugleich, liebe Charlotte, zu erkennen, daß Sie nicht nur sehr gebeugt und traurig, sondern auch, wie ich befürchte, leidend oder wohl gar krank sind, und es mir verbergen. Sprechen Sie sich aus und verschmähen meine innige Theilnahme nicht, die Ihnen ja schon mehrmal wohlthuend war. Ich bitte Sie sehr darum.

Heute muß ich schließen; ich komme aber darauf zurück. Leben Sie herzlich wohl, und verscheuchen Sie die trüben Gedanken.

Achtundfunfzigster Brief.

Tegel, September und Oktober 1834.

Die kühlere Temperatur, die eingetreten ist, freuet mich besonders Ihrentwegen, liebe Charlotte. So hoffe ich jetzt beruhigenden Nachrichten über Ihre Gesundheit und Befinden entgegensehen zu dürfen. Die kalten Uebergießungen, die ich Morgens brauche, scheinen Ihnen ganz unbekannt und Sie erschreckt zu haben; aber es ist damit so schlimm nicht. Der Schreck, den die Kälte des Wassers augenblicklich auf die Nerven macht, ist leicht zu überwinden. Mit ihm ist aber zugleich eine sehr wohlthätige Belebung verbunden, und unmittelbar darauf folgt eine angenehme, allgemeine innere Wärme.

Das Schicksal, das die Ihnen befreundete St—sche Familie betroffen, ist sehr hart. Sie hatten mir nicht gesagt, daß die Tochter schon von ihrer italienischen Reise zurückgekommen war. Sie hat dieselbe wohl der Mutter wegen abgekürzt, um sie selbst pflegen zu können.

Mir fällt dabei ein, daß es in den ersten Tagen dieses Monats jährig geworden, daß ich von Nordernei zurückgekommen bin. So sonderbar es Ihnen scheinen wird, so ist es doch buchstäblich wahr, daß es das erstemal in meinem Leben ist, daß ich ununterbrochen ein ganzes Jahr, bloß mit Ausnahme weniger einzelner Tage und Nächte, hier in Tegel geblieben bin. Schon als ich noch Kind war, zogen meine Eltern immer den Winter in die Stadt. Nach-

her that ich dasselbe. In den letzten Jahren kamen die Badereisen. So war ich in jedem Jahr einige Monate abwesend, und in den letzten gerade die schönsten, Julius und August, wo die Blätterfülle und die Kraft des Sommers in den Gewächsen den höchsten Punkt erreicht. Diesmal habe ich das ganz genossen. —

Den 17. Oktober.

Es thut mir sehr leid, daß Sie sich durch eine falsche Zeitungsnachricht ganz ungegründete Besorgnisse haben einflößen lassen. Nehmen Sie doch, ich bitte Sie, die Zeitungen nicht so geradehin für eine Quelle historischer Wahrheit.

Den 29. Oktober.

Ihr Brief vom 18. dieses Monats hat mir große Freude gemacht. Ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Es ist sehr erfreulich und schön, daß eine so plötzliche Umwandlung mit Ihnen vorgegangen ist, und daß die körperliche und geistige Niedergeschlagenheit, woran Sie seit längerer Zeit litten, Sie mit einemmal verlassen hat. Es freuet mich noch insbesondere ungemein, daß sich dieser bessere Zustand unmittelbar an etwas anknüpft, das sich auf mich bezieht *). Erhalten Sie sich doch nun ja in dieser heitern Stimmung. Sie sehen aus diesem Vorfalle, wie viel die Empfindungen der Seele über den körperlichen

---

*) Die beunruhigenden Nachrichten hatten auf einmal hoffnungerregenden Platz gemacht.

Zustand vermögen, und über die Seele haben wir durch Vorsatz und Sammlung des Gemüths eine große Gewalt. Denken Sie daran, welche Freude Sie mir dadurch machen, und das thun Sie ja so gern! Denken Sie meiner! Leben Sie wohl, und sein und bleiben Sie meiner aufrichtigen und unveränderlichen Theilnahme gewiß. H.

Neunundfunfzigster Brief.

Tegel, November bis 3. December 1834.

Ich schreibe Ihnen heute mit doppelter Freude, weil ich nach Ihrem letzten Briefe voraussetzen kann, daß Sie gesund und heiter gestimmt sind. Sie können mir, liebe Charlotte, keine größere Freude machen und mir Ihre Gesinnungen nicht angenehmer beweisen, als wenn Sie mir dies durch den Inhalt und den Ton Ihrer Briefe zeigen. Die Möglichkeit hängt zwar größtentheils von äußeren Umständen ab; Sache der Seele aber ist es, die innere Heiterkeit so lange und immer in dem Grade zu erhalten, als es möglich ist. Wer sich heiter zu erhalten sucht, der sorgt nicht bloß für sein Glück, sondern er übt wirklich eine Tugend. Denn die Heiterkeit, selbst die wehmüthige, macht zu allem Guten aufgelegter, und giebt dem Gemüthe Kraft, sich selbst mehr aufzuerlegen und mehr für Andere zu leisten. Die Erhaltung der Heiterkeit, selbst unter weniger günstigen Umständen, zeugt auch von einem genügsamen, anspruchlosen Gemüth, das nicht selbstsüchtig immer sich vor Augen hat, und was ihm begegnet, für größer und merkwürdiger hält, als was Andern zustößt. Es ist überhaupt ein schöner, erfreulicher Sinn, der die Einigkeit mit seinem Geschicke so weit als es möglich ist erhält, die Freuden heraushebt, die jedem bleiben, und sie zu sammeln und zu genießen versteht. Es bewährt sich auch hier, daß das moralisch Schönste und Edelste auch das am meisten

Glück bringende ist, und am sichersten das Gemüth in ruhiger und besonnener Thätigkeit erhält.

Sie fragen mich nach Frau von Varnhagen, deren Briefe unter dem Namen Rahel von ihrem Manne herausgegeben sind. Ich habe sie allerdings viel gekannt, von der Zeit an, wie sie noch ein sehr junges Mädchen war, ein paar Jahr, ehe ich auf die Universität nach Göttingen ging. So oft ich seitdem in Berlin war, habe ich sie viel und regelmäßig gesehen. Auch als ich mich mit meiner Familie in Paris aufhielt, war sie mehrere Monate dort, und es fiel nicht leicht ein Tag aus, wo wir uns nicht gesehen hätten. Man suchte sie gern auf, nicht bloß, weil sie von sehr liebenswürdigem Charakter war, sondern weil man fast mit Gewißheit darauf rechnen konnte, nie von ihr zu gehen, ohne nicht etwas von ihr gehört zu haben und mit hinwegzunehmen, das Stoff zu weiterem ernsten, oft tiefem Nachdenken gab, oder das Gefühl lebendig anregte. Sie war durchaus nicht, was man eine gelehrte Frau nennt, obgleich sie recht viel wußte. Sie verdankte ihre geistige Ausbildung ganz sich selbst. Man kann nicht einmal sagen, daß der Umgang mit geistvollen Männern irgend wesentlich dazu beitrug. Denn theils ward ihr dieser nicht früh, sondern erst als sie sich schon selbst die hauptsächlichsten, sie durch das Leben leitenden Ansichten aus ihrem Innern herausgebildet hatte, theils hatten alle ihre Gedanken und selbst die Form ihrer Empfindungen ein so unverkennbares Gepräge der Originalität an sich, daß es unmöglich war, dabei an irgend bedeutenden fremden Einfluß zu denken. Sie ging auch viel mit uninteressanten Menschen um. Dies entstand aus Zufälligkeiten ihrer äuße-

ren Lage. Da sie aber eine große Lebendigkeit besaß und gern mit Menschen lebte, so vermied sie es auch weniger sorgfältig, als es sonst geistreiche Personen wohl zu thun pflegen. Es war ihr ein eigentliches Talent gleichsam angeboren, auch dem unbedeutend Scheinenden eine bessere und anziehende Seite abzugewinnen. Jede Individualität flößte ihr schon als solche ein gewisses Interesse ein, da sie sie zum Gegenstande ihrer Betrachtung machte, und sich auch wirklich in jeder eine bessere und anziehende Eigenschaft herausfinden läßt. Die Varnhagen ging von jedem Punkt des täglichen Lebens gern zu innerem, tieferem Nachdenken über, sie schöpfte selbst vorzugsweise gern ihren Stoff zu diesem aus der Mannichfaltigkeit der Wirklichkeit. Ueberhaupt war Wahrheit ein auszeichnender Zug in ihrem intellektuellen und sittlichen Wesen. Sie kannte darin keine weichliche Selbstschonung, weder um sich etwanige Schuld zu verbergen, oder sie zu verkleinern, noch um in Wunden, die ihr das Schicksal schlug, mit tiefer Selbstprüfung einzugehen. Sie überließ sich aber auch keinen Selbsttäuschungen, keinen trügerischen Hoffnungen, sondern suchte überall nur die reine und nackte Wahrheit auf, wenn sie auch noch so unerfreulich oder selbst bitter sein mochte.

Ich breche hier ab, da ich eben Ihren lieben Brief bekomme. Warum aber, liebe Charlotte, fahren Sie in aller Welt fort, den Zeitungen zu glauben und sich und, verzeihen Sie, auch mich zu ängstigen. Ich glaubte Sie eben beruhigt und sehe Sie leider schon wieder so sehr beunruhigt. Mein körperlicher Zustand ist, im Ganzen genommen, in diesem Augenblicke sichtbar besser, und ich weiß von keiner besorglichen Kränklichkeit, so daß ich nicht glaube, daß ich je wieder Nordernei, noch irgend ein anderes Bad besuchen werde. Sie sehen wie falsch die Zei-

tungsnachrichten sind. Ich bin so glücklich nichts von dem zu kennen, was man von mir schreibt. Sie erzeigen mir einen großen Gefallen, wenn Sie sich nicht wieder dadurch beunruhigen lassen. Ich bitte Sie recht herzlich darum! Mit inniger Theilnahme der Ihrige. H.

Sechzigster Brief.

Tegel, December 1834 bis 2. Januar 1835.

Wir sind also schon wieder am Ende des Jahres, liebe Charlotte, ich kann es, wie schnell es auch verstrichen ist, für mich ein glückliches nennen, da es mir die Freude gewährt hat, ununterbrochen hier sein zu können, und die Hoffnung zu haben, auch künftig von allen lästigen Badereisen frei zu bleiben. Das Zittern hat wunderbar abgenommen, ob ich darum aber im Ganzen stärker sein sollte, möchte ich nicht behaupten, auch ist es bei weitem nicht ganz gehoben und nicht alle Tage gleich. Wie es aber jetzt ist, bleibt es immer eine große Erleichterung des schwächlichen Zustandes. Ueberhaupt hätte ich Unrecht, über körperliche Leiden Klage zu führen. Was ich in dieser Art habe, ist wirklich sehr erträglich und erfordert nur einen sehr gewöhnlichen Grad von Geduld und Ergebung. Ich würde einen viel größeren haben, und es liegt in den Händen des Schicksals, ob ich ihn nicht vielleicht brauchen werde. Ich bin nie bange vor der Zukunft. Der Mensch ist in der Welt, um sich an seinem Schicksal zu versuchen und es zu seinem innern Heil zu benutzen. Glück und Schmerzlosigkeit müssen wir dankbar annehmen und genießen, aber nie fordern. Sie sehen hieraus, daß ich jetzt weder leide, noch in einem bedenklichen Zustande bin, und daß, wenn mir Leiden bevorstehen sollten, wozu jetzt nicht der geringste Anschein ist, ich Kraft besitzen würde sie zu er-

tragen. Ich bitte Sie also noch einmal recht herzlich und dringend, sich nicht einer Ihnen schädlichen und mir wahrhaft peinlichen Aufregung hinzugeben. Es ist nicht bloß Sache der Neigung, noch weniger der Laune in mir. Ich hege aber die Ueberzeugung, daß eine ruhige Fassung des Menschen ein würdiges, und mehr als das, ein wirklich pflichtmäßiges Aufnehmen der Beschlüsse der Vorsehung ist. Ich begreife, daß man seiner Stimmung dieser Art nicht immer Herr sein kann, aber man kann danach streben, und das recht ernstliche Streben ist das halbe Erreichen. Sie bitten mich, Sie mit jemand in Berührung zu bringen, an den Sie sich wenden könnten, wenn ein Gerücht Sie aufs neue beunruhigen sollte. Es ist mir sehr schmerzlich, Ihnen etwas abschlagen zu müssen; Sie verzeihen mir daher gewiß, wenn ich diese Ihre Bitte schlechterdings und in keiner Art je erfüllen kann. Kaum irgend etwas im Leben könnte mir so sehr und so wahrhaft zuwider sein, als ein mit meinem Wissen, oder ohne dasselbe, über meine Gesundheit mit einem Andern als mir selbst geführter Briefwechsel. Wenn ich nur irgend bedeutend krank wäre, könnte der bloße Gedanke daran mein Uebel vermehren. Ich bitte Sie, wenn Sie mir einen Gefallen erzeigen wollen, den gehegten Wunsch nicht weiter zu erwähnen. Sie sollen darum nie ohne Nachricht von mir sein. Wirklich wäre die von Ihnen vorgeschlagene Einrichtung ganz überflüssig. Sie wissen ja, daß Sie mir jeden Tag und Stunde, so oft Sie wollen, frei schreiben können. Käme Ihnen nun wieder ein beunruhigendes Gerücht zu, so fragen Sie mich selbst. Ich antworte jedesmal augenblicklich, wenn auch, um den Brief nicht aufzuhalten, kurz. Könnte ich nicht selbst schreiben, so würde ich diktiren, und ein Brief von mir, wenn er auch diktirt

wäre, würde Ihnen doch mehr Freude machen, als einer eines Fremden.

Ich mußte neulich über Frau v. Varnhagen abbrechen, ehe ich alles gesagt hatte. Der Mann der Verstorbenen gab zuerst einen Band von Briefen, bloß als Geschenk für Bekannte und Freunde heraus. Diese Ausgabe besitzen nur diejenigen, die sie zum Geschenk erhalten. Später aber hat Varnhagen eine zweite vermehrte Ausgabe in drei Theilen veranstaltet, die allgemein verkauft wird. Ich zweifle nicht, daß Sie diese nicht sollten bald erhalten können. Ich glaube aber kaum, daß Sie die Geduld haben werden, die drei Theile zu durchlesen. Sehr Vieles wird Ihnen gefallen, Sie anziehen, fesseln. Allein mit der ganzen Individualität dürften Sie, wie ich Sie kenne, schwerlich übereinstimmen. In einem Punkte gehen Sie Beide schon ganz auseinander. Die Varnhagen vergöttert wahrhaft Goethe, und es ist nichts, was sie nicht groß und schön an ihm fände. Sie lieben und bewundern ihn zwar auch, doch ohne alle Exaltation, ja Sie hegen einige Vorurtheile gegen ihn, die meiner Ueberzeugung nach auch zu weit gehen. Indeß macht das einen Unterschied, daß sie Goethe persönlich kannte, wodurch sich leicht eine nicht immer unpartheiische Vorliebe findet. Ob Sie mit der Art der Religiosität, die sich in den Briefen ausspricht, zufrieden sein werden, ist sehr die Frage. Ich glaube es nicht.

Fortsetzung und Beschluß.

Die Varnhagen redet sehr viel von sich, und hat allerdings auch ein scharfes und absprechendes Urtheil über Andere. Das kann man vielleicht am meisten und gerechtesten an ihr tadeln, obgleich diejenigen, die es lieben, daß sich fremde Individualität unverhohlen vor ihnen ausspricht,

das Buch gerade darum gern haben. Sie erzählt aber mehr, setzt Gedanken auseinander, drückt Empfindungen aus, fällt aber seltner Urtheile über Andere, deren Handlungen und Charaktereigenschaften. Wo sie es thut, kann ich aber weniger als in andern ihrer Urtheile mit ihr übereinstimmen. Sie war allerdings eine Jüdin, und ging spät, wohl erst kurz vor ihrer Verheirathung, zum Christenthum über. Ihr Mann, viel jünger als sie, war, noch verheirathet mit ihr, Gesandter unseres Hofes in Karlsruhe und lebte nachher in Berlin, wo er noch jetzt ist. Er beschäftigt sich fast ausschließlich mit Literatur, und wird mit Recht zu den bedeutendsten Schriftstellern der Zeit gerechnet. Er ist aber sehr kränklich, und so sehe ich ihn jetzt fast gar nicht, so gern ich sonst viel mit ihm umgehen würde. Sie sagen, daß man bisweilen Ihnen die Ehre anthue, wie Sie sich ausdrücken, Sie mit der Rahel zu vergleichen, daß Sie aber auf diese Ehre keinen Anspruch haben, weder machen noch machen können, und nicht die geringste Aehnlichkeit finden können. Ich bin derselben Meinung, und bin überzeugt, daß das bloß ungegründete Einbildung ist. Zwei Personen können wohl allgemeine Eigenschaften, wie Treue, Wahrhaftigkeit, Freude am Nachdenken u. s. w. mit einander gemein haben, jede dieser Eigenschaften stellt sich aber in jeder von beiden anders und wird dadurch in der That zu etwas Verschiedenem. Dies war in doppeltem Grade bei der Varnhagen der Fall. Denn man mag sie nun noch so sehr bewundern, oder im Gegentheil sie noch so tadelnswerth finden, so muß man ihr immer zugestehen, daß sie durchaus und in allem originell war. Sie glich wirklich nur sich selbst, und ich glaube nicht, daß man jemand nennen kann, der ihr ähnlich gewesen wäre. Es ist das nicht gerade ein Lob-

spruch, mit dem man sie belegt, es ist nur der Ausdruck der einfachen Wahrheit; Sie werden es gewiß eben so empfinden, wenn Sie mehr in den Briefen lesen. Es werden darin eine große Menge von Personen erwähnt, theils mit ganz ausgeschriebenen Namen, theils mit den Anfangsbuchstaben. Das Interesse wird nun natürlich durch die Kenntnisse dieser Personen noch sehr erhöht, es hängt aber eigentlich niemals davon ab, da immer schon Allgemeines, Raisonnement oder Empfindung, an die Persönlichkeit geknüpft ist. Ein Vorwurf aber, den man der Verfasserin mit Recht machen kann, ist einigen Personen mehr Lobsprüche zu ertheilen, als auf die sie selbst billigerweise hätten Anspruch machen dürfen. Man kann das aber nicht Schmeichelei nennen, da es Leute waren, von denen sie in keiner Art etwas hatte, noch je etwas hoffen konnte. So irrig in solchen Fällen gewiß auch ihre Meinungen und Ansichten waren, so ist doch der noch so auffallende Irrthum sichtbare Wahrheit in ihr. Diese Menschen erschienen ihr wirklich so. Sie konnte sogar an sehr uninteressanten Menschen, wenigstens solchen, die es allen übrigen schienen, Gefallen finden. Es gelang ihrem Geist, ihnen irgend eine einzelne anziehende Seite abzugewinnen, und das Gefallen daran trug sich leicht auf die ganze Persönlichkeit über.

Den 29. December.

Ich kann Ihnen heute, da ich meinen Brief nicht aufhalten will, nur für den Ihrigen danken. Die Beantwortung muß ich mir vorbehalten. Sie wissen, daß ich die betrachtenden Briefe liebe, und dieser ist von dieser Art. Ihre Freundin Therese hat ja eine wahrhaft ungeheure Reise

gemacht. Wenn sie nun das Glück hat, ihre Mutter gerettet zu sehen, so wird sie in froher Gegenwart und schönen Erinnerungen leben.

Sie erwähnen des Sturmes in der vorjährigen Sylvesternacht, woraus Sie üble Vorbedeutung zogen. Ich glaube nun zwar nicht an solche Zeichen, wünsche aber zu allgemeiner Beruhigung diesmal eine bessere, stille und milde Sylvesternacht. Sie haben in dem ablaufenden Jahr viel Schmerzliches, Widerwärtiges und viel Ungemach gehabt. Möge die gütige Vorsehung Sie im nächsten Jahr recht reichlich, durch Gesundheit, Ruhe und Heiterkeit entschädigen. Auf die Fortdauer meiner Gesinnungen rechnen Sie mit Gewißheit. Ihr H.

Was Sie, liebe Charlotte, in Ihrem letzten Briefe über Selbstkenntniß und Selbsttäuschung sagen, hat mich sehr interessirt. Ich gestehe aber, daß ich Ihre Meinung nicht ganz theilen kann. Ich halte die Selbstkenntniß für schwierig und selten, die Selbsttäuschung dagegen für sehr leicht und gewöhnlich. Es mögen Einzelne dahin gelangt sein, das Ziel zu erreichen, und so mache ich Ihnen nicht streitig, daß Sie mit Recht sich richtig und genau zu kennen glauben. Ich möchte aber nicht dasselbe mit gleicher Zuversicht behaupten. Auf den ersten Blick scheint es allerdings leichter, sich selbst als Andere zu kennen, da man sich unmittelbar fühlt, von Andern aber nur Aeußerungen wahrnimmt, von denen man erst auf den innern Grund schließen muß, so daß man bei diesem zwiefachen Verfahren auch einem zwiefachen Irrthume ausgesetzt ist. Aber der Beurtheilende ist und bleibt doch von dem Beurtheilten getrennt, und kann unter allen Umständen seine kalte Un-

partheilichkeit und ruhige Besonnenheit behalten. Er wird nicht nothwendig von dem Gegenstande seiner Beurtheilung bestochen oder hingerissen, oder auch gegen ihn eingenommen, oder mißtrauisch gemacht. Bei der Selbstprüfung ist man allen diesen Gefahren ausgesetzt. Die beurtheilende Kraft wird ewig von ihrem Gegenstande affizirt. Beide tragen einerlei Farbe und Stimmung an sich. Man ist bisweilen eben so geneigt, sich Fehler anzudichten, oder die wirklichen zu vergrößern, als das gerade Gegentheil zu thun. Man beurtheilt sich auch ungleich in verschiedenen Momenten. Der oft eintretende Irrthum rührt auch gar nicht immer von Mangel an Wahrheitsliebe oder aus Eigendünkel her, sondern entsteht auch bei den reinsten Absichten und dem redlichsten Willen, denn der Irrthum schleicht sich in die Ansicht und in das Gefühl selbst ein. Der Fall scheint mir also gar nicht so einfach daß, wie Sie sagen, die Verfälschung nur durch Eitelkeit zu befürchten wäre. Die Eitelkeit selbst aber ist von so vielfacher Art, daß vielleicht niemand ist, der es wagen möchte, sich ganz frei davon zu nennen. Man ist es von dieser oder jener, aber recht schwer von aller. Einzelne Handlungen und ihre Beweggründe lassen sich noch eher selbst beurtheilen. Je mehr es aber auf eine Reihe von Handlungen und den ganzen Charakter ankommt, desto unsicherer wird das eigene Urtheil. Darum sind Selbstbiographien nur dann wahrhaft lehrreich, wenn sie eine große Anzahl von Thatsachen enthalten. Die Selbstbetrachtungen können leicht irre führen.

Ihrem am 24. Januar abgegangenen lieben Brief habe ich die Freude zu danken, einmal wieder etwas von Ihnen in recht heiterer Stimmung Geschriebenes gelesen zu haben. Sie wissen, daß mich das schon aus herzlichem Antheil an Ihnen besonders freut, daß ich es aber auch außerdem

gern habe und die Stimmung schöner finde, die das Fröhliche recht heiter und das Widrige besonnen und gefaßt aufnimmt. Wenigstens ist es auf jeden Fall eine mehr beglückende. Mögen dann die dem Januar folgenden Monate alle harmlos und friedlich an Ihnen vorüber gehen, und keine schmerzliche Erscheinungen Ihre schöne Stimmung stören. Erhalten Sie Ihre Heiterkeit! Leben Sie wohl! Mit unveränderlicher Theilnahme Ihr H.

Abgegangen den 2. Februar 1835.

Einundsechzigster Brief.

Tegel, Februar 1835.

Ich endete meinen Brief mit Wohlgefallen an Ihrer heiteren Stimmung, und fange wieder damit an, und komme darauf zurück. Da das Jahr so gut angefangen hat, wird es auch erwünscht enden. Es ist schon viel mit der guten Vorbedeutung gewonnen, und der Aberglaube selbst ist nützlich, wenn er im Vertrauen bestärkt. Denn Hauptereignisse und wahre Unglücksfälle abgerechnet, nehmen die Dinge meistentheils die Farbe der Seele an. Ein Gemüth, das sich meist in Heiterkeit erhält, ist schon darum so schön, weil es immer auch ein genügsames und anspruchloses ist. Ich rede natürlich nicht von der durch Leichtsinn entstehenden Sorglosigkeit. Der Leichtsinn schließt schon den Ausdruck der Heiterkeit aus. Denn dies schöne Wort wird in unserer Sprache immer nur im edelsten Sinn genommen. Was heiter macht, ist entweder die ruhig besonnene Klarheit des Geistes und der Gedanken, oder das Bewußtsein einer frohen, aber des Menschen würdigen Empfindung. Man kann nicht Heiterkeit moralisch gebieten, aber nichtsdestoweniger ist sie die Krone schöner Sittlichkeit. Denn die Pflichtmäßigkeit ist nicht der Endpunkt der Moralität, vielmehr nur ihre unerläßliche Grundlage. Das Höchste ist der sittlich-schöne Charakter, der durch die Ehrfurcht vor dem Heiligen, den edeln Widerwillen gegen alles Unreine, Unzarte und Unfeine, und durch die tief empfundene Liebe zum rein Guten und Wahren gebildet wird. In einem solchen Charakter herrscht die

Heiterkeit von selbst, wird nur durch wahren Kummer auf Zeiten verdrängt, doch bleibt sie auch da noch, nur in veränderter Gestalt und sich mit der Wehmuth vermählend, zurück. So ist sie beglückend und veredelnd zugleich. Daß zur Aufheiterung des Gemüths eine auch heitre Gestaltung der den Menschen zunächst und täglich umgebenden Dinge beiträgt, erkennt niemand so sehr an als ich. Ich bin daher ganz einverstanden mit dem Plan, der Sie zu dem Ende beschäftigt, und wünsche von Herzen, daß er gut von Statten gehen möge, und bitte Sie, mich von der Ausführung in einigem Detail zu benachrichtigen.

Es scheint als könne man den eigentlichen Winter als beendigt ansehen. Solche gelinde Winter wie der diesjährige sind zwar weniger schön für das Auge, und gewähren nicht die Wintervergnügungen, aber sie sind, was wichtiger ist, menschlicher. Die starren-machende Kälte hat schon für die Einbildungskraft, geschweige für das Gefühl etwas Beengendes und wahrhaft Fürchterliches, der Noth nicht zu gedenken, in welche ein strenger Winter die ärmeren Volksklassen versetzt, und der auch durch reiche Almosen nie ganz abzuhelfen möglich ist, da selbst wohlhabenden Haushaltungen der Unterschied eines strengen und gelinden Winters immer fühlbar bleibt.

Den 27. Februar.

Ich bin im Besitz Ihres Briefes vom 18. d. Monats und danke Ihnen sehr dafür. Ich freue mich, daß Sie fortfahren, wohl und heiter zu sein. Leben Sie heute recht wohl! Wenn mein nächster Brief abgeht, fangen schon die ersten Blätter an hervorzubrechen.

Mit unveränderlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Zweiundsechzigster Brief.

Tegel, im März 1835.

Ich erfahre immer nur durch Sie, liebe Charlotte, was man in den Zeitungen von mir sagt. Diesmal enthält es bloß Wahrheit, insofern es von meiner Gesundheit handelt. Bis jetzt hat mir der sonderbare Winter keinerlei Unbequemlichkeit zugefügt, doch hält man ihn für ungesund.

Wie aber die Leute dazu kommen, so oft und ohne alle äußere Veranlassung in den Zeitungen von mir zu reden! Es beweist recht, wie das Privatgeklatsche zur öffentlichen Sache geworden ist, da man nicht die Naivität haben muß zu glauben, daß es aus wahrem Antheil geschehe. Es ist die Sucht, Neuigkeiten mitzutheilen, welcher Art sie auch sein mögen. Ich erinnere mich oft bei solchen öffentlichen Erwähnungen, wie auffallend mir der erste Gedanke daran war. Als ich noch in Göttingen studirte, schrieb mir eine Frau, mit der ich im Briefwechsel stand: jetzt schreibe ich ihr oft, es werde aber eine Zeit kommen, wo sie nur in Zeitungen von mir lesen würde. Es kam mir damals ganz fabelhaft und abentheuerlich vor, daß mein Name in den Zeitungen sollte genannt werden. Man mischte damals noch nicht so häufig wie jetzt Privatverhältnisse den allgemein die Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Ereignissen bei.

Wenn Sie von Goethe's nachgelassenen Werken nur vier Bände gelesen haben, so fehlen Ihnen noch elf. Es sind

funfzehn neue Bände seit seinem Tode der damals schon vollendeten Ausgabe der 40 Bände hinzugekommen. Die Fortsetzung seiner Lebensgeschichte rathe ich Ihnen aber sehr zu lesen, sie ist an sich hübsch und anziehend, und umfaßt gerade die Zeit, wo Ewald mit Goethe oft in Offenbach zusammentraf, so daß Sie an dieser Epoche ein doppeltes Interesse finden werden, da Sie Ewald oft von dieser Zeit sprechen hörten, und Ihre Erinnerungen jener Gespräche mit den Goetheschen Erzählungen vergleichen können. Da er seine Lebenserzählungen selbst Wahrheit und Dichtung nennt, so mag er sich große Freiheit dabei erlaubt haben. Ich glaube nicht, daß diese nachgelassenen Schriften sonst viel enthalten, das Ihnen nützlich oder angenehm zu lesen sein könnte. Zu den optischen und naturhistorischen kann ich Ihnen nicht rathen, Sie werden von dieser Lektüre weder augenblickliche Befriedigung, noch irgend ernsthaften Gewinn ziehen.

Sie werden vielleicht in den Zeitungen ein Buch angekündigt gefunden haben, das den Titel führt: Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Wenn Ihnen dies in die Hände fällt, so rathe ich Ihnen, es nicht ungelesen zu lassen. Sie werden darin große Unterhaltung finden, und es wird Ihnen nicht entgehen, daß die Verfasserin sehr ausgezeichnet ist durch Geist und Talent. Sie ist Wittwe des als Dichter berühmten Achim v. Arnim und Enkelin der als Schriftstellerin so bekannten Frau v. Laroche; ihre Mutter war die Brentano, deren auch in Goethe's Leben so oft erwähnt ist, und die mehrere Kinder hinterlassen hat. Frau von Arnim lebt in Berlin, da ihr Mann in der Nähe Güter besaß. In ihrer ersten Jugend ging sie in Frankfurt am Main viel mit Goethe's Mutter um, die sie sehr lieb gewonnen zu haben scheint. Dadurch entstand

die Bekanntschaft mit Goethe selbst, anfangs nur durch Briefe, nachher persönlich. Sie hat nun zwei Bände Briefwechsel, theils mit Goethe, theils mit seiner Mutter, und einen Band Tagebuch drucken lassen. Das Hauptthema ist ihre leidenschaftliche Liebe zu Goethe. Nebenher kommen aber andere Erzählungen eigener und fremder Lebensereignisse, Betrachtungen und Raisonnements darin vor. Von Goethe geben uns diese Bände nur etwa dreißig Briefe, von welchen dazu einige nur wenig Zeilen enthalten. Große Anerkennung von Bettina's auch wirklich seltenem Geiste und ihrer wunderbaren Originalität geht allerdings aus diesen Briefen hervor. Der Briefwechsel fällt in das Jahr 1807 und in die zunächst darauf folgenden, wo die Verfasserin zwar gar kein Kind, sondern ganz herangewachsen, aber allerdings sehr jung war. Im Ganzen macht das Buch viel Aufsehen und findet viel Beifall, obgleich auch das wirklich Schöne und Geniale immer wieder mit Stellen untermischt ist, die durch die sonderbare Lebendigkeit des Ausdrucks mißfallen können. Ueberhaupt ist zu bedauern, daß sich mit der wahren und schönen Originalität so manche Züge wunderlicher Launen vermischen. Ueber Goethe's Mutter enthält das Buch viele und überaus hübsche Details. Diese war, wie es scheint, nicht gerade sehr bedeutend von Geist und Charakter; aber ihre Lebendigkeit, ihre Lust an Menschen und selbst an Vergnügungen, besonders eine gewisse originelle Stimmung mögen doch auf den Sohn eingewirkt haben. Das Arnim'sche Buch liefert recht lebensfrische Briefe von ihr. Eine durch Tiefe des Gefühls höchst interessante Erzählung in den Briefen der Frau von Arnim ist die Erzählung des Todes eines Fräuleins von Günderrode, von der Sie gewiß schon gehört haben. Sie brachte sich selbst ums Leben.

Eine unglückliche Liebe führte sie zu diesem gewaltsamen Entschluß.

Den 28. März.
(Elf Tage vor dem Tode Wilhelm v. Humboldt's.)

Ich besitze seit dem 23. Ihren Brief vom 18., liebe Charlotte, habe ihn aber noch nicht ganz gelesen, da ich meinen Augen wenig zutrauen darf, und mir andere Beschäftigungen dazwischen kamen. Mit unveränderlicher, inniger Theilnahme der Ihrige. H.

(Empfangen den 4. April 1835.)

So kam der 8. April heran und brachte mir von unbekannter Hand vom 4. April die Nachricht „einer gewiß vorübergehenden Erkrankung," so schonend als möglich. Es war der Todestag von Wilhelm v. Humboldt, als ich die Nachricht von unbekannter Hand erhielt. A. d. H.

Anmerkungen und Zusätze.

Zum dritten Brief.

(Erster Theil.)

In die Jahre von 1814 bis 1820 fielen die großen weltgeschichtlichen Begebenheiten und Wilhelm von Humboldt's Staats-Leben und Wirken. Lange Briefe konnte ich in dieser Zeit nicht bekommen, aber fortwährend empfing ich Zeichen und Beweise des Andenkens und Nachrichten über meine Vermögens-Angelegenheiten, ja ich fand die rührendsten Beweise der theilnehmenden Sorge in den öffentlichen Blättern.

Ich durfte mich nicht abhalten lassen, auch wenn ich nur selten und kurze Briefe erhielt, selbst lange Briefe zu schreiben. Doch schrieb ich anfangs nur selten, denn wo sollte ich den Muth hernehmen, einen mit den wichtigsten Geschäften belasteten Staatsmann, von der höchsten Bedeutung und Stellung, mit meinem Geschreibe zu beschweren! So mochte ich über Jahr und Tag geschwiegen haben.

Der Austritt von W. v. Humboldt aus dem Ministerium 1819 war eine öffentliche, viel besprochene, auch mir bekannte Sache. Schweigend und still vertrauend, wartete ich, was sich für mich daraus gestalten werde.

Endlich erschienen, gleich nach einander, zwei kurze Briefe, der dritte und vierte. Sie brachten Freude und Leben in meine Tage. Der Briefwechsel wurde nun bestimmt, festgestellt und

geregelt, weder Störung noch Unterbrechung trat wieder ein, und eine unversiegbare Quelle höherer Freude und jeder geistigen Erhebung war mir geöffnet.

Zum siebenten Brief.

(Erster Theil.)

Die Forderung, welche der siebente Brief ausspricht, erschreckte mich von mehr als einer Seite, obschon ich ihr zu entsprechen wünschte. Ich antwortete darauf folgendes (nach einer Abschrift, die ich behalten): „Der Wunsch, den Sie, hochverehrtester Freund, mir in Ihrem letzten Brief aussprechen, ist ein neuer Beweis Ihrer höchst gütigen Theilnahme, den ich sehr dankbar empfinde und erkenne, und zugleich tief die Verpflichtung fühle, Ihren Foderungen zu entsprechen. Zugleich aber gestehe ich, daß ich auch erschreckt bin, indem Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten mir entgegen treten. Zuerst erlauben Sie mir die Einwendung: Wo soll ich den Muth finden, Ihnen, der Sie Welt, Leben, Begebenheiten und Menschen in den größten Erscheinungen sahen, mein Leben in seinen Verhängnissen vorzuführen, die, wenn sie gleich für mich von großer Wichtigkeit waren, Ihrem Blick sehr unbedeutend erscheinen müssen. Dann ist auch vieles durch die Zeit verblichen; anderes, mehr noch, weit in die Vergangenheit zurück getreten, wodurch ein solches Unternehmen sehr erschwert wird. Die freundlich-schmeichelnden Belobungen meines Schreibens erkenne ich dankbar, sehe aber zugleich, daß sie mich ermuthigen sollen. Ich antworte auf der Stelle, wie Sie das wollen, um ganz ehrlich den ersten Eindruck auszusprechen. Gewähren Sie mir, theuerster, gütigster Freund! daß ich die Sache erst von allen Seiten ruhig erwäge. Ob ich die mir angeborene Schüchternheit, die mich beschämt zurückweist, beherrschen werde? ich wünsche es und will es hoffen, da mein Leben, auch in den verwickeltsten Lagen und Verhält-

nissen, wie in dem Innern von Ihnen gekannt, erkannt und verstanden sein möchte, und nur so, wie es bisher geschehen, in der einfachsten Wahrheit. — Daß ich noch einmal, und nur noch einmal auf Ihre viel zu gütige Belobung meines Schreibens zurückkomme, verzeihen Sie mir gewiß. Es ist große, unendliche Güte, das weiß ich, und kein Spott, ob es vielleicht den Schein des Spottes haben könnte; denn wessen Feder hat einen ähnlichen Zauber wie die Ihrige! Ich habe nie Anspruch an Schönschreiben gemacht; ich habe mich sogar vor dem Bestreben danach gehütet: denn ich meine, es führt dem Charakter manche Gefahren herbei. Früher als die meisten Frauen habe ich viel geschrieben, theils weil es so sein mußte, theils aus Neigung. Zuerst achtete ich streng darauf, daß ich mich, schriftlich wie mündlich, ausdrückte; dies ist Foderung meines Charakters, der das Unwahre und Falsche wegweist; dann hütete ich mich vor Uebertreibungen, die mir immer zuwider waren. So blieb wohl der Ausdruck meiner Empfindungen einfach und natürlich, um so mehr, da mir alles Gesuchte und Schwülstige sehr mißfällt. Da ich zugleich früher, als es meist der Fall ist, Geschäftssachen besorgen mußte, machte dies Klarheit der Darstellung durchaus nöthig. Auf diese Art gewann ich vielleicht mehr Uebung und Gewandtheit im Schreiben, als ich ohne diese Nothwendigkeit erlangt hätte; ich gewann zugleich diese Art der Beschäftigung zu meiner eigenen Ausbildung lieb, und schrieb viel für mich selbst. Wie hatte ich ahnden können, daß diese Uebung mir einst später den Weg bahnen würde, mich dem theuern Gegenstande vieljähriger liebevoller Verehrung wieder zu nahen! In dem was ich hier sage, erkennen Sie schon meine Bereitwilligkeit, Ihnen zu gehorchen, und ich darf die Bitte wiederholen: Gewähren Sie mir einige Tage der Ueberlegung. Nachher will ich Ihnen offen und gerade die Resultate derselben mittheilen.

„Eines aber erlauben Sie mir gleich einzuwenden: in dritter Person zu Ihnen zu reden, was ich allein für Sie schreibe, würde mir einen hindernden Zwang auflegen. Meine Verhäng-

nisse wie meine Bildung, beides ging aus meinem Innern hervor und wirkte dahin zurück. Tausend Frauen würden, hätten sie erlebt, was ich erlebte, ganz andere Schicksale daraus gestaltet haben. Diese, über uns gebietende Individualität verschmilzt mit dem ewig waltenden Geschicke, wie es scheint. Wir können nur handeln, wie wir handeln; Vieles, was Andre thun, auch wenn wir es nicht tadlen, weist, als unvereinbar mit uns selbst, unser Inneres weg. Ueber solche Begebenheiten läßt sich nur im innigsten Vertrauen und in der einfachsten, ich möchte fast sagen einfältigsten Wahrheit reden. Dem schwergeprüften, gereiften Gemüth ist der Schein ganz gleichgültig; es bewahrt das thränenschwer Erlebte gleich einem Heiligthum, verschlossen im Busen. Allein dem Allwissenden und der ewigen Liebe schließt es sich gläubig auf. Auch dem so innig und unendlich geliebten Jugendfreund kann und will es eben so offen da liegen, und nur ihm allein! Wozu dann eine fremde, eine gesuchte, einengende Form? Ich darf dies einwenden, weil es natürlich ist, und ich nur für Sie schreibe. Ich bin oft aufgefodert, meine Lebensbegebenheiten selbst zu schreiben, oder jemand zu autorisiren und dazu das Material zu geben, aber ich habe es immer verschmähet. Man gelangt nach ungewöhnlichen Schicksalen dahin, sie nur in ihren heilbringenden Folgen zu betrachten, sie mit Ehrfurcht als höhere Fügungen anzusehen, ja selbst dankbar darauf hinzublicken. Wie wenig ist am Ende der Bahn daran gelegen, was wir erlebten, wie wichtig, wie unendlich viel, was daraus hervorging! Sollte ich Ihrer Theilnahme gewürdigt, Ihres segenreichen Einflusses theilhaftig werden, so durfte auch nichts anders sein als es war. Demohnerachtet ist es natürlich, daß mich das Zurückrufen einer leidenvollen Vergangenheit sehr ergreift, und deshalb kann ich nicht gleich eine bestimmte Antwort geben. Sie wissen schon aus meinen früheren Briefen, daß ich ungewöhnlich und ungemein viel erlebte. Manche Bilder erbleichen und schwanken, ich möchte sie nicht wieder herauf holen, ja, ich darf das nicht; es würde mich zerstören, wollte ich zu lange verweilen in düstern, grauenvollen Gegenden. Sie scheinen sich selbst diese Einwendun-

gen gemacht zu haben, und wissen besser, als ich es sagen kann, daß, wer viel erlebt hat und großen Schmerz kennt, ihn schweigend ehrt, nicht davon redet, noch reden kann, indeß der, der den Schmerz weder kennt, noch versteht, unendlich davon erzählt. Ich erwarte mit Zuversicht die Antwort und darf sie erwarten, denn Sie zürnen gewiß nicht über meine zaghaften Einwendungen, und haben Nachsicht mit meiner Schwäche, indem Sie zugleich erkennen, daß es mein Wunsch und Wille ist, Ihnen zu gehorchen. Vielleicht übersende ich Ihnen schon früher, als Sie es erwarten, einige Bogen als Probe."

Zum neunten Brief.

(Erster Theil.)

Auf die wiederholten Fragen meines Freundes über die Bücher und Schriften, mit denen ich mich vorzugsweise und selbst von Kindheit auf beschäftigt habe, konnte ich nicht gleich so ausführlich, wie ich sollte, aus Mangel an Zeit antworten. So erlaubte ich mir einige Bogen zur Durchsicht vorerst zu übersenden, die an eine Freundin gerichtet, aber noch nicht ganz beendigt, denselben Gegenstand berührten. Es war in diesen Blättern auch die Rede von Goethe und von mehreren seiner Werke. Es waren vertrauliche, freundschaftliche Urtheile, die ich unbefangen aussprach und nicht ausgesprochen haben würde, hätte ich gewußt oder nur geahndet, in welcher engen Verbindung die beiden Männer standen. So verweilte ich unter andern bei der edeln Friederike in Sesenheim, mit deren Herzen Goethe ein so grausames Spiel trieb, sich auf Kosten ihres ganzen Lebensglückes ergötzte, und — ihrer nicht wieder gedachte! Wie er uns das auch in „Wahrheit und Dichtung" noch so hübsch erzählt, so wird es doch gewiß nicht ohne wehmüthige Theilnahme von Frauen gelesen, um so mehr, da es später leider erwiesen ist, daß es nicht Dichtung, sondern Wahrheit war, da

ja die unglücklichen Folgen dieser Bekanntschaft so schonungslos veröffentlicht worden sind. Ich stellte in diesem kleinen Aufsatz meinen theuern, zartfühlenden Freund, ohne ihn zu nennen, als einen gleich großen Mann neben Goethe; ich stellte seine hochherzigen Gesinnungen neben Goethe's ruhestörenden Muthwillen. Darauf antwortet der 9. Brief dieser Sammlung.

Zum zehnten, elften, zwölften und mehreren Briefen.

(Erster Theil.)

Es ist bekannt, wie heilig Wilhelm von Humboldt Jugenderinnerungen und den Genius der Jugend hielt. Das spricht sich in vielen der Sonette und auch in diesen Briefen aus. Der Bruder nennt in dem Vorworte zu den „Gesammelten Werken" des Hingeschiedenen jene tief empfundenen Poesien das Tagebuch, in dem ein edles, stillbewegtes Leben sich abspiegelt. Schöner, würdiger können die Sonette nicht wohl bezeichnet werden.

Die große Güte, ja die Freude, womit jedes Heft meiner Lebenserzählung aufgenommen wurde, war reicher Lohn für die darauf verwendete Mühe und Zeit. Wäre es nicht eine so seltene Erscheinung, und zugleich so charakteristisch zu erkennen, wie ein Mann, der von allen Seiten, und in den mannigfaltigsten Richtungen, ein so vielbewegtes, gehaltvolles Leben führte, mit so lebhaftem Interesse der Entwickelung eines Kindercharakters folgte, in dem einfach-still-ländlichen Leben des gebildeten Mittelstandes, so dürfte, könnte und würde ich nichts der Art mittheilen, wie es die Seiten 81, 95, 135 und mehrere aussprechen. Anfangs war ich geneigt zu glauben, ein Mann, der sich immer durch Geburt und Geist, in den ersten Verhältnissen, in gelehrten, künstlerischen und ästhetischen Verbindungen und Beschäftigungen bewegte, wolle einmal auch, in einfach wahrer, natürlicher Erzählung, das innere Familienleben eines ganz von

dem seinigen verschiedenen Kreises kennen lernen. Wie dankbar durchdrungen ich von dem gütigen Antheil an mir auch überzeugt war, konnte ich doch nicht denken, daß es nur aus Antheil hervorginge, indem ich mich bescheide, daß nicht leicht jemand bei einer solchen Erzählung Lust habe zu verweilen. So schrieb ich in Wahrheit nur aus Gehorsam und wurde reichlich dafür gelohnt, zuerst durch den gütigen Empfang und die hohe Würdigung, noch mehr aber durch die unbezweifelte Erkenntniß, daß es zugleich reine Freude am Einfachen, am reinen menschlichen Dasein und Leben war. Diese Freude nun wurde unendlich erhöht durch die beglückende Theilnahme an mir selbst, die ich ihm durch ein langes Leben seit früher Jugend in unwandelbaren Gesinnungen treu ergeben war. Aus solchem Gesichtspunkte wollen die Leser, welche bei diesen Briefen und auch bei den Zusätzen verweilen, die Mittheilung mancher Stellen betrachten, die beim Empfange beglückten und das reiche Gemüth des Verfassers mehr noch verklären.

Zum siebenzehnten Brief.

(Erster Theil.)

Es möchte eine Erklärung nöthig sein über die dunkeln Andeutungen, welche dieser Brief enthält. Zwar bin ich nicht im Stande die Räthsel zu lösen, nur erzählen kann ich das Geheimnißvolle, was Wilhelm von Humboldt so sehr interessirte.

Es schien nämlich ganz unzweifelhaft, daß etwas Geheimnißvolles, ja in ein unsichtbares Bereich Gehörendes, nie Aufgehelltes (so sorgfältig auch danach geforscht wurde) in meinem Vater lag. Auch war er sich dessen wohl bewußt. Ohne erfreut oder niedergeschlagen darüber zu sein, sprach er wol darüber, erzählte mehrere Erfahrungen aus verschiedenen Epochen seines Lebens, ernst, würdig, ohne festen Glauben, ohne Furcht, aber auch ohne spöttisches, starkgeisterisches Verwerfen. Er pflegte

wol zu sagen: den Zusammenhang zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt hat noch niemand durchschauet und erkannt.

Es waren weniger Erscheinungen, als Wahrnehmungen durch's Gehör; laute, ja lärmende Bewegungen in den von ihm bewohnten oder benutzten Zimmern, oft alsbald wenn er sie verließ, nie während seiner Gegenwart. Diese Geräusche waren dem Beschäftigungs-Geräusche gleich, das er in einem eigentlich gelehrten Leben durch die damit verbundenen Bewegungen erregte: Kramen zwischen Büchern, Schriften und Papieren; Zusammenrücken der Tische, Herbeiziehen der Stühle, bald langsames, bald schnelles Hin- und Hergehen — alles ebenso, nur lauter als es mein Vater betrieb; so daß Mutter und Kinder im unteren Stock oft glaubten, der Vater sei zu Hause. Dieser pflegte, wenn es das Wetter erlaubte, Mittags vor Tisch eine Stunde spazieren zu gehen oder zu reiten. Er hatte die Gewohnheit, dann seine Arbeitsstube zu verschließen und den Schlüssel einzustecken. In diesen Mittagsstunden war das Lärmen am lautesten. Sehr oft, wenn er zu Tisch kam, war er ernst, etwas düster und schweigend, aß wenig oder auch gar nichts. Ein andresmal erzählte er, ruhig immer, doch oft mit umwölkter Stirn: wenn er den Schlüssel einstecke und aufschließen wolle, scheine es, als ob der unsichtbare Theilnehmer des Zimmers, gleichsam als werde er überrascht, schnell aufspringe und mit Poltern, Umwerfen der Stühle in das Nebenzimmer eile, das aber immer von beiden Seiten verriegelt war. Sehr oft sei es so, daß er glauben müsse, es habe sich jemand auf sein Arbeitszimmer und zu seinen Papieren geschlichen. Trete er aber ein, finde er alles ungeändert, so wie er es verlassen, Bücher, Papiere, Federn u. s. w., alles am gewohnten Platz, den Stuhl wie den Tisch, an dem er zu schreiben pflegte, unverrückt. Die Mutter, die manche häusliche Geschäfte in einem benachbarten Zimmer, auf demselben Gange, in demselben Stock, vorzunehmen pflegte, sagte wol zu ihren heranwachsenden Kindern: Gott verzeih' mir — ich glaube, Euer Vater ist doppelt! — Was das Grauenhafte ungemein verminderte, war, daß die Nächte und auch die

Nachmittage still waren. Vormittags, besonders aber in den Mittagsstunden, waren länger als ein Jahr polternde Geräusche, was auch Besuchende wahrnahmen. Wirklich niederschlagend war es, daß alle Wahrnehmungen nicht bloß an sich unerfreulich waren, sondern daß auch kein tieferer Gehalt darin erkannt werden konnte. Sie waren weder anzeichend, noch warnend, noch weniger erhebend oder tröstend, alles sah wie ein Spiel böswilliger Geister aus, die nur Schrecken und Grauen erregen wollten. Indeß übte auch hier Gewohnheit ihr Recht. Wir hatten uns fast an die unheimlichen Unsichtbaren gewöhnt, und da sie uns nicht weiter schädlich berührten, ließen wir sie meist unbeachtet. Wie viele Nachforschungen und Untersuchungen man auch vornahm, keine derselben brachte erklärende Resultate. Mit dem Tode der Mutter, der früh erfolgte, verstummte alles Unheimliche, als ob es Anzeichen dieses Trauerfalles habe sein sollen.

Zum zwanzigsten Brief.

(Erster Theil.)

Die Bemerkung von mir, worauf sich die Beantwortung bezieht: „Sie bemerken, daß ich in einer sehr glücklichen Lage bin" u. s. w., habe ich gewiß nicht anders, als mit Freude und Dank erwähnt, ob ich gleich erst später mit allen näheren Verhältnissen bekannt werden konnte. Wo findet sich ein solches Zusammentreffen der Elemente wahren Glückes? Zuerst die reichen, mannigfaltigen Geistesgaben, die allgemeine Anerkennung derselben, ihr Einfluß und Wirken, dann die so ganz außerordentlichen Familienverhältnisse: Eine beglückende Nähe zweier Brüder, welche viele Jahre getrennt gewesen waren, die von allen Seiten ebenbürtige, ihn ganz beglückende Gattin und Lebensgefährtin, die alle seine Neigungen theilte, allen hohen Ideen folgen und darein eingehen konnte.... damit in Harmonie waren alle äußeren Verhältnisse.... die innigste Verbindung mit

Schiller! die bis dahin, und noch lange, ungestörte kräftige Gesundheit .... endlich auch alle anderen Begünstigungen des Glücks, worunter vor allen gehört, den letzten und nicht kleinen Theil des Lebens, frei nach seinen Neigungen, in dem schönen Tegel, seinen Lieblingsstudien zu leben.... Gewiß eine seltene, erfreuliche Erscheinung!

Zum zweiundzwanzigsten Brief.

(Erster Theil.)

Die Hindeutung auf gewissermaßen natürlich-magnetische Träume, deren hier gedacht wird, möchte noch einige, wenn auch nicht erklärende, doch deutlicher machende Worte erfodern, über eine seltsame und gewiß seltene physiologische Stimmung, wie solche mir durch oft wiederholte, immer gleiche Erzählung bekannt geworden ist, ohne Aufschluß gegeben zu haben, oder geben zu können.

Mein Vater erkrankte schwer und langwierig in meiner frühesten Kindheit. Gegen alle Erwartung der Aerzte wurde er erhalten und gerettet durch eine schwere Operation, die ein sehr geschickter Wundarzt, der hinzugezogen wurde, verrichtete. Derselbe wurde, nach erfolgter gänzlicher Genesung des Vaters, von der Familie wie ein theurer Wohlthäter geliebt und verehrt, und beide Häuser kamen in innige Verhältnisse, um so mehr, da Groß und Klein von gleichem Alter waren. Im nächsten Frühjahr wurde der erste Besuch in die benachbarte Stadt, zum Doktor und Regimentsarzt M., gemacht. Diese kleine, fröhliche Ausflucht war für uns Alle ein wahres Fest. Schon beim Stillhalten des Wagens, bei dem Aussteigen, bei dem Eintritt in den Hausflur wurde mein Vater still und bestürzt, mehr noch beim Eintritt in die Wohnstube. Das M—sche Haus war alt und winkelig, man fand sich nicht gleich darin zurecht, und ein versteckter Gang führte in einen kleinen Garten, von den Kin-

dern der Irrgarten genannt. Nach dem ersten Empfange sollten nun erst den Gästen ihre Zimmer angewiesen werden. Jetzt nahm der Gast den Hausherrn an den Arm, mit den Worten: „nun will ich Sie führen.“ Schweigend brachte er ihn erst in die Gastzimmer, dann durch alle Räumlichkeiten durch, vor dem Eintritt in jede Stube und Kammer die Bestimmung derselben bemerkend, und zuletzt auch kannte er den versteckten Gartenweg. Fast genauer als im eignen Hause, kennt er hier jedes Meuble, und giebt der erstaunten Gesellschaft folgenden Aufschluß: während seiner dreimonatlichen schweren Krankheit habe ihn jeder matte Krankenschlummer in dies Haus gebracht; er habe in allen diesen Räumen so oft und so lange verweilt, daß er alles auf's genaueste kenne. Da er aber den Schauplatz seiner Träume nie gesehen habe, es also keine Erinnerungen sein konnten, welche in der kranken Einbildung wieder aufstiegen, so habe er es ganz natürlich für phantastische, kranke Traumbilder gehalten, ohne weiter darauf zu achten. Man möge nun sein Erstaunen nachempfinden, wie er schon beim Stillhalten des Wagens, schon beim äußeren Anblick des Hauses, und immer mehr und mehr, seine Traumbilder verwirklicht sehe!

Er mochte gern bei dieser sonderbaren Erscheinung seines inneren Sehvermögens verweilen, und erzählte diese Erfahrung gern, und immer getreu dasselbe, so daß ich es ebenfalls getreu wiedergeben kann. Nie ist uns über die sonderbare Sache, die für Wilhelm von Humboldt lebhaftes Interesse hatte, und die er natürlichen Magnetismus nannte, ein näherer Aufschluß geworden. Wer möchte sich ein ähnliches inneres Vermögen wünschen! — Zschokke gedenkt in seiner Selbstschau eines ähnlichen inneren Sehevermögens, doch auch sehr verschieden, da es fremde Begebenheiten, und selbst Heimlichkeiten Andrer, vorüberführt.

Eine Antwort auf den Schluß des letzten Briefs findet sich unter meinen Papieren nicht mehr, doch einige Fragmente, die nur dahin gehören können, und denen, da sie charakteristisch sind, eine besondere Stelle hier eingeräumt werden mag.

„Wo fände ich Worte für den Gesammteindruck, den der Schluß Ihres unendlich gütigen Briefes auf mich gemacht hat. Erstaunen, Verwunderung, Beschämung und Freude, und selbst eine Art Erschrecken — vor allem aber tief gerührte Dankbarkeit für Ihre sich immer gleich bethätigende Sorge und Theilnahme, und — für Ihre, mich tief rührende, alles aufwiegende Würdigung meines so unbedeutenden Werths. Welche reiche Entschädigung für manches bittere Weh!“

„Ist Licht in meiner Seele, so ist es ja nur durch Sie mehr entzündet mein Eigenthum geworden. Sollte ich nun herausgeben, was mich bereichert, belebt, beseelt und beseligt, wie arm, wie todt, wie entseelt würde ich werden!“

„Sollen, dürfen wir Frauen, die Schätze unsers Innern, den größern oder geringern Reichthum unsers Gemüths herausgeben? soll er nicht vielmehr nur uns beleben und erwärmen?“

„Ihnen, ja Ihnen, mein hochverehrter, angebeteter Freund! möchte sich mein ganzes Innere zeigen, und nur Ihnen, um von Ihnen verstanden, getröstet, belehrt, berichtigt, zurecht gewiesen zu werden. Dies unbegrenzte Vertrauen, womit ich immer zu Ihnen, ohne alle Scheu, reden kann und rede, wundert mich oft selbst, und scheint mir oft wunderbar, bei der Ehrfurcht, die mich natürlich erfüllt. Wie haben Sie es nur angefangen, es mir einzuflößen!“

„Niemals könnte ich mich entschließen, so hervorzutreten. Es gehört dazu eine Kühnheit, die mir ganz versagt ist. Wie dankbar ich fühle, wie ehrend es für mich wäre, unter Ihrem Schutz öffentlich zu stehen (o! ich habe das lange gewußt, und schwieg dennoch). Aber gewiß ist mir diese demüthige Schüchternheit angeboren, meine Verhängnisse haben sie nur vermehrt. Es mag indeß sein, daß, was vor den Sonnenstrahlen des Glückes sich entfaltet, die kühnen Blicke erträgt, indeß das, was

im dunkeln Schatten verborgen sich erschließt, gleichsam erschrickt und welket."

„Doch will es mir auch im Allgemeinen vorkommen, als ob Frauen des schützenden Schattens der Verborgenheit bedürfen. So, wie wir ihn verlassen, sind unzählige geschärfte Pfeile auf uns gerichtet, die ihr Ziel nicht verfehlen. Nein, nie fände ich den Muth, der dazu gehört, wie durchdrungen von Dank für Ihre Güte ich auch bin. Zwischen Therese Huber und mir kann kein Vergleich Statt finden. Sie war eine Tochter von Heyne, Forster's und Huber's Gattin, in ihr hatten sich ungewöhnliche Kräfte entwickelt, bei der reichsten Phantasie. Was aber habe ich!"

„Da wir aber einmal auf diesen Punkt gekommen sind, so gestehe ich Ihnen gern ein, — obschon im Ganzen gegen Sie darüber zu schweigen ein eben so heiliges als zartes Gefühl gebietet, — daß ich es für eine wahre Himmelswohlthat erkennen würde, wenn ich in späteren Jahren — sollte dies schwere Loos meiner warten — wieder frei von Arbeitsdruck werden könnte. Doch müßte es auf eine Art sein, die sich mit meiner ganzen Individualität vereinbaren ließe, da, wie Sie sehr gütig bemerken, dieser nicht alles angemessen sein dürfte, was für Andre vielleicht willkommen wäre. Immer werde ich auch in diesem Betreff zu beklagen haben, daß der für mich so wohlwollend gesinnte Herzog von Braunschweig so früh bei Waterloo gefallen; hätte er länger gelebt, so würden meine Verluste mir durch seine Gerechtigkeit ersetzt und dadurch mir sorgenloses Alter gesichert worden sein!"

„Aber ich will und darf mit den Fügungen nicht rechten! Alles mußte so kommen, und nichts durfte fehlen, wenn ich das erreichen sollte, was das Schicksal — oder lassen Sie mich nach meiner Weise sagen, die Vorsehung — mir bereiten wollte: Ihnen, mein geliebter, angebeter Freund! näher zu kommen, Ihrer Freundschaft theilhaftig zu werden, wie Ihres Einflusses auf meinen Charakter und dessen Entwickelung."

„Auch bleiben mir in Wahrheit schöne und reiche Genüsse, deren selbst manche reiche Frau entbehrt, Genüsse, welche der aus früherem Wohlstand Verarmte in seine Verarmung mit hinüber nimmt, und die dem in Armuth Aufgewachsenen ganz fremd sind, weil dieser im Reichthum allein die sichere und unerschöpfliche Quelle des Glückes zu sehen pflegt. Ich habe zwar ein mühevolles Geschäft gewählt, aber es ist kunst- und naturverwandt. Ich gewinne durch Mühe und Fleiß eine Unabhängigkeit in freier Natur und unbemerkter Einsamkeit, wie sie meinen tiefsten Neigungen gemäß ist und entspricht. Ich habe mir ein ganz freies Erholungszimmer gerettet und bewahrt, und dahin flüchte ich, wenn meine täglich wiederkehrende Last mich zu schwer bedrückt. Das Ganze meiner Thätigkeit nimmt wol meine Gedanken, Sorgen und Anordnungen vielfach in Anspruch, aber der, zwar kleinere, doch glücklicherweise nicht fehlende mechanische Theil meiner Beschäftigung läßt den Geist völlig frei, und dann mir selbst überlassen, spinne ich die Ideen Ihres letzten Briefes in tiefster Seele fort, und erkenne mit heißem Dank, wie sie, neben den köstlichen Gaben der Theilnahme und des Trostes, vor allem bezwecken, mich über Leben und Verhängnisse zu erheben, und mich auf die Höhe zu geleiten, aus der Sie selbst beides betrachten.“

Staats Bibliothek Bamberg

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Luß

Humboldt, Wilhelm <<von>>,

Briefe an eine Freundin [i.e. Charlotte Diede]

Bd.: 2

Leipzig 1847

Bamberg, Staatsbibliothek -- Ep.o.54(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11447465-6